



Björn Harmening  
Die Tharon Saga, Teil 7  
Die drei Wanderer



Björn Harmening  
Die Tharon Saga, Teil 7  
Die drei Wanderer  
© 2019 Ascia in Silva Books - Björn Harmening  
Klunkau 22, 38226 Salzgitter  
Alle Rechte beim Autor  
Printed by Amazon

Björn Harmening

# Die Tharon Saga

## Teil 7

Die drei Wanderer

## **Prolog**

Ein scharfer, andauernder Südwestwind wehte über die weite und trockene Ebene. Er wirbelte Staub auf, der allgegenwärtig war und auf Meilen die Sicht wie ein immerwährender Nebel trübte. Nichts wuchs in dieser Einöde. Kein Baum und kein Strauch konnten in der für immer toten Erde Wurzeln schlagen und nach Wasser graben. Nicht einmal Moose und Flechten wollten sich zwischen den Felsen, die überall auf der Ebene verstreut lagen, ansiedeln.

Die Sonne schien fad auf dieses Land herab, getrübt und ihrer wärmenden und belebenden Strahlen beraubt. Nur eine schmutzig-gelbe Scheibe war von ihr zu sehen, wenn der Himmel nicht von dunklen Wolken bedeckt war.

Doch regnen wollte es auch niemals an diesem Ort und so blieb er eine trockene Wüstenei. Diese Einöde erstreckte sich über viele Wegstunden nach Nordosten und wurde an vielen Stellen von seltsamen, sich tief in das Land hineinfressenden Spalten durchzogen, die weiter im Norden ein regelrechtes Netz bildeten und schließlich in einem riesigen, tiefschwarzen Schlund mündeten. Wie von der Faust eines Giganten in den Erdboden geschlagen, gähnte dieser Schlund an der Stelle, an der einst ein schwarzer, zerklüfteter Berg gestanden hatte, der in die Tiefe versank – am Tag, als die große Schlacht geschlagen worden war. Der Schlund drohte alles zu verschlingen, was sich in seine Nähe wagte.

Oft riss die Erde in seiner Nähe auf und bildete dabei neue Gräben, aus denen eine Zeit lang giftige Dämpfe entstiegen, die der Wind dann verwehte. Seine Tiefe war unergründlich und trug eine unerklärliche Bos-

heit in sich. Nicht einmal die wenigen Aasvögel, die das Land gelegentlich durchstreiften, wagten es, über den Schlund zu fliegen. Dennoch schien es Leben dort zu geben. Niedriges Leben, das sich von noch niedrigerem Leben ernährte und lange Zeit im Verborgenen verbracht hatte, bis es soweit war, sich an die Oberfläche zu wagen.

Eine Art Lurch kroch am Rand des großen, schwarzen Abgrunds empor, untersuchte seine Umgebung mit einer andauernd hervorschnellenden Zunge und blieb dann für lange Zeit auf dem Gestein liegen. Das seltsame Tier war nicht größer als der Finger eines Mannes. Seine Haut besaß eine fahl-gelbliche Farbe und war voller Schwielen und Warzen. Die Augen des hässlichen Tieres waren hellwach und leuchteten in einem seltsamen Rot, das gelegentlich pulsierte wie der Schein eines Feuers. Diese Augen beobachteten die tote Umgebung sehr genau – und sie fanden Gefallen daran.

Das Tier begann sich zu erinnern. Für ein solches Wesen sehr ungewöhnliche Gedanken schossen durch den winzigen Kopf. Es wurde sich langsam seiner selbst bewusst und erwachte aus einer viele Jahrhunderte währenden, quälenden Ohnmacht, in der nur der Hass als einziges Gefühl geblieben war. Irgendwann bewegte es sich endlich wieder und kroch von seinem Ausgangspunkt fort. Zunächst sehr langsam, dann immer schneller werdend, huschte es zwischen den Felsen hindurch und suchte sich in jeder Ritze Deckung vor eventuellen Fressfeinden.

Das Tier nagte an einem verwitterten Schädelknochen, den der ständig wehende Wind aus dem Staub befreit hatte. Das Tier kroch in die Augenhöhle des Schädels

und kam aus dem klaffenden Loch auf der Rückseite wieder hinaus.

Es erinnerte sich – oh ja, es erinnerte sich nun immer besser, was es einst gewesen war und wieder werden wollte. Erst jetzt wurde dem Tier bewusst, dass es sich nicht mehr verbergen musste. Es kroch auf einen Felsen hinauf und wartete auf dieser erhöhten Position. Es wartete geduldig, bis irgendwann das heisere Krächzen und die Flügelschläge zu hören waren. Der aschgraue Vogel mit dem langen, nackten Hals und dem gekrümmten Schnabel packte den Lurch und verschlang ihn, noch während er sich wieder in die Luft erhob. Die vormals gelblichen Augen des Vogels leuchteten nun rot und er flog mit einem triumphierenden Schrei nach Nordosten davon ...

## **Winter in Tharon**

Dichter Regen überzog die weiße Stadt. Wie ein andauernder Vorhang prasselte er nun schon seit Tagen auf Tharon und das Umland herab. Die grauen Wolken schienen über dem Tal des Ihreas festzuhängen und der Fluss, der die Stadt mit den vielen Brücken umspülte, schwoll an. Einige der Entwässerungsgräben waren mit den Wassermassen bereits überfordert und die Dämme liefen über, so dass die Außenbezirke an manchen Stellen unter Wasser standen. Soldaten und Handwerker schichteten dort Sandsäcke auf, um die Schäden möglichst gering zu halten. Ihr Erfolg war jedoch mäßig. An vielen Stellen brach das Wasser wieder durch und überspülte die Straßen erneut. Wer von den übrigen Bewohnern nicht hinaus musste, blieb in seinem Heim oder floh vor dem Wasser zu Bekannten und Verwandten, deren Wohnungen verschont geblieben waren.

Es war Winter in Tharon, jener großen, unglaublichen Stadt, deren weißes Strahlen im Sonnenschein des Sommers ansonsten die Herzen berührte und schon tausendfach besungen worden war. Tharon, Hauptstadt des Kaiserreiches, Sitz des Völkerrates und Heimat der Familie Tauris, die seit Generationen auf dem Thron saß – seit Yardoan Tauris das Reich zurückerobert und die Völker im Kampf gegen das dunkle Volk vereint hatte.

Doch das war inzwischen über zwei Jahrhunderte her und bereits mehr Mythos als Realität. Es herrschte Frieden im Reich; seit dem großen Krieg war es nicht mehr zu nennenswerten Konflikten gekommen. Die Satzung des Völkerrates verbot Expansion. Nur wer sich freiwillig dem Reich anschloss, wurde in den Rat

mit einbezogen. Tharon war somit eine Ratsmonarchie und der Kaiser musste sich vom Volk bestätigen lassen. Keiner der Nachfolger von Yardoan war bisher am Votum des Volkes gescheitert. Ihre Macht wurde vom Völkerrat kontrolliert und begleitet. Weise Frauen und Männer der unterschiedlichen Völker saßen im Senat – es waren glückliche Zeiten.

Dennoch waren sie auch nicht ohne Probleme. Es gab Missernten, Dürreperioden, Unwetter, vor der Bucht von Pora-Artis lauerten wieder Piraten den Handelsschiffen auf, Wargländer und Veromanen stritten über ein Stück Land – kurz, das Leben spiegelte sich auch im tharonischen Reich wider.

Aber es herrschte Frieden und es war Winter in Tharon. Der Regen sammelte sich in den Vertiefungen der Straßen oder floss in den Rinnen in kleinen Bächen dahin. Das Licht der Fackellaternen wurde in Pfützen reflektiert, in die Tausende von Tropfen einschlugen und die Spiegelbilder dauernd wieder verzerrten. Die wenigen Menschen, die sich hinauswagten, huschten schnell und Deckung suchend durch die nassen Straßen.

Nur einige der strahlenden Alven, die in Tharon zu tun hatten, schritten erhobenen Hauptes und mit fröhlichen Gesichtern und Gesängen auf den Lippen durch die nächtliche Stadt. Einsam durchstreiften hingegen die Stadtwachen die Gassen und Parks und riefen gelegentlich die Stunde aus.

Die belebteste Gegend in Tharon war um diese Zeit noch das Südviertel Triviere mit seinen etlichen Gasthäusern und Tavernen. Trotz der späten Stunde und des schlechten Wetters zog hier noch einiges Volk umher und besuchte die Gaststätten. Vor allem aus dem

„Fröhlichen Hisperianer“ drangen noch lauter Gesang und Gelächter in die Nacht hinaus. Das verwinkelte kleine Gasthaus besaß einen Schankraum mit einer Bühne in der Mitte, auf der drei Musiker standen und mit ihren Instrumenten Stimmungslieder spielten, welche von den Gästen mit Gesang und rhythmischen Klatschen begleitet wurde.

Vor allem eine Gruppe junger Männer, die direkt vor der Bühne standen, jubelten begeistert und laut mit, während sie dabei Unmengen an Gebräu in sich hineinschütteten und die leeren Becher achtlos hinter sich warfen. Allerdings wurde ihr Verhalten offensichtlich nicht von allen anderen Gästen begrüßt, denn etliche der zumeist älteren Leute blickten eher missmutig zu ihnen herüber.

Weiter hinten in den verwinkelten Ecken saßen verschiedene Gestalten, die trotz des Krachs versuchten, sich zu unterhalten. Eine Gruppe von reisenden Dwanen blickte öfter zu den jungen Männern herüber und schüttelte die bärtigen Köpfe. Nach einiger Zeit riefen sie den Wirt herbei und beschwerten sich bei ihm. Der stämmige Mann mit dunklem Vollbart und pechschwarzem Haar blickte nun ebenfalls finster zu den Störenfrieden herüber, nickte dann den Dwanen zu und ging zu der Gruppe junger Männer hin, um mit ihnen zu sprechen. Er versuchte mehrere der Betrunkenen anzusprechen, hatte jedoch keinen Erfolg damit. Schließlich gab der Wirt den Musikern ein Zeichen, so dass sie für einen Moment aufhörten zu spielen.

Schlagartig war es still im Gastraum und die jungen Männer starrten den Wirt verwundert an. „Heda, Wirt, weshalb lasst Ihr die Musik nicht weiterspие-

len?“, protestierten sie und einer von ihnen – offenbar der Redeführer – trat mit glasigem Blick näher an den Besitzer des Gasthauses heran. Er besaß eine schlanke und drahtige Figur, war hochgewachsen und im nüchternen Zustand sicher sehr gewandt. Doch jetzt schwankte er und versuchte sein Gleichgewicht zu halten. Sein dunkles, etwa schulterlanges Haar hing ihm wild in sein Gesicht, das hochrot angelaufen war und eigentlich sehr sympathisch aussah. Im Moment grinste sein Besitzer jedoch auffällig provozierend, so als sei er sich absolut sicher, dass ihm nichts geschehen könne.

Der Wirt nahm etwas Abstand zu dem jungen Mann. „Junger Herr, wir haben noch andere Gäste hier im Schankraum, die sich von Euch ein wenig gestört fühlen. Ich möchte Euch und Eure Freunde bitten, etwas weniger Lärm zu veranstalten“, bat er höflich aber bestimmt.

„Andere Gäste, die sich gestört fühlen?“, lallte der junge Mann. „Wer fühlt sich hier gestört?“, rief er in den Schankraum hinein und drehte sich dabei um die eigene Achse. „Wer, hä?“

Alle anderen anwesenden Gäste, die sich das Schauspiel angesehen hatten, drehten sich nun weg und blickten auf ihre Tische oder begannen verlegene Gespräche mit ihren Nachbarn. Doch der Betrunkene und seine Freunde schienen sich damit nicht so einfach zufrieden geben zu wollen und riefen die anderen Gäste mit Beleidigungen und entsprechenden Gesten an.

Der Gesichtsausdruck des Wirtes wurde um Einiges finsterer, aber er versuchte es erneut mit Worten:

„Junger Herr, bitte gebt Ruhe. Die Musik soll sogleich wieder spielen, aber bitte beruhigt Euch.“

„Ich soll mich beruhigen?“, brüllte der betrunkene junge Mann. „Wisst Ihr überhaupt, wer ich bin?“, fragte er wütend und überheblich zugleich.

„Das ist mir nun egal. Ihr habt augenblicklich dieses Gasthaus zu verlassen“, brummte der Wirt nun böse und packte den Betrunkenen am Kragen. Kaum hatte er das getan, wurde er selbst von einer hochgewachsenen Gestalt gepackt, die zuvor in einer dunklen Ecke des Schankraumes gestanden hatte, jetzt urplötzlich hervorschnellte und dem Betrunkenen zu Hilfe kam. Ein kurzer aber für den Wirt schmerzhafter Griff an dessen Arm und er musste den Jungen loslassen.

Die Gestalt war mit einem dunklen, bis zum Boden reichenden Mantel gekleidet und trug eine weite Kapuze auf dem Kopf. Die Kraft des Griffes war erstaunlich und erschreckend zugleich und der Wirt wich mehrere Schritte zurück.

Sein Gegner zog seine Kopfbedeckung zurück und es wurde sichtbar, wer den betrunkenen jungen Mann schützte: Ein Krieger der Boa. Seine Hautfarbe besaß ein tiefes Schwarz und sie glänzte matt wie eine polierte Steinplatte. Ein schmaler rot gefärbter Streifen Haar zog sich längs über seinen Kopf und endete in mehreren langen Zöpfen, die mit kleinen Knochen und Zähnen von wilden Tieren durchflochten waren. Die Augen des Mannes leuchteten strahlend hell und es waren keine Pupillen in ihnen zu sehen. Sein Blick aber war durchdringend und seine Statur mehr als furchteinflößend. Er blickte den Wirt an und schüttelte ganz leicht seinen Kopf. Es war eine kaum wahrnehmbare Bewegung, doch sie war mehr als eine deutliche

Warnung. Weder der Wirt noch irgendeiner der anderen Leute in der Gastwirtschaft hätten es auch ansonsten noch gewagt, gegen diesen Krieger anzutreten, denn die Boa galten als beinahe unbesiegbare. Sie kamen aus einem geheimnisvollen Land tief in Aschtia und schienen übernatürliche Kräfte zu besitzen. Manche Gerüchte behaupteten sogar, sie seien dunkelhäutige Verwandte der Alven. Die hellen, scheinbar pupillosen Augen waren eines der eigenartigen Merkmale an ihnen. Es lebten nicht sehr viele von ihnen in Tharon, aber es war bekannt, dass die Wenigen, die man gelegentlich hier sah, der Familie des Kaisers dienten.

Der Wirt war von dieser Erkenntnis beinahe noch mehr betroffen, als über das überraschende Erscheinen des Kriegers und er stand nun wie angewurzelt da und starrte den Boa und den jungen Mann abwechselnd an.

„Ja, da staunt Ihr, wie?“, lallte der Betrunkene nun wieder und sah sich triumphierend um. „Jetzt wisst Ihr, wer ich bin. Ich bin ...“

Der junge Mann wurde unterbrochen, denn der Krieger trat nun dicht neben ihn und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Offensichtlich brachte ihn das ein wenig aus dem Konzept, denn er blickte seinen Beschützer beinahe betroffen ins Gesicht und schien bestürzt zu sein. „Aber ..., aber du sollst mich doch ..., du wirst doch nicht“, stotterte er und schüttelte seinen Kopf.

Der Boa kam wieder näher und flüsterte ihm noch etwas zu, was den jungen Mann offenbar vollkommen aus der Fassung brachte, denn er drehte sich um und verließ mit schnellen Schritten das Gasthaus.

Der schwarze Krieger drehte sich noch einmal zu dem Wirt, raunte mit tiefer Stimme: „Verzeiht die Umstände“ und folgte dem jungen Mann hinaus.

Der nächste Morgen war grau und trüb. Der scheinbar endlose Regen hatte zwar endlich nachgelassen, aber noch immer hingen dichte Wolken am Himmel und drohten damit, ihre Last erneut auf die große weiße Stadt und den weiter anschwellenden Fluss niederzulassen. Vilian stand mit schmerzendem Schädel und geröteten Augen im Audienzsaal des Palastes und starrte mit unstemem Blick umher. Weder die hohen weißen Säulen, noch die an den Wänden hängenden Reliefs mit Darstellungen aus der langen Geschichte Tharons interessierten den jungen Mann. Fast schien es so, als suchte er eine Möglichkeit zur Flucht aus diesem Saal, doch er musste sich der Verantwortung stellen, so viel war sicher.

Und diese Verantwortung kam in Form von lauten, fast hörbar wütenden Schritten, die von dem glatten Marmor widerhallten, näher. Der junge Mann fürchtete sich eigentlich nicht wirklich, dafür hatte er das kommende Ritual schon viel zu oft durchgestanden. Es war nur so, dass er es hasste, sich erklären zu müssen – den Spaß und das Vergnügen des gestrigen Abends zum Schein zu verabscheuen und Besserung zu schwören. Wie oft hatte er das eigentlich in der letzten Zeit getan? Vater war in dieser Hinsicht – und nicht nur dabei – äußerst penibel und verstand ihn, Vilian, einfach nicht. Dabei brauchte er sich doch eigentlich um nichts zu kümmern. Was ging ihn die Jugend und ein wenig Vergnügen seines Sohnes an? Schließlich befand Vilian sich doch in sicheren Händen. Torok der Boa war ein guter Leibwächter, allerdings offen-

sichtlich auch ein redseliger und nicht sehr treuer Denunziant, wie es schien.

Vilian löste den Zopf und ließ sein Haar offen herabhängen. Sein Blick war nun nach unten gerichtet und die Schultern nach vorn gebeugt. Auf diese Weise erweckte er nach seiner Erfahrung am ehesten den Eindruck von Reue. Vater betrat das Halbrund zwischen dem Thron, der auf einer Empore aus dunklem Holz stand, und der sichelförmigen Anordnung der Sitzreihen der Senatoren Tharons.

Es war ein geschichtsträchtiger Ort, an dem Vater und Sohn sich trafen und Radian Tauris, Kaiser des Reiches, hatte diesen Ort nicht umsonst gewählt. Neben dem großen Kuppelsaal der Völker, in dem die Krönungszeremonien und die wichtigsten Entscheidungen des Rates gefällt wurden, war dies hier eine der Stätten, an denen das Volk jedwede Frage, Sorge oder Meinung dem Kaiser oder den Senatoren entgegenbringen konnte. Es war ein Ort, der Verantwortung atmete, wie Radian Tauris sich immer ausdrückte.

Vater kam näher und baute sich direkt vor ihm auf. „Sieh auf!“, sagte er in einem äußerst strengen Ton und sein Sohn befolgte diesen Befehl, denn es war zunächst einmal klüger, Vater nicht noch mehr zu reizen. Radian Tauris besaß das gleiche dunkle und volle Haar wie sein Sohn. Lediglich an den hohen Schläfen ergraute es bereits ein wenig. Das gebräunte Gesicht mit den markanten Zügen wurde von einer etwas gekrümmten Nase und einem starken Kinn beherrscht. Der Kaiser war schlank aber noch immer kräftig und seine aufrechte Haltung spiegelte seine gesamte Lebensart wider.

Radian Tauris war durch und durch pflichtbewusst, gerecht, gütig – und mit einem verantwortungslosen Sohn gestraft. Mit zusammengezogenen Augenbrauen betrachtete er Vilian, der seiner Mutter so sehr ähnlichsah. Bei diesem Anblick schmerzte Radian stets die Erinnerung an seine Frau, die viel zu früh verstorben war. Seinem Sohn fehlte die Mutter und er selbst hatte wahrscheinlich stets zu wenig Zeit für ihn gehabt. Möglicherweise war das die Erklärung für die Eskapaden des Jungen.

Der Kaiser machte sich selbst Vorwürfe, während er vor seinem Sohn stand und möglichst streng in dessen Augen blickte. Es waren dieselben Augen, wie Arwiene sie gehabt hatte ..., doch er durfte sich jetzt keine Schwäche erlauben. Er musste seinem Sohn ins Gewissen reden und ihn diesmal möglicherweise endlich einmal wirklich ernsthaft strafen. „Du hast mich wieder einmal enttäuscht“, begann er mit ernster Miene. „Vater, ich ...“, versuchte Vilian sich zu rechtfertigen. „Schweig! Ich versuche, meine Gedanken zu ordnen“, unterbrach Radian seinen Sohn. „Dein Benehmen ist deiner nicht würdig – es ist eines Tauris nicht würdig. Wann begreifst du das endlich? Dich in einem Gasthaus zu betrinken ist allein schon schlimm genug. Dort aber auch noch andere Gäste zu belästigen und dich dann auf deine Herkunft zu berufen, so als ob das alles rechtfertigen würde, das beschmutzt unsere Ehre. Wenn Torok nicht gewesen wäre, hätte dich der Wirt wie einen Landstreicher aus dem Gasthaus geworfen. Was geht nur in dir vor?“

„Vater ..., ich bereue das zutiefst, was gestern Nacht geschah. Ich war nicht mehr der Herr meiner Sinne und ...“

„Glaubst du etwa, dass deine Trunkenheit dein Benehmen entschuldigt?“, fuhr der Kaiser seinen Sohn an. „Das tut sie nicht. Im Gegenteil, sie verschlimmert es nur noch. Glaube nicht, dass ich dein Schauspiel nicht durchschaue. Deine Reue ist nicht echt und deine gebeugte Haltung spiegelt nicht den heuchlerischen Blick deiner Augen wider. Du wirst fortan deine Kammer nicht verlassen, bis ich mir eine passende Strafe für dein Verhalten überlegt habe. Geh jetzt!“, befahl Radian Tauris streng.

Vilian fühlte sich betroffen, denn so ernst war sein Vater noch niemals gewesen. Scheinbar hatte er diesmal den Bogen wirklich überspannt. Allerdings fühlte er keine Reue, eher Wut auf seinen Vater und vor allem auch auf Torok, von dem er sich verraten glaubte.

Während er sich in den oberen Stock des Gebäudes begab, in dem sich die Gemächer der kaiserlichen Familie befanden, malte Vilian sich heimlich aus, wie er sich an dem Boa mit einem Streich für dessen illoyales Verhalten rächen könnte. Plötzlich bemerkte der Junge, dass sich der dunkle Krieger direkt hinter ihm befand. Es war manchmal regelrecht unheimlich. Torok erschien oder verschwand wie ein Geist. Nun schritt er hinter Vilian her und sagte kein Wort.

„Vielen Dank auch“, zischte der Junge zynisch, während er das obere Stockwerk betrat und den langen Gang zu seiner Kammer im Westflügel des Palastes wählte.

Torok antwortete nicht sondern folgte Vilian weiterhin schweigend. Fast hatte es den Anschein, als triebe er den jungen Mann regelrecht in dessen Kammer, vor der dann er mit Sicherheit Wache hielt.

Kurz vor der Tür drehte Vilian sich um und blickte den Boa mit aller Verachtung, die ihm nur möglich war, an. „Ich dachte, du bist mein Diener und mir treu ergeben. Aber nun weiß ich, was du bist: lediglich ein feiger Verräter.“

„Ich diene dem treu, der es verdient. Du verdienst etwas ganz anderes“, antwortete der Krieger ruhig und mit fester Stimme. Seine weißen Augen leuchteten dabei besonders hell unter der dunklen Kapuze und sie schienen Vilian regelrecht zu durchbohren.

Der junge Mann war zu keiner Widerrede mehr fähig und betrat schnell sein Gemach. Er schloss hinter sich die Tür und fühlte sich zwischen Zorn und Scham hin und hergerissen. An diesem verfluchten Tag hatte sich offenbar alles gegen ihn verschworen. Gestern noch war er der gewohnte Anführer seiner Freunde gewesen, hatte bestimmt, wohin es ging und wer ihn begleiten durfte. Heute war er der Gefangene seines Vaters Strenges und bewacht von einem Leibwächter, der ihn offensichtlich mehr hasste, als treu zu sein. Weshalb war das Schicksal nur so ungerecht zu ihm? Das fragte Vilian sich voller Selbstmitleid und ging zu dem hohen, in einen kunstvollen Bleirahmen eingefassten Fenster hin. Er blickte hinaus in den trüben Himmel, der selbst die hellen Bauten des Palastbereiches der Stadt grau und unfreundlich aussehen ließ. Es war Winter in Tharon ... und er, der Sohn des Kaisers, saß in seinem Gemach fest.

## **Verbannung**

Radian stand nachdenklich zwischen dem Thron und dem Halbrund der Senatorensitze und blickte seinem Sohn hinterher. Der Kaiser fühlte sich in solchen Momenten alt – alt und hilflos. Was sollte aus Vilian nur werden, wenn es an der Zeit war? Wie sollte dieser junge Mann nur die Verantwortung übernehmen, welche die Familie Tauris nun schon seit 213 Jahren in Folge innehatte? Wie oft schon hatte er seinem Sohn die Geschichte der langen Reihe von Kaisern des neuen Reiches erzählt. Angefangen bei Yardoan, dem großen Retter von Tharon, über viele seiner Nachfolger, die sich alle um den Frieden zwischen den Völkern verdient gemacht hatten, bis hin zu Radians Großvater Trigiu und seinem Vater Harmes.

Sie alle waren keine wirklichen Helden mehr, denn Heldentaten waren in diesen Zeiten der Ruhe und des Friedens gar nicht notwendig. Aber schließlich zeichneten sie sich alle als hervorragende Diplomaten aus. Doch wie sollte Vilian in diese Rolle hineinwachsen? War er vielleicht nicht geschaffen für das Amt, endete die Herrschaft der Tauris mit Radian?

„Ihr grübelt zu viel, das verdirbt Euch die Laune und schadet Eurem Gemüt“, sagte plötzlich eine Stimme, die sich von hinten näherte.

Radian drehte sich um und lächelte seinen Berater Dogmard an. Wie immer kam dieser gerade im rechten Augenblick. Der ältere Mann mit dem bereits ergrauten, streng zurückgekämmten Haar, kam ihm mit gebeugtem Gang entgegen. Sein Rücken schien von der Last vieler anstrengender Jahre gekrümmt und sein linkes Bein zog er etwas nach. Die linke Seite seines Gesichtes war von furchtbaren Brandnarben zer-

furcht. Das Ohr auf dieser Seite war nur noch ein Stummel und der Mund hing seltsam verzerrt herab. Wenn Dogmard einmal sein seltenes Lächeln zeigte, dann wurde das Gesicht im Grunde zur Narrenfratze, denn sein Mund verzog sich nur auf der rechten Seite nach oben, während der linke Mundwinkel unten blieb und das Zerrbild eines Lächelns entstand.

Ganz im Gegensatz zu Dogmards abschreckenden Äußeren stand seine Weisheit, wie Radian fand. Seit vielen Jahren schenkte er diesem Mann nun schon sein Vertrauen, und es wurde niemals enttäuscht. Dogmard war Berater und auch Freund, auch wenn er sich immer etwas Abstand zu dem Kaiser bewahrte. Aber das machte ihn nur noch vertrauter, denn Höflinge gab es selbst in Tharon mehr als genug.

„Ich mache mir Gedanken um Vilian“, antwortete der Kaiser. „Seine gestrige Verfehlung ist die Fortsetzung einer ganzen Reihe von Dingen, die ein künftiger Kaiser einfach nicht tun darf. Er denkt ständig nur an sein Vergnügen, achtet meine Mahnungen nicht und benimmt sich auch ansonsten nicht so, wie es ihm angemessen wäre. Ihr solltet nur einmal sehen, wie er mit den Bediensteten umgeht. Sie alle scheinen ihn zu hassen. Ich habe versagt, alter Freund.“

„Was redet Ihr. Nicht Ihr habt versagt. Das Schicksal hat es Euch bisher schwer gemacht, aus Eurem Sohn einen würdigen Nachfolger zu ziehen. Und das ist doch Eure Sorge, nicht wahr? Ihr befürchtet gar, die große Familie Tauris wäre am Ende ihrer Herrschaft angelangt – zwei Jahrhunderte Kaiserwürde könnten mit Euch enden.“

„So ist es leider, Ihr habt wieder einmal meine Gedanken erraten, mein Berater“, nickte Radian.

„Oh, es ist nicht schwer, die Gedanken eines sich sorgenden Vaters zu erahnen. Aber sorgt Euch nicht zu sehr, es ist noch nicht zu spät.“

„Was ratet Ihr mir?“

„Euer Sohn ist rüpelhaft und ungehorsam, weil er das Leben noch nicht wirklich schmecken musste. Es ging ihm bisher alles zu leicht“, antwortete Dogmard mit gesenkter Stimme, als müsse er in sich gehen, um zu antworten.

„Ich dachte immer, es fehle ihm die liebende Mutter“, warf Radian ein.

„Sicher, aber auch eine liebende Mutter wird mit ihrem Kind strenger werden, wenn es nicht gehorcht. Sie ist immer da, aber nur so viel, wie es notwendig ist, um aus dem Kinde einen Mann zu formen.“

„Ja, vielleicht waren die Ammen zu nachgiebig. Alles wurde ihm sein Leben lang abgenommen. Doch wie soll er das Leben zu schmecken bekommen, wie Ihr Euch ausdrücktet?“

„Habt Ihr das nicht schon selbst einmal in Erwägung gezogen? Kann er sich hier, als Euer Sohn, von allen umsorgt, denn wirklich noch entwickeln?“, fragte der Berater des Kaisers nachdenklich.

„Ihr meint, ich solle ihn fortschicken?“

„Eure Weisheit gibt Euch die richtige Antwort, mein Kaiser.“

„Aber wohin denn? Und mit welcher Begründung?“

„Ich erzählte Euch bisher nicht viel aus meinem Leben. Doch lange bevor ich nach Tharon kam, lebte ich bei einem alten Meister der Lehrkunst in Arnlage.“

„Arnlage? Das liegt viele Meilen nordöstlich hinter den Bergen, jenseits des Warglandes, wenn ich nicht irre“, bemerkte Radian verwundert.

„So ist es. Schickt Vilian dort hin – zu meinem alten Meister.“

„Der wird doch sicher nicht mehr leben.“

„Oh doch, er lebt sicher noch. Seine Kunst umschließt alles Wissen der Natur und der Mechanik. Sein Name ist Wengard, er wird aus Vilian das machen, was er sein soll.“

Radian blickte nachdenklich zu Boden. Es war seinen Zügen anzusehen, dass er keinen besonderen Gefallen an den Gedanken fand, seinen Sohn aus Tharon zu verbannen und an einen fremden Ort zu schicken, um ihn dort von einem geheimnisvollen Fremden erziehen zu lassen. Doch bisher hatten sich die Ratschläge von Dogmard immer als weise und richtig erwiesen. Vielleicht formte ein etwas härteres Leben in der Tat einen verantwortungsvolleren Mann aus Vilian. „Ich muss darüber nachdenken und werde morgen entscheiden“, sagte der Kaiser nach einer ganzen Weile. „Ihr werdet wie immer recht entscheiden“, antwortete sein Berater, verbeugte sich und ging. Auch Radian verließ den Saal bald und begab sich in seine eigenen Gemächer.

Etwas weiter entfernt von dem Punkt, an dem die beiden Männer eben noch gestanden hatten, wagte eine Gestalt nun endlich wieder, tiefer und lauter zu atmen, als es in der vergangenen halben Stunde der Fall gewesen war. Sie hatte sich hinter den Sitzreihen der Senatoren verborgen und erhob sich nun langsam und äußerst vorsichtig. Ein helles, weibliches Gesicht mit vielen Sommersprossen darin und umrahmt von langen roten Haaren lugte vorsichtig hinter den Sitzlehnen hervor. Die junge Frau war etwa zwanzig Jahre alt und trug den grauroten Rock der Bediensteten des Pa-

lastes. Sie blickte sich noch immer ängstlich um und biss sich dabei vor Nervosität auf die Lippen. Sie wusste genau, dass sie eigentlich nicht hier sein durfte – ganz zu schweigen davon, dass eben gehörte Gespräch zu belauschen. Aber sie hatte nicht ahnen können, dass der Kaiser persönlich hier erschien und zunächst mit seinem Sohn und dann mit seinem Berater sprach.

Sie war heimlich Vilian gefolgt, denn sie sorgte sich um ihn. Sie sorgte sich ständig um ihn, seit dem ersten Tag, an dem sie den Sohn des Kaisers das erste Mal gesehen hatte. Sie wusste, dass es vollkommen falsch war, dass sie sich nicht um ihn zu sorgen hatte, oder ihm auf keinen Fall heimlich naheilen durfte. Aber sie konnte nichts gegen ihre Gefühle tun. Sie hatten ihr schon viel zu oft einen Streich gespielt. Viele Male schon hatte sie angenommen, dass er sie direkt anblickte, oder sie ansprach – doch es war immer nur jemand anderes gemeint gewesen. Er bemerkte sie überhaupt nicht in der Menge Bediensteter, die sich ständig um ihn herum befanden.

Sie wusste sehr genau, dass ihre Träume und Hoffnungen niemals Wirklichkeit werden würden. Aber dennoch war sie in diesen jungen Mann, in diesen ständig so nahen und doch so unendlich weit entfernten Menschen verliebt. Deshalb tat sie so unvernünftige Dinge, wie ihm hinterher zu eilen und ihn bei jeder Gelegenheit zu beobachten. Und jetzt hatte sie so lange in ihrem Versteck ausharren müssen und hatte mitgehört, was der Kaiser mit seinem Sohn vorhatte: Er würde ihn vielleicht fortschicken.

Chorenia erhob sich endgültig und schlich sich zwischen den Sitzreihen hindurch nach unten. Dann eilte

sie zu einer der Seitentüren und huschte, zum Glück unbemerkt von den Wachen, hinaus aus dem Saal. „Was hast du dir dabei nur gedacht, du dumme Gans?“, schimpfte sie innerlich mit sich selbst. Jetzt wusste sie Dinge, die zwar ihre Neugier befriedigten, die sie aber auf keinen Fall glücklicher machten. Er sollte fort von hier gehen – an einen Ort, von dem sie nicht einmal ahnte, wo er lag. Ihr ganzes Leben schien in diesem Moment zu zerbrechen. Wie sollte sie so weiterexistieren können? Was blieb von den Glücksmomenten übrig, in denen sie sich in seiner Nähe befand – auch wenn sie nur dazu da war, die Räume zu reinigen, die er betrat. Wie sollte sie nun noch jeden Morgen in der freudigen Hoffnung erwachen, ihn wieder zu sehen?

„Du bist wirklich eine dumme Gans. Eine dumme, schwärmerische Gans, von der er nicht einmal weiß, dass es sie gibt“, brummte sie und schüttelte den Kopf. Das Wechselbad der Gefühle ließ sie keinen klaren Gedanken fassen und sie lief direkt an einigen anderen Bediensteten des Palastes im gemeinsamen Aufenthaltsraum vorbei, ohne diese zu beachten. Die Frauen und Männer blickten ihr verwundert hinterher und fingen an zu tuscheln.

Viele von ihnen hatten bereits die Schwärmerei Chorenias für den Sohn des Kaisers bemerkt und lachten heimlich darüber. „Was sie nur jetzt wieder hat?“, fragten sie sich und ob Vilian sie vielleicht endlich einmal beachtet und bemerkt habe, dass sie sich wie eine verliebte Katze benehme?

Chorenia ließ das Gelächter hinter sich und eilte in ihre eigene Kammer im Erdgeschoss. Sie schloss die Tür hinter sich und lehnte sich mit dem Rücken

dagegen, als ob sie einen Eindringling fernhalten wollte. Langsam rutschte sie hinab und blieb auf dem Boden sitzen ...

Die Anspannung war beinahe unerträglich. Er hatte nun tatsächlich den ganzen gestrigen Tag in seinen Gemächern verbringen müssen und wurde von Torok und einigen anderen Männern, die vor seiner Tür standen, bewacht. Vilian konnte es beinahe immer noch nicht fassen. Vater schien es diesmal wirklich ernst zu meinen mit einer Bestrafung. Nie zuvor war er so konsequent gewesen und das verwunderte seinen Sohn – und es machte ihm auch ein wenig Angst, auch wenn er das niemals zugegeben hätte. Die Art, wie er hochschreckte, als sich die Tür zu seinem Gemach öffnete, zeigte jedoch deutlich seine Nervosität.

Es war nicht wie erhofft der Kammerdiener mit dem Frühstück für ihn, sondern in der Tat Vater, der in Begleitung von Torok und Dogmard, dem alten Berater, hereinkam. Vilian hatte den alten Mann noch niemals ausstehen können und sich schon seit seiner Kindheit immer möglichst von ihm ferngehalten. Die Tatsache, dass er nun mit anwesend war, verstärkte die Ablehnung bei dem jungen Mann nur noch. Sicher hatte dieser immer ein wenig geheimnisvoll scheinende Ränkeschmied etwas mit der ganzen Sache hier zu tun, wie Vilian vermutete.

Der junge Mann wollte sich gerade angesichts der Anwesenheit von Dogmard keine Blöße geben und setzte ein gleichgültiges Gesicht auf, so als könne ihm nichts etwas anhaben. Der Blick, welchen der Berater des Kaisers ihm jedoch zuwarf ließ erkennen, dass der

Mann sehr genau den Gemütszustand von Vilian erriet.

„Mein Sohn, ich habe eine Entscheidung darüber getroffen, wie ich mit deinen Verfehlungen umgehe“, begann Radian Tauris sofort. Es war ihm anzusehen, dass er sich nicht besonders wohl in seiner Haut fühlte, dennoch fuhr er ohne zu zögern fort: „Ich bin zu dem Entschluss gekommen, dass du dich hier in Tharon in deiner gewohnten Umgebung und den sogenannten Freunden, mit denen du deine Taten bisher bestritten hast, nicht ändern wirst. Es ist aber wichtig, dass du endlich lernst, so zu handeln, wie es einem zukünftigen Kaiser angemessen ist. Deshalb werde ich dich fortschicken und in die Obhut eines weisen Mannes geben, der in der Nähe der Stadt Arnlage im Siebentalgebirge lebt und schon der Lehrer unseres Beraters Dogmard gewesen ist. Die Vorbereitungen für deine Reise werden bereits jetzt getroffen. Es wird dir dabei an nichts mangeln, was du nötig hast. Auch um deine Sicherheit brauchst du dir keine Gedanken zu machen, denn Torok wird dich stets begleiten. Schon übermorgen brichst du auf und machst dich auf die Reise. Ich werde dir persönlich einen Brief mit meiner Empfehlung für deinen zukünftigen Meister Wengard mitgeben. Mehr ist dazu nicht mehr zu sagen.“

Radian stand nun erwartungsvoll vor seinem Sohn, froh darüber, dass er seine Entscheidung so deutlich und ohne zu zögern ausgesprochen hatte. Er hoffte nur, dass Vilian sich beherrschte und seinem Stand entsprechend reagierte – wenigstens dieses eine Mal. Der junge Mann blickte ihn jedoch zunächst vollkommen ungläubig an, sah dann zwischen ihm und Dogmard hin und her und schüttelte dann langsam seinen

Kopf. „Du ..., du schickst mich von hier fort? Schickst mich in die Wildnis zu irgend so einem ... Magier oder was weiß ich, der dir nicht einmal richtig bekannt zu sein scheint?“, fragte er und seine vormals blasse Gesichtsfarbe wechselte langsam zu einem tiefen Rot.

„Habt Ihr das etwa wieder ausgeheckt, alter Wichtig-tuer?“, wandte er sich an Dogmard.

„Ich habe Euern Vater lediglich beraten. Seine Entscheidungen trifft der Kaiser selbst, wie Ihr sicher wisst“, antwortete der Gefragte ruhig.

„Das ..., das glaube ich einfach nicht. Das kannst du nicht tun.“

„Schweig!“, befahl Radian. „Meine Entscheidung steht unumstößlich fest. Du wirst übermorgen aufbrechen.“

„Aber für wie lange?“, fragte Vilian fast hilflos wie ein kleines Kind.

„Für so lange, bis du Besserung und reifes Benehmen durchblicken lässt. Meister Wengard wird den richtigen Zeitpunkt erkennen und es dir sagen.“ Der Kaiser drehte sich daraufhin um und ließ kein weiteres Wort mehr zu. Zusammen mit seinem Berater und Vilians Leibwächter verließ er das Gemach seines Sohnes.

Wieder blieb der junge Mann allein zurück und konnte immer noch nicht richtig fassen, was ihm hier wiederfahren war. Sein eigener Vater schickte ihn aus dem sicheren Tharon fort. Er sollte sich durch die Wildnis schlagen und wer weiß wie vielen Gefahren ausgesetzt werden, die vielleicht sogar seinen Tod bedeuten könnten. „So viel bin ich dir also nur noch wert“, dachte er und nickte. Die Wut verdrängte bald die Enttäuschung und er ballte seine Fäuste. „Nun gut, wenn es denn sein soll, dann werde ich tatsächlich gehen. Aber anders, als du es dir vorstellst, Vater“,

raunte er leise. „Ich brauche keine Verräter wie Torok einer ist um mich herum. Ich bin verbannt, also gehe ich – und zwar allein.“

Je länger er darüber nachdachte, desto besser gefiel ihm dieser Gedanke. Sollten sie sich doch alle Sorgen um ihn machen, vor allem Vater. Vilian dachte angestrengt darüber nach, wie er sein Vorhaben am besten umsetzen konnte. Er machte sich einen Plan und suchte sich all jene Dinge zusammen, die er seiner Meinung nach für eine Wanderung in die Wildnis benötigte.

Zum Glück hatte er viele dieser benötigten Sachen in seinem Gemach. Aus einer Truhe suchte er den Bogen heraus, den er einmal zu seinem fünfzehnten Geburtstag erhalten, aber bisher nicht ein einziges Mal benutzt hatte. Auch den Köcher und die Pfeile fand er darin. Vater war damals wohl der Meinung gewesen, dass die Betätigung mit dem Bogen seinem Sohn die nötige Bewegung verschaffen würde. Vilian hatte sich jedoch nie um solche Sachen gekümmert und lieber mit den Würfeln „Boskay“ gespielt. „Jetzt kann ich den vielleicht wirklich einmal gebrauchen“, flüsterte er und legte die schlanke Waffe auf seinem Bett zurecht. Dann suchte er sich warme Kleidung heraus, von der er ja genügend besaß. Ein großer, dunkler Mantel sollte zudem seine Gestalt verhüllen, so dass ihn niemand erkannte, wenn er sich durch die Stadt schlich. Und noch etwas fiel ihm ein – etwas, mit dem er sich rächen konnte, wenn er es mitnahm: Das Schwert Achtelon.

Vilian nickte und grinste. Sein Vater liebte dieses Schwert doch über alles, es war ihm heilig. Wie oft hatte er die Geschichte erzählt, auf welche Weise es in

die Hand von Yardoan Tauris gelangt war und wie dieser es neu geschmiedet hatte. Vilian konnte all diese Heldengeschichten nicht leiden, hatte sie noch nie hören können. Aber sich dieser Waffe bemächtigen und sie einfach mitnehmen war seiner Meinung nach eine mehr als gerechte Strafe für seinen Vater. Er wartete noch eine geraume Weile, bis der Abend weit fortgeschritten war und machte sich dann auf den Weg zu seinem Raubzug, wie er es heimlich nannte.

Vorsichtig öffnete er die Tür und spähte hinaus. Wie erhofft stand Torok nicht mehr davor, dafür war jedoch die übliche Wache auf dem Gang anwesend, aber das sollte für Vilian kein Problem darstellen. Er trat aus seinem Gemach heraus und ging Richtung Treppe. Der Wachsoldat blickte ihn an, sagte aber nichts.

„Ich bin hungrig und werde mir noch ein kleines Nachtmahl besorgen“, sagte Vilian freundlich lächelnd.

„Ja, Herr“, antwortete die Wache und nickte.

Vilian schritt so unbefangen wie möglich die Treppe hinab in das Erdgeschoss des Palastes und suchte zunächst wirklich die Küche auf. Zu dieser späten Stunde war niemand mehr hier drinnen, wie der junge Mann erleichtert feststellte. Der große Raum zur Speisebereitung mit seinen vielen Feuerstellen besaß in seinem hinteren Teil noch einen Anbau, dessen Fundament ein wenig tiefer lag und deshalb auch im Sommer stets kühler war und somit als Speisekammer diente.

Vilian kannte den Weg dorthin nur zu genau, schließlich hatte er sich schon so oft des Nachts dorthin begeben und den guten tharonischen Wein gekostet, der

dort zu finden war. Er öffnete leise die schwere Holztür, entzündete eine von den Pechfackeln, die an der Wand steckten, und stieg die Steintreppe hinab. Der bekannte Geruch vom skalizischen Schinken stieg ihm appetitlich in die Nase. In langen Reihen hingen die geräucherten Stücke an der Decke. Zwei davon schnitt Vilian sich ab und warf sie über seine Schulter.

„Euch nehme ich nur zu gern mit“, flüsterte er. Er suchte sich noch weitere Nahrungsmittel, die er seiner Meinung nach benötigte zusammen und schlich sich dann wieder hinauf. Leise schloss er die Tür hinter sich und schritt dann hinüber an eines der Fenster, die zum Hof des Palastes zeigten. Da er die zahlreichen Dinge ohne aufzufallen nicht mit in seine Gemächer nehmen konnte, öffnete er das Fenster und legte den größten Teil der Nahrungsmittel darunter ab. Nachher würde er sie einfach abholen und dann gut versorgt verschwinden – zumindest war das sein Plan.

Als er sich umdrehte, erschrak er heftig, denn eine Gestalt stand im Halbdunkel des nur von einigen Laterne erleuchteten Raumes. Zu seiner Beruhigung erkannte er jedoch sehr schnell, dass es sich lediglich um eine der Bediensteten handelte. Wahrscheinlich wollte sie selbst zu dieser späten Stunde ein wenig aus der Küche stibitzen und fühlte sich nun ertappt. Allerdings blickte sie Vilian nicht gerade verlegen an, vielmehr schien sie zu lächeln.

„Was ist, was schaust du mich so an?“, fragte der junge Mann und versuchte dabei, so autoritär wie möglich zu wirken.

„Verzeiht mir Herr, Ihr scheint großen Hunger zu haben“, stellte die Bedienstete mit einem Schuss Sarkas-

mus in der Stimme fest, der Vilian überhaupt nicht gefiel.

„Was geht dich das an? Hast du nichts zu tun? Was hast du überhaupt um die Uhrzeit hier zu schaffen?“, fragte er streng.

„Ich wollte ..., ich hörte Geräusche aus der Küche und wollte nachsehen, wer hier drinnen ist“, antwortete sie.

„Gut. Jetzt hast du herausgefunden, wer sich hier befindet und nun kannst du diesen Raum wieder verlassen“, zischte Vilian leise und mit verächtlich zusammengekniffenen Augenlidern. „Wie viel ich esse, geht dich ja wohl nichts an“, fügte er noch hinzu.

„Es scheint, als wolltet Ihr fort von hier“, bemerkte die junge Bedienstete unbeeindruckt von seiner Art und traf ihn damit ins Mark.

„Nein ..., Unsinn ... Wie kommst du nur da ... darauf?“, stotterte er ungeschickt und hätte sich am liebsten im nächsten Moment auf die Zunge gebissen.

„Nun, weshalb solltet Ihr das Essen ansonsten vor dem Fenster dort ablegen?“, bemerkte sie kokett. Die Tonlage der jungen Frau gefiel Vilian immer weniger. Sie schien viel mehr zu ahnen oder zu wissen, als es zunächst den Anschein hatte.

Zum Glück war der Sohn des Kaisers in Ausreden geübt, so dass ihm auch jetzt wieder eine halbwegs glaubwürdige einfiel. „Ich lege das Essen für einen Freund ab, der sich in Not befindet. Ich wollte nur nicht, dass es jeder hier mitbekommt, deshalb die Heimlichkeiten. Ich hoffe, du bist nun endlich zufrieden“, sagte er triumphierend über seinen Einfall.

Schon wollte er siegreich aus diesem Wortgefecht herausgehen und tatsächlich die Küche verlassen, als das

Mädchen ihn erneut in die Enge trieb: „Ich weiß, dass Ihr fortgeschickt werden sollt, Herr. Und ich denke, Ihr wollt dem nun zuvorkommen und von selbst gehen“, sagte sie leise.

„Was ...? Du denkst ...?“ Vilian spielte wieder den Ent-rüsteten und wollte der Bediensteten schon mit seiner Macht als Sohn des Kaisers drohen, doch irgendwie brachte er das diesmal nicht fertig. Woher nahm sie überhaupt diesen Mut, ihren Dienstherrn so anzusprechen? Vielleicht war sie ja absichtlich auf ihn angesetzt worden. Vater und vor allem diesem Dogmard traute der junge Mann inzwischen alles zu. „Wie ist dein Name?“, wollte er nach einer Weile des Schweigens wissen.

„Chorenia“, antwortete die junge Frau.

„Gut, Chorenia, woher willst du deine Vermutungen – die übrigens reine Hirngespinnste sind – denn nehmen?“

„Man ... hört sehr viel unter den Bediensteten“, antwortete sie zögerlich.

„Pah, du weißt überhaupt nichts und es stimmt auch nicht“, stellte Vilian fest und wollte den Raum nun wirklich verlassen, doch sie hielt ihn erneut zurück.

„Ich war da“, sagte sie hastig. „Ich habe zufällig mitgehört, wie Ihr ..., wie Ihr und Euer Vater geredet habt“, platzte es aus ihr heraus.

„Wo?“, wollte er wissen.

„Im Audienzsaal. Ich ... saß hinter den Sitzen der Senatoren, weil ich dort zufällig etwas zu tun hatte und hörte alles mit. Es kam alles so plötzlich und ich wagte nicht mehr, mich zu erheben. Deshalb habe ich alles mitbekommen“, erklärte sie.

Der junge Mann bemerkte, dass sie nicht die volle Wahrheit sprach. Aber es war klar, dass sie das Gespräch zwischen ihm und Vater auf jeden Fall mitgehört hatte. „Du warst also rein zufällig dort, wie?“, bemerkte er mit hochgezogenen Augenbrauen. „Nun gut, wenn es denn so ist, dann soll es halt so sein. Ja, ich werde von hier fortgehen, und zwar allein. Du wirst mich jedenfalls nicht aufhalten und ...“

„Nehmt mich mit“, unterbrach Chorenia ihn hastig. Ihr Herz schlug heftig, aber sie hatte es endlich ausgesprochen.

„Wie bitte?“, fragte er verblüfft.

„Nehmt mich mit, Herr“, wiederholte sie.

„Ich ziehe fort von Tharon, fort in die Wildnis. Was soll ich dort mit dir anfangen? Du würdest nicht einen Tag durchhalten“, bemerkte er hochmütig.

„Welche Erfahrungen habt Ihr denn bisher dort draußen gesammelt?“, erwiderte sie fast schnippisch.

„Keine, das gebe ich zu. Aber dennoch, welchen Nutzen sollte ich davon haben?“

„Ihr seid nicht allein.“

Vilian antwortete nicht sofort, sondern überlegte hin und her. In der Tat hatte er eigentlich etwas gegen das Alleinsein und fühlte sich niemals wohl, wenn nicht viele Leute um ihn herumwaren. Vor allem dann, wenn sie ihm als Anführer huldigten, so wie seine Freunde es immer taten, war es ihm recht. Und hier bot sich nun eine Bedienstete an, ihm zu folgen. Vielleicht konnte er ihre Dienste ja wirklich gebrauchen. Und wenn sie tatsächlich heimlich von Vater als Spionin gesandt worden war, dann nutzte es diesem ohnehin nichts, denn sie konnte ihr Wissen ja nicht an ihn weitergeben.

Der junge Mann betrachtete Chorenia nun etwas genauer. Ihr hübsches Gesicht wurde von fuchsrotem Haar umrahmt und ihre Augen blickten ihn ehrlich und vielleicht ein wenig naiv an. So etwas konnte er sich stets leicht zu Nutzen machen. Nach einer Weile nickte er und willigte ein. „Gut, du kannst mich begleiten. Aber ich werde keinen Augenblick auf dich warten, wenn du erschöpft bist. Und ich bin nicht dein Beschützer, so viel muss dir klar sein.“

„Ich benötige keinen Beschützer“, antwortete sie stolz. „Ich habe mich bisher immer allein durch das Leben geschlagen.“

„Weshalb willst du dann mitkommen?“

„Ich ... habe meine Gründe.“

Vilian war aufgrund dieser Antwort nun davon überzeugt, dass dieses Mädchen im Auftrag seines Vaters handelte, denn es gab keine andere vernünftige Erklärung, wie er meinte. Nun gut, sollte sie halt mitkommen. Wichtig war nun nur noch, dass sie ihn nicht ruchbar machte, bevor sie beide zusammen aus Tharon verschwanden. Die Frage war nur, wie er das anstellen sollte? Konnte er ihr soweit vertrauen, dass sie die Zeit, die sie für die Vorbereitung benötigten, nicht dazu nutzte, ihn zu verraten und Vater Bescheid darüber zu geben, was er vorhatte?

Er konnte dabei nicht ahnen, dass es Chorenia ebenso erging. Auch sie traute ihm nicht und wollte vermeiden, dass er ohne sie fortging. Beide belauerten sich im Grunde und suchten nach einer Möglichkeit, den Anderen auf jeden Fall im Auge zu behalten.

„Was habt Ihr nun vor, Herr? Habt Ihr Eure Sachen gepackt?“, fragte sie.

„Ja, ich muss sie lediglich noch holen.“

„Wie wollt Ihr damit unbemerkt an den Wachen vorüber kommen?“, wollte sie wissen.

Natürlich hatte Vilian sich darüber bereits Gedanken gemacht. Sein Plan war es, aus seinem Fenster auszustiegen, die Brüstung hinabzuklettern und dann über den Innenhof zu verschwinden. Allerdings barg das die Gefahr, dass er dabei erwischt wurde, denn der Hof wurde von vier Wachen überblickt. Aber er wollte seine Gedanken nicht verraten. „Ich habe einen Weg“, antwortete er ausweichend.

„Über das Fenster ist es zu gefährlich, außerdem patrouillieren die Wachen auf dem Hof“, überraschte ihn die junge Frau jedoch und grinste dabei schelmisch. „Aber ich habe einen Einfall, wie wir Eure Sachen dennoch unauffällig hinaus schaffen“, fuhr sie fort.

„Nämlich?“, fragte er gespannt.

„Ich trage Eure Wäsche hinaus, weil Ihr mit meinen Diensten nicht zufrieden seid. Deshalb schickt Ihr mich auch mitten in der Nacht damit fort. Schimpft ein wenig mit mir und kommt dann mit hinunter. Das dürfte Euch doch nicht allzu schwerfallen, nicht wahr?“

Vilian sah die junge Frau zunächst verblüfft an, dann begann er zu lächeln. In der Tat, das war ein guter Plan. Besser als der, den er selbst gehabt hatte. Zudem konnte er sie dann kontrollieren. Er nickte und sie sprachen sich beide ab, wie sie ihr Vorhaben in die Tat umsetzen konnten. Kurz darauf begaben sie sich in das Obergeschoss und fingen ihr Schauspiel an.

Vilian schritt mit wütendem Gesicht voran und steuerte auf seine Gemächer zu. Chorenia folgte ihm mit gesenktem Haupt und schien vollkommen aufgelöst

zu sein. Er ging in seine Räume hinein, holte die gepackten Sachen und drückte sie ihr in die Hand. „Sieh dir diese Kleider an. Nennst du das vielleicht gereinigt?“, schimpfte er halblaut, so dass die Wache auf dem Gang es genau vernehmen konnte. „Vor wem soll ich mich so zeigen? Blamieren würde ich mich, sehe mich jemand in diese schmutzigen Sachen. Wer hat dir deine Arbeit gezeigt, du Nichtsnutz?“, wettete er weiter, während sie beide schon wieder auf dem Weg zur Treppe waren. „Aber warte nur. Wir suchen nun deine Dienstälteste auf und zeigen ihr diese schlechte Arbeit.“

„Bitte, Herr ...“, jammerte Chorenia ebenso glaubwürdig.

„Schweig! Hinab mit dir, noch heute Nacht sollst du Rede und Antwort stehen“, sagte er scheinbar außer sich vor Wut.

Der Wachhabende verfolgte sie mit seinen Blicken und grinste. Schließlich war es ja allgemein bekannt, wie der Sohn des Kaisers die Bediensteten teilweise behandelte. Es war dies also keine besonders außergewöhnliche Szene, auch wenn es bereits spät in der Nacht war. Das arme junge Ding würde sicher aus dem Dienst des Palastes entlassen werden, aber er als Wachsoldat wollte sich nicht weiter darum kümmern und froh sein, dass nicht ihn der nur zu bekannte Jähzorn von Vilian traf.

„Das hat ja wirklich hervorragend funktioniert“, flüsterte Vilian Chorenia anerkennend zu. „Und was nun?“

„Ich habe meine eigenen Sachen im Hauswirtschaftssaal versteckt“, antwortete die junge Frau. Vilian nickte nur und bemerkte heimlich für sich, dass sie

sich offenbar gut vorbereitet hatte, was seine Vermutung bezüglich ihrer Tätigkeit für seinen Vater nur weiter bestätigte.

Sie betraten beide den großen Raum, der die Gerätschaften der Bediensteten enthielt und ebenso auch ein Aufenthaltsraum der vielen im Palast beschäftigten Menschen war. Chorenia kniete sich vor einem großen Schrank hin und holte ein Bündel mit Sachen darunter hervor. Vilian setzte sich auf einen Hocker und beobachtete sie dabei. Sie schien in der Tat an alles gedacht zu haben und suchte sich Sachen aus dem Bündel heraus, die geeignet für eine Wanderung schienen. Dann erhob sie sich und blickte ihn an. „Dreht Euch um“, forderte sie ihn auf und lächelte etwas verlegen. „Natürlich, Verzeihung“, brummte er und kam der Aufforderung nach.

Als sie fertig war und er sich ihr wieder zuwenden durfte, stand nicht mehr die junge Bedienstete sondern eine Gestalt mit einem hüftlangen Mantel, hohen und festen Schaftstiefeln und einem dreieckigen Hut, dessen Krempe tief ins Gesicht gezogen war, vor ihm. Sie war wahrhaftig gut vorbereitet, das musste er ihr lassen. Und sie würde ihn auch noch weiterhin überraschen. Denn als es schließlich darum ging, welchen heimlichen Weg sie nun gemeinsam einschlagen wollten, hatte sie bereits wieder eine Lösung parat. Sie nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm zu einer kleinen Kammer, in der die Kleider der Bediensteten hingen. Im hinteren Teil befand sich eine schmale Mauer aus Ziegelsteinen, die nicht viel breiter als eine Tür war.

Verwundert betrachtete Vilian, wie Chorenia sich an der rechten Seite der Wand zu schaffen machte und

sich dann mit aller Kraft dagegenstemmte. Plötzlich und unerwartet gab es ein knirschendes Geräusch und die Wand drehte sich um eine Achse in ihrer Mitte, so dass der Eingang zu einem dunklen Loch dahinter zum Vorschein kam.

„Was ... ist denn das?“, fragte Vilian erstaunt.

„Er führt von hier aus unter den gesamten Palast hindurch bis zum Kuppelsaal hin“, antwortete Chorenia lächelnd. „Dieses Gebäude ist durchzogen von heimlichen Gängen, die sogar bis hinunter zum Ihreas reichen.“

„Aber woher weißt du davon?“

„Mein Vater war Mauermeister dieses Palastes und hat mich schon als junges Mädchen oftmals hergeführt und mir alles gezeigt. Seit damals kenne ich Euch übrigens schon“, antwortete die junge Frau, wobei ihre Stimme bei den letzten Worten etwas belegt klang.

„Seltsam, dass du mir niemals aufgefallen bist“, sinnierte er für einen Moment gedankenverloren und blickte sie fragend an. Doch dann besann er sich wieder und deutete in die Dunkelheit. „Und nun?“, fragte er.

Chorenia nahm eine der Laternen, die an der Wand hingen, drehte die Flamme höher und leuchtete in den Schacht hinein. „Gehen wir“, sagte sie bestimmend und trat ein.

Vilian folgte ihr zögernd, wurde dann aber sicherer als er bemerkte, dass der Gang breit und hoch genug für einen erwachsenen Mann war. Zunächst schritten sie eine sich windende Treppe hinab und folgten dann einem geraden Pfad, der direkt unter dem gesamten Palastgebäude hindurchführte, wie Chorenia ihm erklärte. Gelegentlich kamen sie dabei an weiteren Ab-

zweigungen oder Treppen vorüber. Ein leichter Luftzug wehte ihnen ins Gesicht und ließ die Flamme der Laterne tanzen. Die Wände bestanden zumeist aus rauem Felsen oder gemauerten Stücken, dort wo die Abzweigungen sich befanden.

„Das sind alles verborgene Ausgänge, die irgendwo im Palast herausführen. Die meisten von ihnen befinden sich dort, wo niemand sie vermutet“, erklärte die junge Frau. „Es heißt, einer der Kaiser des alten Reiches habe sie zu seinem und seiner Familie Schutz erbauen lassen.“

„Erstaunlich, dass eine Bedienstete davon weiß und mein Vater, der Kaiser, sicher keine Kenntnis von diesen Gängen hat“, bemerkte Vilian kopfschüttelnd. „Aber du sagtest, dass dieser hier auch zum Kuppelsaal führt. Kennst du auch dort den Ausgang?“, fragte er.

„Ja. Man muss eine schmale Stiege hochklettern und dann eine der großen Bodenplatten anheben. Man kommt direkt in der Mitte des Saals heraus. Der Eingang ist so perfekt getarnt, dass ihn offensichtlich noch niemand bemerkt hat“, feixte die junge Frau.

„Aber du kennst ihn“, bemerkte Vilian nicht ohne Anerkennung.

„Ja, ich kenne ihn.“

„Gut, dann zeig ihn mir, wenn wir dort sind, ich habe noch etwas zu erledigen.“

„Herr?“, fragte sie verwundert.

„Ich möchte etwas mitnehmen von dem ich meine, dass ich es sehr gut gebrauchen kann“, antwortete er geheimnisvoll und grinste dabei.

Chorenia zuckte mit den Schultern und führte ihn weiter. Nach einer kurzen Strecke erreichten sie offenbar

die Stelle, denn eine eiserne Leiter mit einem rostigen Handlauf ragte hinauf zur Decke. Nach Vilians Berechnungen mussten sie sich tatsächlich direkt unter dem Kuppelsaal des Palastes von Tharon befinden. Die junge Frau deutete die Stiege hinauf und leuchtete mit der Laterne. „Dort ist es“, sagte sie.

Zögernd stieg Vilian hinauf und blickte seine Begleiterin skeptisch an. „Und jetzt?“, fragte er.

„Hebt die Platte einfach an, sie ist nicht sehr schwer“, forderte sie ihn auf.

Der junge Mann kam der Aufforderung nach und hob die Steinplatte, die durch den Verlauf einer Fuge erkennbar war, langsam und vorsichtig an. Es knirschte leise und er konnte die Platte, die auf einem Rahmen lag, tatsächlich hochheben. Dumpfes Licht schien durch den Schlitz aber es reichte für ihn, um zu erkennen, dass er sich wirklich unter dem Zentrum befand. Vilian hob die Platte noch etwas mehr an und spähte in den Saal. Nichts rührte sich und es war zum Glück auch keine Wache anwesend.

Er schob die Steinplatte vorsichtig zur Seite und stieg aus. Im Halbdunkel des Saales konnte er die Emporen mit den Sitzreihen der Senatoren des Reiches erkennen. Ähnlich wie im Audienzsaal waren sie auch hier in ansteigenden Reihen eines Halbkreises angeordnet, allerdings befand sich hier kein Thron für den Kaiser, denn dieser saß hier nur als einer von vielen in den Reihen. Von der hohen Decke, die mit einer Glaskuppel ausgestattet war, hingen an starken goldenen Ketten große Feuerschalen herab, die bei Bedarf Licht und Wärme in dem ausladenden Saal spendeten. Eine breite Treppe führte hinauf zu einem Arkadengang, der um den gesamten Saal verlief und von dem aus

man die Beratungen des Völkerrates beobachten konnte. Dicke weiße, bauchige Säulen stützen die gesamte Konstruktion des Gebäudes und umrahmten das Zentrum des Saales. Auch hier waren die Wände mit Fresken und Malereien über die Geschichte Tharons geschmückt.

Vilian achtete jedoch nicht auf die vielfältigen Bilder, sondern konzentrierte sich auf die Statue, die in der Mitte gegenüber der Empore stand. Die steinerne Figur stellte einen jungen Mann dar, der sich mit beiden Händen auf ein Schwert stützte. Der Gesichtsausdruck, den der Bildhauer der Figur verliehen hatte, war gütig und mild. Ähnlich wie Vilian trug auch dieser abgebildete junge Mann sein Haar schulterlang und offen.

Aber auch darauf achtete der nächtliche Eindringling nicht, denn er hatte die Figur und die Geschichte dazu nur zu oft gesehen und gehört – er wusste alles über Kaiser Yard Tauris. Sein Interesse galt vielmehr dem schmalen Tisch, der sich direkt vor der Statue befand und der von einer gläsernen Haube bedeckt war. Dort drunter lag Achtelon, das veromanische Schwert, welches Yard neu geschmiedet, und mit dem er die verbündeten Menschen, Dwanen und Alven gegen das dunkle Volk schließlich zum Sieg geführt hatte.

Es war eine schmale, elegante Klinge mit einem eigenartigen Schloss am Griff, das wie zwei Dornen rechts und links davon herauswuchs. Seltsame Schriftzeichen waren auf dem Stahl eingraviert, die im Angesicht der Feinde hell gestrahlt haben sollen, wie man es sich erzählte.

Doch auch das war nun mehr Mythos als Realität und Vilian interessierte sich nicht für diese historischen

Dinge – mochten sie nun tatsächlich geschehen sein, oder nicht. Er wusste nur, welchen Wert Achtelon für seinen Vater besaß und ihn wollte er treffen.

So vorsichtig es nur ging, hob er den schweren Glasdeckel an und zog das Schwert, das auf einem roten Samtkissen ruhte, darunter hervor. Der junge Mann wusste, dass er sich nun keinen Fehler erlauben durfte. Das geringste Geräusch konnte die Wachen, die mit Sicherheit draußen vor dem Saal standen, aufmerksam machen. Aber er war geschickt in derartigen Dingen und ohne einen Laut nahm er die Waffe an sich, um dann wieder zu der Bodenplatte zu schleichen. Das Schwert fühlte sich angenehm handlich an, wie er verwundert feststellte. Es war, als sei die Klinge wie für ihn geschaffen, obwohl er noch nicht oft ein Schwert in der Hand gehalten hatte.

Vilian stieg hinab und rückte die Steinplatte wieder an ihren alten Platz. Dann stieg er die Leiter hinab und zeigte Chorenia stolz seine Beute.

„Ist das ...?“, fragte sie erstaunt.

„Achtelon, die Klinge des Würdigen. Ja, das ist sie“, nickte er lachend.

„Aber ... das dürft Ihr doch nicht“, bemerkte die junge Frau.

„Genau deshalb habe ich es auch getan“, antwortete er. „Schließlich dürfen wir doch nicht unbewaffnet in die Wildnis gehen, oder?“, fuhr er grinsend fort.

„Doch sag mir lieber, wie es nun weitergeht. Wie kommen wir hier heraus?“

„Wir folgen diesem Gang noch etwas weiter und gelangen dann dort hinten an eine Abzweigung, über die wir bis hinunter zum Fluss kommen“, erklärte Chorenia. „Der Ausgang ist außerhalb der äußeren Stadt-

mauer unter einer der Brücken verborgen. Wir müssen etwas klettern und können die Stadt dann in Richtung Osten verlassen.“

„Gut, dann lass uns gehen. Diese Stadt soll mich nicht mehr wiedersehen – jedenfalls nicht mehr so schnell“, bemerkte Vilian grimmig und schritt voran ...

## **Lianas Ahnung**

Der Wind wehte kräftig aus nördlicher Richtung und ließ die Blätter in den hohen Bäumen rauschen. Goldgelb verfärbten sie sich im Herbst, doch von diesen Bäumen fielen sie auch im tiefsten Winter niemals ab, denn sie stammten aus dem Samen von Tarr. Die Kälte, die draußen herrschte, war innerhalb des Waldes nicht zu spüren. Es war wie ein Zauber, der sich über diese wahren Baumriesen gelegt hatte und das Land darunter schützte. Auch die Zeit schien für jeden stehen zu bleiben, der den Wald betrat und eine unerklärliche Ruhe und Leichtigkeit befiel den Wanderer dieser wunderbaren Gegend.

Viele Meilen in den Norden reichte der Wuchs der Bäume. Selbst dort, wo das Land früher krank und beinahe ohne Leben gewesen war, eroberten sie es wie eine unendlich langsam aber unaufhörlich voranschreitende Armee. Dennoch reichte der Wald lange nicht an die für immer tote Einöde jenes Bösen heran, das einst noch viel weiter nördlich um den dunklen Berg herum und in ihm gelebt hatte. Wie urplötzlich abgeschnitten standen die Bäume an einer unsichtbaren Grenze und bildeten zusammen mit dem Unterholz eine undurchdringliche Mauer und den Schutz für alles Leben, das sich hinter ihnen befand.

Im Süden des Waldes grenzte das Welkenland an und bildete mit seinen bodenständigen und jeder Magie baren Bewohnern einen eigenartigen Kontrast zu dem mystischen Volk der Alven, die den Wald bewohnten. Der Stamm der Legary Nias – das Volk des geheilten Landes – lebte trotz der Gegensätze zu den Welken dennoch einträchtig mit ihnen zusammen, und manches Verhalten der anderen wurde dabei doch ein

wenig übernommen. Die zumeist von der Landwirtschaft und vom Handwerk lebenden Welken sangen Lieder, die vom Sternenlicht, von schönen Orten oder von traurigen Begebenheiten handelten, und einige der Alven, die öfter in die Dörfer und Städte des Welkenlandes kamen, waren Ehrenmitglieder der Ortswehren oder der Handwerksgilden.

Dennoch behielten sie die Merkmale ihres Volkes. Ihre Gestalt war anmutig und ein eigenartiges, helles Strahlen umgab sie wie eine sichtbar gewordene Aura. Ihr Haar war nicht blond sondern wahrhaft goldfarben und ihre Kleidung schimmerte stets in den Farben ihrer Umgebung und konnte alle Nuancen annehmen. Das Volk des Lichtes wurden sie auch genannt und das traf auf sie zu, wie keine andere Beschreibung. Sie liebten alle lebendigen Dinge und sprachen mit Tieren und Pflanzen. Niemals töteten Alven ohne Not und ihre Heilkräfte waren das größte Geschenk, das sie ihren Freunden erbringen konnten. Aber im Krieg waren sie auch ein furchtbarer Gegner und viele Legenden rankten sich über die Heldentaten der Alven, als sie gegen den dunklen Herrscher in die Schlacht gezogen waren. Aber jetzt lebten sie in Frieden mit ihren Nachbarn zusammen und spendeten das Leben, nicht den Tod.

Die Königin der Legary Nias war Liana, Tochter von Aldanon, die zusammen mit ihrem Mann Ligobahn diesen neuen Stamm gegründet hatte, als der Frieden zurückgekehrt und das Land wieder vom Süden bis zum Norden zu durchwandern war. Ihre Erscheinung zog überall die Blicke auf sich. Die Gestalt der scheinbar jungen Frau war wunderschön und makellos. Ihre Bewegungen waren anmutig und einer Fürstin wür-

dig, doch auch gewandt wie die einer Kriegerin. Ihr Haar umrahmte das Gesicht und bedeckte ihren Rücken wie ein wallender Schleier aus Gold. Ihre Haut war glatt und rein wie bei einem jungen Mädchen, doch der Blick ihrer Augen war so tiefgründig und verriet die Erfahrungen und die Weisheit eines sehr langen Lebens. Die Alvenfürstin besaß das Alter vieler Menschenleben und hatte viele Dinge kommen und gehen sehen.

Nun stand sie auf einem kleinen Hügel in einer Lichtung inmitten des Waldes; ihrer Lieblingsstelle. Sonnenstrahlen schienen wie Säulen aus Licht auf sie herab, die Liana mit ihren Händen aufzufangen schien. Bunte, geflügelte Wesen flogen umher und reflektierten das Licht mit ihren durchsichtigen Flügelpaaren. Die Alvin stand regungslos inmitten dieser Szenerie und schien mit verklärtem Blick Stimmen zu lauschen, die für jeden anderen unhörbar waren.

Doch sie war nicht allein, denn ein Beobachter stand am Rand der Lichtung und betrachtete sie mit einem Lächeln auf den Lippen. Auch sein Haar war golden und seine Gestalt kräftig und hochgewachsen. Er verbarg sich ein wenig hinter dem dicken Stamm eines Baumes, denn er wollte sie nicht durch seine Anwesenheit stören. Er sah in Liana gleichzeitig die Königin aber auch die Gefährtin – doch eins war sie immer: Die Tochter ihres Vaters.

Ligobahn wusste, dass sie mehr sah und hörte, als alle anderen Angehörigen ihres Volkes, und die Alven waren alles andere als stumpfsinnig. Doch in der letzten Zeit hatte sie sich sehr oft zurückgezogen und horchte auf die unhörbaren Stimmen, die ihr offenbar unan-

genehme Dinge erzählten, denn das Gesicht der Alvin wurde ernst und besorgter.

„Tritt näher, Liebster“, sagte sie plötzlich und unterbrach Ligobahns Gedanken. Natürlich hatte sie ihn schon längst bemerkt, nichts blieb ihr verborgen. Sie drehte sich ihrem Mann zu und lächelte ihn an. Doch es lag noch immer jener besorgte Blick in ihren Augen, der ihm überhaupt nicht gefiel.

„Was betrübt dich?“, fragte er sanft und nahm ihre Hände in die seinen. Sie wollte ihm ausweichen, doch sein eingehender Tonfall bei der Wiederholung seiner Frage ließ das nicht zu.

„Ich lauschte dem Wind und den Stimmen der Bäume“, antwortete sie langsam. „Sie erzählen sich Dinge, die mir nicht gefallen.“

„Was für Dinge?“

„Sie flüstern Gerüchte von Ereignissen, die sich weit von hier im Osten abspielen sollen. Die Erde wird aufgewühlt und das Wasser wird verschmutzt. Finstere Wesen kommen darin vor ... und eine Magie, die lange nicht mehr ihr Unwesen getrieben hat, jetzt aber wieder erstarkt.“

„Glaubst du diesen Gerüchten?“, fragte Ligobahn.

„Ich spürte vor einiger Zeit eine seltsame Anwesenheit im Norden an der Grenze des Waldes. Irgendetwas furchtbar Böses kroch hervor, das besser hätte ewig dort bleiben sollen, von wo es herkam. Es war nur eine Ahnung von Bosheit, sie war weit entfernt und sie suchte ..., sie scheint nun gefunden zu haben, was sie suchte.“

„Es ist mehr als rätselhaft, was du sagst“, bemerkte der Alve und schüttelte seinen Kopf.

„Ich glaube, Er versucht wieder zu erstarren und sich sein Leben zurückzuholen“, flüsterte Liana und starrte an ihrem Mann vorbei.

„Du meinst ...?“, vollendete Ligobahn seine Frage nicht.

„Der dunkle Fürst, Dargmon, der Fluch des Wissens der Druiden“, nickte die Alvin.

„Aber er wurde doch vernichtet. Wir waren selbst dabei, als der dunkle Berg zusammenstürzte und seine Macht endete“, bemerkte der Alve ungläubig.

„Sein Leib starb, aber seine Bosheit hat offenbar überlebt“, beharrte Liana.

„Dann müssen wir die anderen Völker warnen. Wir müssen Tharon benachrichtigen!“

„Werden sie uns noch hören? Werden die Menschen uns glauben?“, fragte Liana und sah ihren Mann dabei zweifelnd an.

„Aber Yard ist ..., nein, Yard lebt nicht mehr, natürlich“, bemerkte der Alve, der für einen Augenblick die Vergänglichkeit der Menschen vergessen hatte. Ein Schatten der Erinnerung und der Trauer huschten über sein schönes und ebenmäßiges Gesicht.

„Seine Nachkommen leben für ihre Verhältnisse schon seit langem in Frieden. Die Geschichten, die für uns gestern geschehen sind, sind für sie lediglich Legenden, die sie wahrscheinlich nicht einmal mehr glauben werden.“

„Dennoch müssen wir vor dem Rat der Völker sprechen und sie warnen“, beharrte Ligobahn.

„Vor einer Gefahr, die man nur erahnt und nicht einmal richtig bestimmen kann?“

„Ja, wenn es sein muss, dann auch das. Wenn das, was du glaubst tatsächlich eintreten sollte, dann befinden

sich alle Völker erneut in großer Gefahr. Sie müssen unbedingt handeln.“

„Ich fürchte nur, es ist diesmal niemand da, der sie leitet. Tharon hat keinen Yardoan Tauris mehr. Wer soll an seine Stelle treten?“, bemerkte Liana düster ...

## **In der Wildnis**

Sie waren dem Gang, der in östliche Richtung führte und stetig abfiel, bis zu seinem Ende gefolgt und standen nun vor einer kleinen Mauernische, die nicht viel höher und breiter als vielleicht etwas über eine Armlänge war und einen verrosteten Eisengriff besaß, der sich offenbar zum Öffnen drehen ließ. Die Wände und die Luke waren voll mit grünem Schlick und überall tropfte es von der gewölbten Decke herab.

„Dort sollen wir hindurchkriechen?“, fragte Vilian mehr als skeptisch, als er die einladende Handbewegung seiner Gefährtin sah.

„Einen anderen Weg hinaus gibt es nicht“, antwortete sie mit gespielter Bedauern. „Schließlich soll dieser Ausgang von außen verborgen bleiben. Manchmal liegt er sogar etwas unter Wasser. Es kann also sein, dass wir nass werden“, ergänzte sie.

„Oh, dann bitte nach dir“, erwiderte Vilian und machte nun seinerseits mit der Hand die Andeutung, dass Chorenia doch zuerst durch die Luke steigen solle.

Die junge Frau verzog ihr Gesicht, beugte sich dann jedoch hinab zu dem Eisengriff und versuchte ihn zu drehen. Sie packte ihn mit beiden Händen und ruckelte etwas daran herum. Zunächst sah es so aus, als schaffe sie es nicht, den Mechanismus zu öffnen, doch dann knirschte es plötzlich und der Griff drehte sich links herum. Die Luke fiel regelrecht nach innen und ein Schwall Kieselsteine regnete hinein. Chorenia fiel mit einem Schrei um, fing sich dann aber wieder und wartete, bis sich die Lawine aus Steinen beruhigt hatte. Vilian stand ungerührt daneben und fing sogar an zu lachen, als seiner Gefährtin das Missgeschick geschah.

Sie quittierte sein Lachen mit einem finsternen Blick und kroch dann durch die enge Öffnung hinaus ins Freie. Der junge Mann folgte ihr mit einigem Zögern und zwängte sich ebenfalls durch die Luke hindurch. Der geheime Ausgang lag inmitten eines Kiesbettes des Ihreas – und zwar direkt unter der Brücke, die hinüber an das Ostufer des Flusses führte. Das Wasser floss in nur wenigen Ellen Abstand mit starkem Rauschen an ihnen vorbei, denn der Fluss war trotz des nachlassenden Regens noch immer angeschwollen und sein im Sommer ansonsten eher gemächliches Fließen war nun zu einer reißenden Flut geworden.

Die beiden nächtlichen Ausreißer waren gezwungen, die Brücke zu erklimmen und darüber heimlich an das Ufer zu gelangen. Sie kletterten also eine der Säulen des Bauwerkes empor, hangelten sich mühevoll über das steinerne Gelände und folgten dann dem Verlauf der Brücke bis an deren Ende. Zum Glück waren sie hier außer Reichweite der Wachfeuer, die vor jedem Brückentor Tharons in der Nacht brannten, so dass sie von dem Schein nicht erfasst und gesehen wurden.

Dennoch huschten sie in gebeugter Haltung bis an das andere Ufer und atmeten erst auf, als sie die Straße erreichten und sich im fahlen Licht eines mit Wolken verhangenen Mondes fortbewegen konnten. Die Steinstraße führte weiter in östlicher Richtung fort von der Stadt und verlor sich in der Dunkelheit.

Nach etwa einer halben Stunde Weg hielten sie an und besannen sich zunächst auf ihr weiteres Ziel. Erst jetzt wurde Vilian sich darüber bewusst, dass er überhaupt kein bestimmtes Ziel besaß und gar nicht wusste, wohin er seine Schritte lenken sollte. Er blieb stehen und dachte nach. Nach Arnlage im Nordosten wollte Vater

ihn ursprünglich schicken – und da er vorhatte, genau das Gegenteil dessen zu tun, konnte seine zukünftige Richtung eigentlich nur der Südwesten sein – also die Mündung des Ihreas und das Meer. „Wir folgen dem Flusslauf“, sagte er, nachdem er seine Entscheidung getroffen hatte. Es war das Gegenteil von Vaters Willen und es war zudem einfach, die Richtung zu bestimmen, wenn sie immer dicht am Ihreas blieben.

Chorenia zuckte nur mit den Schultern und folgte Vilian dann. Wohin er auch immer zu gehen gedachte, sie wollte ihm auf jeden Fall folgen. Seine selbstgefällige Art würde er im Lauf der Zeit schon ablegen, wenn er erst einmal herausgefunden hatte, wie wertvoll sie als Gefährtin in der Wildnis war – und vielleicht würde er sogar irgendwann mehr für sie empfinden, wie sie hoffte ...

Nach etwa vier Stunden anstrengender nächtlicher Wanderung durch immer unwegsameres Gelände und dichten Bewuchs des Flussufers waren sie erschöpft und vollkommen ermattet. Beide wünschten sich heimlich ihre weichen, warmen Betten herbei und stolperten mehr durch die Finsternis, als sie voranschritten.

Plötzlich zog sich die dichte Vegetation jedoch zurück und gab den Blick auf ein mehrere Felder großes Gelände frei, das von seltsamen, steinernen Gebilden beherrscht wurde. In fast regelmäßigen Abständen voneinander erhoben sich wie von Riesen Händen aufgeschichtete Steinsäulen aus hellem Kalk, der das Restlicht reflektierte. Teils auffallend bizarre Formen türmten sich dabei auf und bildeten einen regelrechten Wald dieser eigenartigen Türme, die man trotz der Dunkelheit erkennen konnte. Der Boden zwischen den

Steingebilden war felsig und nur gelegentlich von einigen Kräutern bewachsen; ansonsten war alles kahl. Chorenia und Vilian blieben staunend stehen und betrachteten diese mehr als seltsame Landschaft. Natürlich hatten sie davon bereits gehört, denn vor ihnen erstreckte sich die Ebene der „Fetten Männer“. In der Tat sahen einige der runden und aufeinander liegenden Steingebilde wie in sich zusammengesackte fettleibige Menschen aus. Manche von ihnen schienen sogar so etwas wie Gesichter oder eher Fratzen zu besitzen, die in dem fahlen Licht regelrecht abschreckend wirkten. Das Wasser des Flusses hatte in früherer Zeit diese Landschaft geformt, so viel wusste Vilian davon. Doch trotz der interessanten Aussicht kehrte bei beiden irgendwann die Müdigkeit zurück und sie suchten sich einen relativ geschützten Platz unter einem der großen Gebilde. Sie breiteten ihre Decken nebeneinander aus – wobei Vilian jedoch aus Standesgründen auf genügend Abstand achtete – und rollten sich dann so gut es ging, darin ein.

Aus Mangel an trockenem Holz konnten sie kein Feuer entzünden und so wurde ihnen bald trotz der Decken ziemlich kalt. An richtigen Schlaf war aufgrund dieser Umstände überhaupt nicht zu denken, aber weder Vilian noch Chorenia wollten sich ihre Unerfahrenheit eingestehen und blieben still nebeneinander liegen.

In den frühen Morgenstunden, kurz vor dem Aufgang der Sonne, erwachte Vilian aus einem kurzen Schlummer und versuchte zunächst, Traum und Realität auseinander zu halten. Irgendein seltsames Geräusch hatte ihn geweckt und er war sich nicht sicher, ob er es nur im Schlaf oder tatsächlich gehört hatte. Doch da

bemerkte er es plötzlich erneut: Ein eigenartiges Knirschen, als wenn etwas über felsigen Boden kroch und dabei gelegentlich lockere Steinchen mit sich schliff. Das Geräusch schien von oben zu kommen – und es kam näher. Der junge Mann blieb reglos liegen und tat so, als schlafe er noch immer. Seine Augen schloss er jedoch nicht ganz, sondern starrte durch die Schlitze hindurch nach oben auf die Felsendecke. Plötzlich bemerkte er eine Bewegung am Rand des überstehenden Felsens: zwei Hände umgriffen den Rand und kurz darauf erschien ein Gesicht, das hinabstarrte. So viel Vilian erkennen konnte, war es bärtig und sah ziemlich wild aus.

Erschrocken schrie der junge Mann auf und rollte sich blitzschnell aus seiner Decke. Das Gesicht verschwand augenblicklich und sein Besitzer sprang offenbar von dem Felsen herunter und lief fort. Mit zitternden Händen nestelte Vilian seinen Bogen und einen Pfeil aus seiner Tasche, trat hervor und schoss ihn mit einem Schrei hinaus in die Dunkelheit. Es war eine mehr als hilflose Geste, denn er konnte weder etwas erkennen, noch besaß er eine Ahnung, wo er überhaupt hingeschossen hatte.

Mit ängstlichem Blick trat Chorenia neben ihn und starrte verständnislos in die Richtung, in die Vilian seinen Pfeil abgeschossen hatte.

„Jemand hat sich dort oben angeschlichen und uns beobachtet“, erklärte der junge Mann atemlos. „Ich konnte ihn zum Glück verjagen, vielleicht habe ich ihn sogar getroffen“, fuhr er aufschneidend fort.

„Wer kann das gewesen sein?“, fragte Chorenia besorgt und blickte sich ängstlich um.

„Ich weiß es nicht, es war zu dunkel, um wirklich etwas zu erkennen. Aber besonders freundlich sah der Kerl jedenfalls nicht aus“, antwortete Vilian.

Seine Vermutung über die Feindseligkeit des Fremden bestätigte sich im nächsten Moment, denn plötzlich waren viele schnelle Schritte zu hören, die sich den beiden näherten. Sie blickten hinter dem Felsen hervor und sahen zu ihrem Entsetzen nicht nur eine, sondern mehrere Gestalten, die auf sie zuliefen. Im Dämmerlicht des angehenden Tages waren auch die Waffen zu erkennen, welche von den mindestens zehn wilden Gestalten mitgeführt wurden. Sie trugen Äxte, große Keulen und lange Messer, die sie drohend schwangen. Zudem wurden sie von riesigen Hunden oder Wölfen begleitet, die laut knurrten und bellten.

Als die Gestalten Vilian und Chorenia entdeckten, fing sie an zu brüllen und erhöhten ihr Tempo noch. Die beiden Bedrohten fuhren entsetzt zurück und rannten ohne einen Blick auf ihre Sachen zu werfen davon. Sie umrundeten ihren Felsen dabei und eilten so schnell sie nur konnten in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Die Geräusche der Hunde und ihrer Begleiter kamen jedoch erschreckend schnell näher und das Bellen und Schreien vermischte sich mit höhnischen Rufen.

Schon hörten die beiden Verfolgten die Schritte direkt hinter sich, als plötzlich zwei der Hunde, die sie fast erreicht hatten, mitten im Lauf jaulend zu Boden fielen und liegen blieben. Augenblicke danach zischten mehrere Pfeile an Chorenia und Vilian vorbei und streckten auch die Verfolger nieder. Fünf der Gestalten blieben getroffen liegen. Die anderen schrien entsetzt auf und flüchteten. Zwei weitere von ihnen wurden dabei

niedergestreckt und der Rest von ihnen war kurz darauf nicht mehr zu sehen.

Verwundert blickten die beiden Geretteten in die Richtung, aus der die Pfeile so unerwartet abgeschossen worden waren. Eine schwarze Gestalt trat plötzlich hinter einem der Felstürme hervor. Der lange Bogen in der Hand der Gestalt wurde langsam gesenkt und der letzte Pfeil, den der Retter der beiden noch auf der Sehne liegen hatte, wurde in den Köcher zurückgeschoben.

Ein leuchtend helles Augenpaar betrachtete Vilian und Chorenia und sie wussten nun, wer ihr Retter war. Torok der Boa kam ihnen entgegen und blieb grußlos vor ihnen stehen. Sein Gesichtsausdruck zeigte deutliche Missbilligung, wenn nicht gar Verachtung zumindest für Vilian. „Gut, dass ihr Spuren hinterlasst, wie eine ganze Herde Humbods, so dass ich euch noch rechtzeitig gefunden habe. Die Siik-Räuber hätten euch ansonsten in ihre dreckigen Hände bekommen und dann wäre es aus mit euch gewesen“, sagte er mit deutlich vorwurfsvoller Stimme.

Vilian betrachtete seinen einstigen Leibwächter mit trotzigem Blick und antwortete: „Pah, wenn sie uns bekommen hätten, wäre ich dennoch am Leben geblieben. Ich hätte ihnen gesagt, wer ich bin und dass sie ein großes Lösegeld für mich zu erwarten haben. Mir wäre nichts passiert.“

„Was bist du doch für ein großer und eingebildeter Narr“, stellte Torok voller Verachtung fest. „Höchstwahrscheinlich hättest du nicht einmal die Zeit dazu gehabt, dich vorzustellen. Die Siik machen kein großes Aufheben, sie töten ihre Opfer und rauben ihnen das

Eigentum. Die Reime über diese Räuber, die jedes Kind in Tharon kennt, sind nicht übertrieben:

*Den Hals dir verrenkt, die Augen ausgestochen,  
das Herz rausgerissen, jeden Knochen gebrochen.  
Die Börse gestohlen, dein Gold dir genommen.  
Wehe, wenn die Siik über dich kommen.*

Vermutlich hätte deine Begleiterin ein wenig länger gelebt als du – bis sie ihren Spaß mit ihr gehabt hätten“, erklärte der Boa leidenschaftslos.

Vilian wurde aufgrund dieser Belehrung noch wütender. Musste es auch ausgerechnet Torok sein, der sie rettete? Und jetzt kostete dieser seine vermeintliche Überlegenheit offenbar noch genüsslich aus und hielt große Reden. Der junge Kaisersohn wollte einfach nicht nachgeben und suchte fieberhaft nach einem Ausweg. Plötzlich fiel sein Blick auf den Siegelring der Tauris, den er stets an der rechten Hand trug und hob ihn triumphierend hoch. „Den hätte ich ihnen gezeigt und so meine Herkunft bewiesen. Mir hätten sie auf jeden Fall kein Haar gekrümmt“, erwiderte er und grinste dabei siegessicher.

Als Antwort erhielt er eine schallende Ohrfeige von Torok, die ihn so hart traf, dass er zu Boden stürzte und für einen Moment orientierungslos liegen blieb. Dann erholte er sich wieder etwas und blickte verblüfft und empört zugleich empor.

Der Boa stand direkt über ihm und sah ihn wütend an. „Elender“, fauchte Torok. „Nicht nur, dass du dumm und eingebildet bist. Du strotzt dazu auch noch vor Eigenliebe und kümmerst dich nicht um das Schicksal deiner Gefährtin. Wenn die Räuber dich wirklich angehört hätten, dann hätten sie dir anschließend den

Finger mit dem Ring abgeschnitten und als Beweis nach Tharon geschickt. Aber glaube ja nicht, dass du deshalb auch nur einen Augenblick länger am Leben geblieben wärest. So wie ich dich jetzt hier vorgefunden habe, hätte ich dich vielleicht auch besser in ihren Händen belassen sollen – du bist eine Schande für deine Vorväter.“

Voller Verachtung wandte der einstige Leibwächter Vilians sich ab und ging zu den getöteten Räubern hin, um die Leichen zu untersuchen.

Währenddessen erhob der junge Mann sich und sah zu Chorenia herüber, die ihn ebenfalls verächtlich betrachtete. Die junge Frau bereute es spätestens in diesem Moment, dass sie diesem eingebildeten Feigling tatsächlich nachgefolgt – ja, dass sie sogar in ihn verliebt gewesen war.

„Was blickst du mich so an?“, fragte Vilian bemüht ernst und wütend, es klang jedoch eher hilflos.

„Ihr seid so ...“ Sie fand kein passendes Wort für ihre Empfindungen und drehte sich von ihm weg. Tränen liefen ihre Wange hinab und sie wollte auf jeden Fall vermeiden, dass Vilian sie sah. Wütend und trotzig wischte sie ihre Augen aus und blieb dann von ihm abgewandt stehen.

Der Sohn des Kaisers schüttelte seinen Kopf. War denn hier draußen in der Wildnis nun jeder irre geworden? Wenn Torok und Chorenia sich im Palast von Tharon ihm gegenüber so benommen hätten, wären sie zumindest augenblicklich aus Vilians Nähe entfernt worden – und hier wagten sie es, ihn, den Sohn des Kaisers, zu tadeln. Er hatte weder seinen Leibwächter noch die Bedienstete gebeten, mit ihm zu kommen. An allem war schließlich nur Vater und

dieser verfluchte Dogmard schuld; Vilian begann beide dafür zu hassen. Er ballte seine Fäuste und biss die Zähne aufeinander, denn seine Wut schoss ihm heiß durch den Körper.

Sein Gemüt wurde jedoch augenblicklich gekühlt, denn plötzlich stand Torok wieder hinter ihm, packte ihn an den Kragen und schliff ihn mit sich zu den Leichen der Räuber. „Schau sie dir an“, befahl er und deutete auf die Toten.

Fünf von ihnen lagen dicht beieinander, zwei der Hundekadaver lagen direkt daneben. Sie alle waren von Pfeilen in die Stirn, einer sogar in das linke Auge getroffen worden. Der Anblick und der Geruch, der von den toten Körpern ausging, war zu viel für den jungen Kaisersohn und er übergab sich.

„So hättest du jetzt auch dort gelegen. Von jetzt an wirst du keinen Schritt mehr ohne mich tun. Dein Vater wollte, dass du dich nach Arnlage begibst und genau dorthin werde ich dich auch bringen“, bestimmte Torok streng. „Sobald die Sonne vollständig aufgegangen ist, brechen wir auf und verlassen den Ihreas. Wir wenden uns in nordöstliche Richtung und besteigen zunächst das Dwanengebirge. Von dort aus werden wir unseren weiteren Weg je nach Lage des Wetters bestimmen. Es wird ein harter und beschwerlicher Weg, du gewöhnst dich besser daran, denn ich schleife dich notfalls bis an das Ziel.“

„Ich hasse dich.“, antwortete Vilian mit blitzenden Augen.

„Gut, das wird dir vielleicht Kraft geben, durchzuhalten“, antwortete der Boa nickend. „Von jetzt an ist das leichte Leben Tharons auf jeden Fall für dich vorbei.“

Die Frage ist nun nur noch, ob deine Begleiterin auch dazu bereit ist?“

„Ich bin bereit“, nickte Chorenia zuversichtlich.

„Weshalb bist du ihm überhaupt gefolgt?“, wollte Torok von der jungen Frau wissen.

„Ich ... hatte meine Gründe. Ich kann nun nicht mehr zurück nach Tharon, also komme ich mit euch mit“, antwortete sie hastig.

Der Boa nickte lediglich und ließ sich nicht anmerken, was er dachte. „Es wird also schwer und hart für euch beide. Erwartet keine Rücksicht von mir – nur Schutz vor Gefahren, das ist alles.“

Chorenia nickte als Antwort, Vilian reagierte überhaupt nicht und starrte nur zu Boden. An Widerwehr war im Moment jedoch nicht zu denken und so brachen die drei ungleichen Gefährten, nachdem sie sich mit Wasser und einigen Dingen der getöteten Räuber eingedeckt hatten, zu einer unbestimmten und eigentlich für sie alle drei unfreiwilligen Reise auf ...

## **Die Rückkehr der Finsternis**

Vorsichtig und sich immer wieder umdrehend, schlich die Gestalt über den alten Schotterweg am Rande des Schwarzen Waldes entlang. Rechter Hand lagen die letzten – um diese Jahreszeit natürlich brachen – Felder der Bauerngemeinschaft Arnlagens im dunstigen Mondlicht. Etwa zwei Meilen dahinter in der Talmulde erstreckte sich die Ortschaft hinter dem alten Schutzwall aus festgestampfter Erde und starken, in diese aufgehäuften Erde hineingerammten Stämmen.

Die Lichter einiger Häuser waren von hier aus noch zu sehen und schienen wie heimelige Grüße durch die Nacht bis zum Waldrand hinauf. Der nächtliche Wanderer wollte möglichst nicht gesehen werden und hielt sich immer dicht unter dem Mondlichtschatten der Bäume, bis er endlich den Weg in den Wald fand und ihm folgte.

Erst, nachdem er einige Zeit durch die Dunkelheit geschlichen war, entzündete er eine Laterne, um zumindest ein wenig Licht in dieser beinahe absoluten Finsternis zu haben. Er fühlte sich mehr als unwohl und die seltsamen Geräusche, die aus dem Dickicht rechts und links des Weges zu ihm herüberhallten, verstärkten sein Gefühl bis hin zur Furcht. Gern beschränkte er diesen Weg nicht, oh nein. Er konnte sich wirklich angenehmere Orte vorstellen, an denen er sich zu dieser nächtlichen Zeit – dem Stand des Mondes nach musste es bereits um Mitternacht sein – befinden wollte. Aber sein Pflichtgefühl verlangte das von ihm, auch wenn die übrigen Bürger von Arnlage noch nichts von seiner Mission und seinen weiteren Absichten ahnten.

Der Weg wurde beschwerlicher, denn er wand sich stetig ansteigend um den Hundskopf, einem Berg im

Siebentalmassiv, in dem die Ortschaft Arnlage und ihre Nachbarorte lagen. Nachdem diese erste Hürde überwunden war, führte der Weg auf der anderen Seite des Hundskopfes durch eine schmale Klamm hinüber zum Zweiturmtal, das am Fuß einer doppelten Bergspitze lag, zwischen der eine alte Burgruine emporragte.

Am Tag war diese Gegend bei klarem Wetter mit einer herrlichen Aussicht auf die umliegenden Täler versehen. Die beiden Gipfel, die sich in der Tat von südlicher Seite aus betrachtet wie zwei Türme ausnahmen, besaßen auf der Ostseite einen relativ flachen Anstieg. Oben auf der Ruine konnte man auf das Flussbett des Ehbras blicken, der später in den Ihreas mündete und schließlich viel weiter im Süden an der großen Stadt Tharon vorbeifloss.

Doch das alles interessierte den einsamen Wanderer nun nicht, denn es war Nacht, das Wetter war nicht klar, sondern stürmisch und er hatte alle Not, mit seiner Laterne genügend Licht zu erzeugen, um auf dem unwegsamen und felsigen Boden voranzukommen und dabei nicht zu stolpern oder abzurutschen. Sein langer Mantel flatterte umher wie eine Fahne im Wind und den breitkrepfigen Hut musste er ständig mit einer Hand festhalten, damit er nicht fortflog.

Sein Ziel war die alte Burg, deren Hauptgebäude zwar zerstört, dessen Seitenflügel und einer der Türme jedoch noch bewohnbar waren. Und es lebte dort auch jemand, seit sehr vielen Jahren bereits: Meister Wengard, der Mystiker und Meister vieler Dinge. Früher hatten sehr viele Menschen ihn des Tags in seiner Burg besucht und um Rat und Hilfe gebeten, die Wengard ihnen auch stets hatte zukommen lassen. Doch in der

letzten Zeit hatte sich der Mann seltsam verändert, war immer verschlossener und schließlich sogar feindselig gegenüber fast jedem Besucher geworden. Es war eine regelrecht unheimliche Veränderung mit ihm vorgegangen und Furcht machte sich unter den Menschen breit.

Auch der nächtliche Wanderer fürchtete sich vor dem Mann, dessen tatsächliches Alter niemand bestimmen konnte oder wusste. Aber zumindest kam er, der Besucher, nicht ohne Grund, sondern sozusagen auf Anweisung Wengards.

„Muss es aber ausgerechnet in der Nacht und bei diesem verfluchten Wetter sein?“, dachte er, während er nach zwei Stunden Weg endlich den Aufstieg zum Zweiturm erreichte. Ein unheimliches Gefühl des Unbehagens beschlich ihn, wenn er an sein Ziel und an dessen Bewohner dachte. Schon mehrmals war er nun dort gewesen, immer in der Abenddämmerung, doch niemals des Nachts. Wengard hatte sich mit ihm stets hinter einem tiefschwarzen Vorhang verborgen unterhalten. Die Stimme des seltsamen Mannes wurde von Mal zu Mal rauer und unheimlicher. Er schien sich vor jeglichem Licht verbergen zu wollen.

Aus den anfänglichen Bitten in diesen Gesprächen waren nach und nach Befehle geworden, die keinen Widerspruch duldeten. Zwischendurch versprach er jedoch auch Dinge, die zum Vorteil für die Bewohner der umliegenden Orte werden sollten. Wengard versprach sie so glaubwürdig, dass jeder Zuhörer seiner Worte nur noch zustimmen und den Befehlen folgen konnte. Die Stimme wurde dann wieder sanfter und bekam einen beinahe betörenden Klang.

All diese Gedanken durchschossen den Besucher, während er den schmalen Grat emporstieg. Die Gegend um den Zweiturm herum hatte sich verändert, das konnte man trotz der Dunkelheit erkennen. Irrendwie war alles so kahl und trostlos geworden – und das lag nicht nur an der Jahreszeit. Schwarze Vögel umkreisten die Bergspitzen und die Ruine und stießen dabei lautes, misstönendes Krächzen aus.

Als er endlich die Burgruine erreichte, stand er vor einem verschlossenen Tor. Früher war der Eingang zur Burg stets offen gewesen, der nächtliche Wanderer erinnerte sich überhaupt nicht daran, dass es jemals ein Tor gegeben hätte. Jetzt wies ein wuchtiges, schwarzes, mit starken Eisendornen versehenes Portal den Besucher zurück. Er klopfte zaghaft an und hoffte beinahe, dass man ihn nicht hören mochte. Sein Blick schweifte umher und sah nur Abstoßendes. Einst wuchsen überall in der Nähe des Schlosses Wildblumen, die im Sommer ein wahres Blütenmeer gebildet hatten. Selbst im Winter stand das trockene Gras kniehoch um die Ruine herum. Doch jetzt war alles nur noch verschlammt und ein seltsamer Geruch von Fäulnis hing in der kalten Luft.

Eine Klappe im Tor öffnete sich plötzlich und ein grunzendes Geräusch erklang dahinter. Der Besucher zuckte instinktiv zurück, gab sich dann jedoch zu erkennen: „Meister Wengard erwartet mich“, krächzte er heiser.

Wieder kam das seltsame Grunzen als Antwort und das Tor öffnete sich einen schmalen Spalt, so dass er gerade eben hindurchschlüpfen konnte. Im Augenwinkel erkannte er eine riesenhafte Gestalt, die das Tor geöffnet hatte und es jetzt wieder schloss. Sie war

mit einer Art Lederuniform bekleidet und besaß einen seltsamen nach vorn spitz zulaufenden Helm, der den Kopf und das gesamte Gesicht verdeckte. Ein eigenartiger Geruch ging von der Gestalt aus und der nächtliche Besucher beeilte sich, von ihr fortzukommen. Der Weg war ihm bekannt, er führte über den verwitterten Hof mit dem längst eingestürzten Brunnen hinüber zum Westflügel der einstigen Burg, die einmal der Hauptsitz eines Königs gewesen war. Fanrich, der Siegreiche, Fürst des Königreiches Siebental hatte hier gelebt und geherrscht. Doch das war lange her und die Dörfer und Ortschaften dieses Gebirges schützten sich nun selbst so gut es ging.

Der Mann blieb vor dem noch einigermaßen erhaltenen Westflügel stehen. Ein Torbogen bildete den Einlass zu dem langgestreckten Gebäude, das einer Halle ähnlich war und früher sicher zu Festveranstaltungen gedient haben mochte. Jetzt war es finster dort drinnen und nicht einmal das Mondlicht wollte offensichtlich in die hohen Fenster eindringen. Meister Wengard hatte sich im hinteren Teil des Gebäudes eine Art Audienzraum geschaffen und in dem daran anschließenden Turm eine alchemistische Werkstatt eingerichtet. Doch das alles war nun von dunklen Decken und Tüchern verhängt, so dass man auch am Tage kaum etwas erkennen konnte. Jetzt in der Nacht war es ab der Schwelle des Torbogens so vollkommen finster, dass man buchstäblich nicht mehr die Hand vor Augen sehen konnte.

„Tritt ein, Wiesemann“, hauchte eine finstere Stimme den Namen des nächtlichen Besuchers. Zögernd kam der Angerufene der Aufforderung nach und hielt seine Laterne wie schützend vor sich. Das Licht schien

regelrecht von der Finsternis in der Halle verschluckt zu werden, denn es reichte kaum auf den Boden, so dass Wiesemann seinen Weg nur mehr errahnen als sehen konnte.

„Komm näher“, hauchte die Stimme wieder. Sie war noch unheimlicher und finsterner geworden, als es der Besucher seit dem letzten Mal in Erinnerung hatte. Schritt für Schritt trat er näher und sein Herz klopfte dabei immer heftiger. Angst, nackte Angst packte ihn und eine nie gekannte Panik schnürte ihm regelrecht die Luft ab. Täuschte er sich, oder hörte er so etwas wie ein heiseres, leises Lachen von dort hinten? Als er bei den dunklen Tüchern angelangt war, blieb er stehen und wagte keine weitere Bewegung mehr zu machen.

„Lösch das Licht“, befahl die Stimme hinter den Vorhängen streng und er kam diesem Befehl sofort nach. Nun stand er wirklich in der schwärzesten Dunkelheit, die er sich nur vorstellen konnte. Doch nein, etwas konnte er dennoch sehen: Zwei rotglühende Punkte, die hinter den Vorhängen aufleuchteten und ihn wie ein Augenpaar anzustarren schienen. Sein Herz blieb beinahe stehen. Was war das nur? Was lauerte dort hinter den Tüchern?

„Ich habe einen Auftrag für dich, Wiesemann“, zischte die Stimme nun wieder. Bei ihren weiteren Worten nahm sie wieder diese scheinbar sanfte Tonlage an, die doch irgendwie bedrohlich aber auch unwiderstehlich zugleich klang. „Du bist ein wichtiger Mann in deinem Dorf, man hört auf dich. Ich habe erfahren, dass man sogar in den anderen Ortschaften deinen Rat sucht“, fuhr die Stimme fort.

„Ja ...?“, krächzte Wiesemann hilflos.

„Natürlich ist das so“, fauchte die Stimme hinter dem Vorhang und die beiden glühenden Punkte wurden für einen Moment größer und kamen bedrohlich näher.

„Ja, ja ..., natürlich, es ist so“, rief Wiesemann erschrocken und wollte zurückweichen, was ihm aber nicht gelang, denn er stand wie angewurzelt an seinem Platz.

„Gut“, säuselte die Stimme wieder. „Du kannst deinen Einfluss nutzen und mir einen Dienst erweisen.“

„Welchen, Meister Wengard?“

„Nenn mich nicht mehr so, nie wieder“, befahl die Stimme, die zunächst erneut lauter werden wollte, sich dann aber offenbar beherrschte und wieder ihren sanfteren Ton annahm. „Ich bin dein Herr – bald wieder der Herr über alles und so heißt du mich zukünftig. Hast du das verstanden?“

„Ja ..., Herr“, antwortete Wiesemann bebend.

„Sehr gut. Und jetzt höre zu. In deinem Dorf gibt es viele Bergmänner, nicht wahr?“

„Ja ..., wir haben früher in den Erzminen geschafft, doch die sind inzwischen ausgebeutet.“

„Und auch in den anderen Dörfern gibt es Bergleute?“

„Ja, auch dort.“

„Gut, so will ich euch mit neuer Arbeit versorgen, es soll nicht zu eurem Nachteil gereichen. Grabt einen Stollen, vier Mann hoch und fünf Mann breit auf der Südseite des Zweiturms in den Berg hinein. Er muss so steil sein, wie die Sonne am Nachmittag zur vierten Stunde am Himmel steht. Sammle so viele Bergleute wie möglich ein und fangt bald an. Ihr sollt den Lohn erhalten, den ihr wert seid, wenn das Werk vollständig vollbracht ist.“

„Herr? ...“, fragte Wiesemann nach. “

„Hast du diesen Auftrag nicht verstanden?“ , fauchte die Stimme hinter dem Vorhang nun wieder wütend und die roten Punkte glommen auf wie ein neu entfachtes Feuer.

„Doch, doch ... Ich habe verstanden, Herr“, versicherte der Bürgermeister sofort hektisch und wagte es nicht, weitere Fragen zu stellen.

„Geh und bereite alles vor. Doch enttäusche mich nicht, denn ich beobachte dich zu jeder Zeit und Untreue bestrafe ich furchtbar.“

„Ich ..., ich ... werde Euch nicht enttäuschen, Herr“, antwortete Wiesemann zitternd und entfernte sich danach so schnell er konnte. Verstört und voller Angst machte er sich auf den Heimweg durch die Nacht und verfluchte innerlich jenen Tag, an dem er das erste Mal dem Ruf des Wengard gefolgt war.

In der Burgruine zog sich ein schwarzer Schatten indes zufrieden zurück in den Turm, aus dem er gekrochen war. „Dieser Narr wird aufgrund seiner Angst nicht mehr zögern, seinen Auftrag auszuführen“, dachte er böse grinsend. „Wenn der Stollen fertiggestellt und die Zeit des Aufbruches endlich gekommen ist, dann wehe denen, die mich für besiegt hielten. Wehe ihnen, denn ihr Untergang wird plötzlich und vollständig kommen – und diesmal wird sich mir niemand in den Weg stellen.“ Sein heiseres Lachen hallte durch die alten Mauern und ließen sie erzittern ...

## **Bei den Dwanen**

Weitläufig erstreckte sich die Ebene von Asloth im nördlichen Skalizien vor den drei Wanderern. Die im Frühjahr und Sommer von duftenden Kräutern bewachsene Landschaft zeigte sich im Moment eher trist und öde. Wo ansonsten bunte Farbenpracht die sanften Hügel beherrschte, waren nun nur braune und graue Töne zu sehen, soweit das Auge reichte.

Torok sah öfter skeptisch zum Himmel auf und betrachtete die dunklen Wolken, die sich zu einer Sturmfront zusammenbrauten. Der auch in der Wildnis erfahrene Boa kannte sich mit dem Deuten des Wetters aus und wusste, dass sie bald einen sehr starken Sturm erwarten konnten. Das hieß zunächst, dass sie nicht schutzlos in dieser Ebene bleiben durften, aber auch nicht die Berge im Nordosten besteigen konnten, deren dunkle Schatten am Horizont zu sehen waren. Nach seiner Einschätzung brachte dieser Sturm auch Schnee mit sich, der die Pässe in das Gebirge für einige Zeit versperren würde.

Der Boa drehte sich um und sah zu seinen beiden Gefährten. Die junge Frau hielt fast Schritt und war nur wenige Längen hinter ihm. Sie war sichtbar müde aber sehr zäh und wollte sich offensichtlich keine Blöße geben. Vilian hingegen blieb weit zurück und machte sich auch keine sichtbare Mühe, aufzuschließen. Das Gesicht des jungen Mannes war mürrisch und verschlossen und jedes Mal, wenn Torok zu ihm herübersah, wurde Vilian absichtlich noch etwas langsamer, um seinem ehemaligen Leibwächter zu trotzen.

Seit sie vor über einer Woche gemeinsam aufgebrochen waren, wiederholte sich dies Verhalten jeden Tag. Torok versuchte das weitgehend zu ignorieren

und plante die Langsamkeit Vilians mit ein. Doch jetzt machte ihm das Wetter einen Strich durch die Rechnung und sie mussten sich beeilen. „Es wird bald einen sehr schlimmen Sturm geben“, sagte er zu Chorenia und deutete zum Himmel. „Wir werden nach Westen abschwanken müssen, um den Rand des Waldes dort drüben zu erreichen. Aber dafür sollten wir uns eilen. Willst du mit ihm sprechen?“, fragte er und nickte mit dem Kopf in Richtung Vilian.

„Er redet nicht mehr mit mir“, antwortete die junge Frau unwillig. „Und ich auch nicht mit ihm“, fügte sie hinzu.

„Gut, dann werde ich es tun“, sagte der Boa ernst und ging auf Vilian zu. Das Gesicht des jungen Mannes verfinsterte sich noch mehr, als er Torok auf sich zukommen sah und er verlangsamte seine Schritte erneut.

„Wir haben keine Zeit mehr für diese Kindereien“, rief der Boa Vilian zu. „Ein starker Sturm kommt auf, den wir hier in der Ebene nicht erwarten sollten. Eine Stunde westlich von hier befindet sich ein Wald, in dem wir Schutz finden und für die Nacht rasten können. Doch wir müssen uns eilen.“

„Na, dann eilt euch doch“, antwortete Vilian verächtlich.

Torok hatte ihn nun erreicht und seine hellen, durchdringenden Augen schienen ihn fast zu durchbohren. „Höre auf mit diesem Unsinn, Vilian. Höre auf, bevor es zu spät ist“, sagte der Boa eindringlich.

„Sonst wird was geschehen? Wirst du mich umbringen, hier draußen in der Wildnis, wo es keiner sieht?“, fragte der junge Mann provozierend.

„Ich habe einst geschworen, dich zu schützen und ich werde dir kein Leid antun. Aber ich werde dein Leben nicht um jeden Preis retten, denn du bist kein kleines Kind mehr“, antwortete Torok. „Außerdem bist du nicht mehr der einzige, um den ich mich kümmern muss. Der Sturm wird hier gefährlich für uns werden, deshalb müssen wir Deckung suchen – und zwar recht bald. Komm also mit uns mit oder bleibe deinem Schicksal überlassen“, ergänzte er und drehte sich dann ohne ein weiteres Wort um. Er ging zu Chorenia zurück, sprach kurz mit ihr und beide eilten dann mit schnellen Schritten in westliche Richtung auf den Saum des Waldes zu.

Vilian blieb trotz der Warnung Toroks zurück und dachte gar nicht daran, sich ebenfalls zu beeilen. „Ein schwerer Sturm. Pah, dieser Wichtigtuer glaubt wohl, er kann mich damit beeindrucken“, dachte der junge Kaisersohn verächtlich und schüttelte seinen Kopf. Natürlich änderte auch er seine Richtung, aber er schritt weiter gemächlich dahin.

Torok und Chorenia waren inzwischen ein weites Stück vorangekommen. Der Wind wehte in der Tat bereits kräftiger und einige Böen waren so stark, dass man sich regelrecht dagegen lehnen konnte. Es wurde zudem deutlich kälter und die Luft roch nach Schnee, was in dieser Gegend nicht sehr oft vorkam.

„In einer halben Stunde wird man die Augen vor kaltem Wind nicht mehr öffnen können. Wir müssen unbedingt den Wald erreichen und eine geschützte Stelle für ein Feuer suchen“, sagte Torok besorgt.

„Was ist mit Vilian?“, fragte Chorenia und wollte sich umdrehen, um nach ihm zu schauen.

„Nein, dreh dich nicht zu ihm um“, befahl der Boa streng. „Das würde ihn nur noch überheblicher machen. Der Narr will sein Schicksal herausfordern und sieht nicht die Gefahr. Wenn es seine Bestimmung ist, zu leben, dann wird er leben. Wenn nicht, dann ist er aus eigenem Starrsinn heraus verloren.“

Die junge Frau blickte wieder nach vorn und folgte Torok schnell. Es fiel ihr schwerer, als sie zugeben wollte, doch der Boa hatte recht. Vilian benahm sich wirklich wie ein Narr – dennoch blieb dies unbestimmte Gefühl der Sorge um den jungen Mann.

Während die Böen von Minute zu Minute an Stärke zunahmen und auch die Temperatur immer weiter fiel, gelangten die beiden nach einiger Zeit endlich in die Nähe des Waldes. Es war ein dichter Nadelwald, der sich über eine leichte Anhöhe erstreckte und ein dahinter liegendes Tal bedeckte. Er war nicht sehr groß, aber er bot durch den dichten Bewuchs sicher Schutz vor dem Sturm. Chorenia und Torok liefen die letzten Meter bis zum Waldrand und arbeiteten sich dann so schnell wie möglich durch das dichte Astwerk der schlanken Nadelbäume.

Zu ihrer Überraschung gelangten sie aus dem Dickicht nach einiger Zeit plötzlich auf einen Trampelpfad, der quer zu ihrer bisherigen Richtung an ihnen vorbeilief und offensichtlich regelmäßig benutzt wurde, denn er war nicht überwuchert. Der Wind heulte mittlerweile lautstark und bog die Spitzen der Bäume heftig um, doch zum Glück bot der Wald unten am Boden genügend Schutz, so dass die beiden Wanderer sich zumindest ungefährdet auf dem schmalen Weg weiter fortbewegen konnten. Sie folgten dem Pfad, der nach Norden führte.

Torok suchte nach einer geschützten Stelle, an der er vielleicht ein Feuer entfachen konnte. Gerade entdeckte er so eine Stelle im Unterholz, die sich wie eine kleine natürliche Höhle im unteren Astwerk ausmachte, als seine feinen Ohren plötzlich Stimmen hinter ihnen hörten. Sofort nahm er Chorenia bei der Hand und zog sie eilig in den Unterschlupf. Er legte seinen Zeigefinger auf die Lippen und bedeutete ihr, dass sie keinerlei Geräusch machen solle.

Tatsächlich hörte auch die junge Frau bald die vielen Stimmen, die sich lautstark und ungezwungen unterhielten. Sie lachten und sangen sogar Lieder, die von Edelsteinen und seltenen Metallen handelten.

*Lorobrande, Lorobrande, langsam kommt der Schatz zustande. Eisenerz und Gold und Silber, alte Ader, tief versteckt. Tausend Jahr vorm Blick verborgen, haben wir dich doch entdeckt.*

*Lorobrande, Lorobrande, langsam kommt der Schatz zustande. Erdengut aus Baum und Knochen, warst auch Kohle einst genannt. Bist durch Druck und rohe Kräfte gar geformt zum Diamant.*

*Lorobrande, Lorobrande, langsam kommt der Schatz zustande. Farbenglitzern rot und blau, grün und golden lichter Schein. Was erst aussieht wie ein Kiesel, wird durch uns zum Edelstein.*

Torok lächelte beim Klang dieser Stimmen und er entspannte sich etwas. Kurz darauf kamen die Verursacher des Gesanges näher und schritten an dem Versteck der beiden heimlichen Beobachter vorbei. Es war eine Gruppe Dwanen, die offensichtlich auf Reisen

waren, wie man an ihren ledernen Beuteln erkennen konnte, die sie an Wanderknüppel gebunden hatten und über den Schultern trugen. Ihre Kleidung war dwanentypisch derb und ihre schweren Stiefel stampften über den Waldboden. Bewaffnet waren sie mit den für ihr Volk eigenen Äxten, die eine kreisrunde und sehr scharf geschliffene Klinge besaßen, mit denen sie jeden Feind glatt in der Mitte durchteilen konnten. Bis auf zwei offensichtlich noch sehr jungen Mitgliedern ihrer Reisegruppe besaßen sie alle dicke Bärte, die den größten Teil ihrer pausbackigen Gesichter bedeckten.

Noch immer in fröhlichen Gesprächen und Gesängen vertieft, marschierten sie weiter in nördliche Richtung, als der Boa plötzlich aus dem Versteck hervortrat und sie laut ansprach: „Ich grüße euch, ihr Herren Dwanen“, rief er ihnen hinterher.

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als sich die Gruppe blitzschnell umdrehte und mit ihren Äxten in den Händen formierte. Es war ein beinahe militärisch perfektes Manöver und ein Feind wäre in diesem Moment schlecht beraten gewesen, die vormals so harmlos aussehende Reisegruppe anzugreifen. Torok hatte jedoch auch nichts Derartiges vor und blieb einfach ruhig vor den ihn skeptisch anblickenden Dwanen stehen.

Einer aus der Gruppe trat daraufhin etwas näher und sah in das Gesicht Toroks. Er schien der Anführer der Reisenden zu sein. „Oho, ein ... Boa. Welch ein seltener Anblick in dieser Gegend. Was führt ausgerechnet Euch hierher? Seid Ihr nicht ein Angehöriger der Leibwache des Kaisers?“, fragte der kleine Mann und zeigte damit, dass er sich offensichtlich gut auskannte.

Jetzt konnte man auch erkennen, dass sein blauer Reitermantel, den er über seinen anderen Sachen trug, mit dem Abzeichen einer tharonischen Einheit versehen war. Ein sich in die Luft schwingender Greifvogel mit einer Axt in seinen Krallen wies ihn als Angehörigen der legendären Dwanentausendschaft aus.

„Der aufkommende Sturm hat uns gezwungen, unsere ursprüngliche Richtung zu ändern und hier Zuflucht zu suchen“, antwortete Torok. „Und ja, ich war in der Leibwache des Kaisers.“

„Ihr spracht in der Mehrzahl, seid also nicht allein“, bemerkte der Dwane scharfsinnig.

„Nein, eine Gefährtin ist noch bei mir“, antwortete der Boa und rief Chorenia zu, dass sie aus dem Versteck herauskommen könne. Zögernd trat die junge Frau aus dem Unterschlupf und betrachtete die Dwanen mit einem verlegenen Lächeln.

„Ein Boa und eine Menschenfrau allein hier in der Wildnis“, bemerkte der Dwane sichtlich erstaunt.

„Darf man fragen, wie Eure Namen lauten und was zwei so unterschiedliche Wanderer hierhertreibt?“

„Das ist Chorenia, mein Name ist Torok. Doch wir beide sind nicht allein unterwegs, sondern in Begleitung eines jungen Mannes, dessen Trotz und Feindseligkeit zu mir ihn jedoch nicht mit uns mitkommen, sondern draußen auf der Ebene beließ.“

„Ihr habt einen Gefährten bei dem Sturm zurückgelassen?“

„Er ist ein dickköpfiger Narr“, antwortete Torok finster.

„Vielleicht ist er bald ein toter dickköpfiger Narr. Der Sturm tobt ungewöhnlich heftig und nimmt einem die ganze Sicht“, sagte der Dwane im besorgten Ton.

„Ich wollte eigentlich ein Feuer entzünden und ihn damit herleiten. Die Erfahrung im Sturm wird ihn entweder läutern oder umbringen“, antwortete der Boa.

„Ihr seid sehr hart zu Eurem Gefährten.“

„Ich habe meine Gründe dafür, außerdem konnte ich neben seinem nicht auch noch unser Leben riskieren.“

Der Dwane nickte bei diesen Worten, sein Blick zeigte allerdings nicht sehr viel Verständnis dafür. Er ahnte, dass hier etwas Seltsames vor sich ging und sich die beiden Wanderer und ihr bisher unbekannter Gefährte nicht ohne ernstesten Hintergrund hier befanden.

„Ich heiße Dorra Glia Kan, Sohn des Barra. Meine Brüder werden sich euch selbst vorstellen. Wir sollten nun nach eurem Gefährten Ausschau halten und ihn herholen - er wird genügend gelitten haben und sicher seinen Trotz bereuen“, bemerkte der Dwane.

„Das bezweifle ich zwar, aber Ihr habt Recht. Lasst uns nach ihm sehen“, nickte Torok. „Doch sagt, Ihr seid tatsächlich der Sohn des Barra Kan? Eines der Gefährten von Yardoan Tauris. Lebt Euer Vater noch?“

„Er besitzt ein sehr hohes Alter und seine Augen sehen schlecht, aber er ist ansonsten noch bei guter Gesundheit“, antwortete Dorra. „Ihr kennt die Geschichte der Gemeinschaft also. Nun, das war damals noch ein Zusammenhalt zwischen den Gefährten, nicht wahr?“, bemerkte der Dwane spitz.

„Wenn Ihr unseren Gefährten kennen lernt, werdet Ihr verstehen, weshalb wir so handelten“, antwortete Torok stoisch, während er und Dorra den Pfad verließen und sich durch das Unterholz zum Waldrand begaben.

Der Sturm wütete noch immer sehr heftig und zudem hatte ein dichtes Schneetreiben eingesetzt, das zusätz-

lich zur einsetzenden Dämmerung die Sicht auf wenige Meter begrenzte.

„Beim Vater des Lichtes, so einen Sturm hatten wir in dieser Gegend seit Jahren nicht mehr“, sagte der Dwane kopfschüttelnd, während sich der Schnee in seinem Bart sammelte und der Wind den kleinen Mann beinahe umwehte. „Euer Gefährte ist verloren“, fügte er bedauernd hinzu.

Torok blickte nur stumm hinaus auf die Ebene. Selbst der Boa mit seinen äußerst scharfen Sinnen konnte nichts erkennen. Mit keiner Regung seines Gesichtes ließ er erahnen, was er dachte.

Dorra holte einen länglichen Gegenstand aus seiner Tasche, der wie ein Glasröhrchen mit einem Holzgriff aussah. Er schüttelte diesen Gegenstand, der plötzlich grünlich schimmerte und stets heller wurde. Es war ein Dwanenlicht, hergestellt aus einem geheimnisvollen Gestein, das die Bergbewohner in ihren Hallen und Stollen entdeckt hatten und für sich nutzten. Dorra schwenkte das Licht umher und rief zudem laut, ob ihn jemand hören könne. Seine Stimme wurde ihm jedoch regelrecht von den Lippen fortgerissen und das Licht der Lampe reichte vielleicht einige Meter weit durch das Schneetreiben hindurch, so dass fast keine Hoffnung bestand, dass es irgendjemand gehört oder gesehen hatte.

„Es hat keinen Zweck, er ist verloren“, wiederholte Dorra und senkte resigniert seinen Kopf ...

Der Sturm wurde immer unerträglicher und kälter. Vilian versuchte, seinen Mantel noch fester am Hals zu schließen, doch die Kälte kroch überall hindurch. Schon bald wurde ihm bewusst, dass Torok keinesfalls

mit seiner Vermutung über das Wetter übertrieben hatte – und er hasste ihn dafür umso mehr. „Dieser verfluchte, dunkelhäutige Halbvalve hat mich ...“, raunte er und stemmte sich regelrecht gegen den Wind. Jeder Versuch, dem Sturm zu trotzen, wurde immer unmöglicher. Das einsetzende Schneetreiben verhinderte zudem die Sicht, so dass Vilian schon bald durch ein Meer von weißen, ihm ins Gesicht peitschenden Flocken irrte und keinerlei Orientierung mehr hatte. Seine Haut schmerzte, als würden ihm Tausende von Nadeln hineingetrieben und der heftige Wind schien ihm sogar die Atemluft fortzureißen.

„Hilfe ...“, rief er halblaut. „Hilfe, hört ihr mich?“ Irgendwann sackte er auf die Knie und war vollkommen erschöpft. Wie lange er sich nun schon so hindurchkämpfte wusste er nicht, aber er würde es nicht mehr viel länger aushalten. Torok hatte es letztendlich also doch noch geschafft, ihn umzubringen. Seine Erschöpfung war mittlerweile auch so groß, dass es ihm fast schon egal war, wenn er nun gänzlich hinfiel und einfach liegen blieb. Ja, liegen bleiben, einschlafen und die furchtbare Kälte nicht mehr spüren, das schien ihm nun regelrecht verlockend. „So ist es also, wenn man stirbt“, dachte er seltsam entrückt, als würde es ihn überhaupt nichts mehr angehen.

Doch kurz bevor er sich wirklich hinlegte, hörte er wie aus weiter Ferne plötzlich Wortfetzen: „Heda ... könnt ... mich hör ...?“, vernahm Vilian. Es war keine Sinnes-täuschung, denn er vernahm die Rufe noch mehrmals und dann sah er auch dieses seltsame grüne Licht, dass gar nicht allzu weit von ihm durch das dichte Schneetreiben leuchtete.

„Ich ..., ich bin hier“, antwortete er, aber es war nur ein Flüstern, das er hervorbrachte. Das grüne Licht leuchtete noch immer und tanzte hin und her wie ein Glühkäfer in der Nacht. Vilian kämpfte mit sich, ob er es einfach ignorieren, oder sich noch einmal erheben und ihm tatsächlich folgen sollte. Vielleicht war es ja auch ein Todeslicht, das ihn hinüber in eine andere Welt leiten sollte? Er nahm all seine verbliebene Kraft zusammen und erhob sich wieder. Der Sturm wollte sein Opfer jedoch nicht einfach so fortlassen und wehte ihn um.

Doch ein innerer starker Wille, der sich plötzlich in ihm erhob, gab Vilian die Möglichkeit, erneut aufzustehen und auf das Licht zuzugehen. Es war nicht weit, er konnte es wirklich schaffen und diese Erkenntnis gab ihm weiteren Antrieb, so dass er nun sogar regelrecht darauf zulief. Doch plötzlich war das Licht verschwunden und er befand sich wieder im Nichts aus Dämmerung und dichtem Schneegestöber. „Halt“, rief er. „Halt ..., ich bin hier.“ Er streckte seine Hände hilfesuchend aus und rannte in die Richtung, in der eben noch die rettende Insel aus grün schimmerndem Licht gewesen war. Plötzlich stolperte er und stürzte der Länge nach hin. Sein Gesicht wurde von etwas gestreift und er spürte noch den brennenden Schmerz seiner aufgeplatzten Haut – dann wurde es dunkel um ihn herum ...

„Ja, vielleicht ist er wirklich verloren ...“, antwortete der Boa zögerlich. „Aber nein, seht, dort“, sagte er aufgeregt und deutete auf die Ebene. Der Dwane konnte nichts erkennen und schüttelte nur seinen Kopf. Plötzlich tauchte jedoch ein Körper direkt vor ihm aus dem

Nichts auf und stürzte in das Unterholz, wo er reglos liegen blieb. Torok und Dorra knieten sich nieder und drehten den bewusstlosen und von dem Wetter gezeichneten Vilian um. Sein Gesicht war regelrecht blaugefroren und der Atem des jungen Mannes ging nur noch flach und stoßweise.

„Wir müssen ihn unbedingt wärmen, er ringt mit dem Tod“, stellte Dorra fest.

Torok nickte nur und gemeinsam hoben sie Vilian auf, trugen ihn durch das Dickicht und über den Pfad zurück zu den anderen Dwanen. Diese hatten inzwischen ein Feuer am Rande des Weges gemacht und saßen zusammen mit Chorenia an den wärmenden Flammen. Als Dorra und Torok sich mit dem noch immer bewusstlosen Vilian näherten, machten sie sofort Platz und legten den jungen Mann dicht an das Feuer.

„Was ist mit ihm?“, fragte Chorenia und ihre Stimme klang besorgter, als sie zugegeben hätte.

„Vielleicht stirbt er“, antwortete Torok düster.

„Nein, er wird leben“, widersprach Dorra und bat einen seiner Dwanenbrüder um eine Flasche, die dieser an seinem Gürtel trug. Dorra setzte die Flasche an Vilians Mund und flößte ihm langsam etwas ein. Plötzlich öffnete der junge Mann seine Augen und begann fürchterlich zu husten. Er bäumte sich auf, sackte dann jedoch zurück und beruhigte sich.

Der Dwane gab ihm erneut einen Schluck aus der Flasche, den Vilian diesmal williger hinunterschluckte und anschließend tief durchatmete. Die anderen Dwanen brachten inzwischen mehrere Decken, die sie über ihn legten und unter seinen Kopf schoben.

„Wo ..., wo bin ... ich?“, flüsterte der junge Mann heiser und versuchte sich umzublicken.

„Bei Freunden“, antwortete Dorra lächelnd.

„Dwa ... Dwanen?“, stammelte Vilian ungläubig und schlief dann wieder ein.

„Wir können auf keinen Fall hierbleiben, er würde die Kälte der Nacht nicht überstehen“, bemerkte der Dwane zu Torok und Chorenia.

„Habt ihr einen Ort, an dem wir geschützt übernachten können?“, wollte der Boa wissen und erntete ein beinahe mitleidiges Lächeln bei den kleinen Männern.

„Unsere Straßen und Ortschaften sind weitläufig aber nicht unbedingt für jeden ersichtlich, ihr befindet euch auf Dwanenland“, antwortete Dorra schmunzelnd.

„Nicht allzu weit von hier entfernt befindet sich eine Pforte in unsere wahre Welt. Dort sind wir sicher vor jedem Sturm und euer Gefährte wird sich erwärmen. Kommt.“

Die Dwanen bereiteten den Aufbruch vor und legten Vilian auf eine Decke, die sie mit zwei starken Knüppeln verknoteten, so dass eine Trage entstand und sie ihn damit hochhoben. Torok und Chorenia folgten ihnen ohne Widerworte, denn der Einstieg in die Unterwelt der Dwanen war bei diesem Wetter in der Tat die beste Möglichkeit, um zu überleben. Der Boa hätte es sich auch fast denken können, dass die hügelige Landschaft dieses Waldes bereits von den Stollen und Gängen des Dwanenvolkes durchzogen war und seine Vermutung wurde bald darauf bestätigt.

„Was ist denn euer Ziel, wenn ich danach fragen darf?“, wollte Dorra von ihm wissen.

„Das Siebentalgebirge im Osten“, antwortete Torok.

„Nun, da ihr euer Ziel in den nächsten Tagen sicher nicht über die Ebene von Asloth erreichen werdet, schlage ich euch vor, mit uns nach Borgada zu kom-

men und den Sturm so zu umgehen. Ihr könnt aus dem Dwanengebirge heraus direkt nach Osten durch Veromanien wandern und kommt so nach zwei Tagen in das Siebental“, schlug der Dwane vor.

Torok missfiel der Gedanke, eine so weite Strecke unter der Erde zu wandern zwar, aber er hatte keine andere Möglichkeit und nahm die Einladung deshalb nickend an.

Die Gruppe der Reisenden bewegte sich noch etwa eine halbe Meile auf dem Pfad fort, wobei der Weg einen Schwenk nach Westen machte und plötzlich vor einem dicht bewachsenen Hügel von etwa zwei Mannlängen Höhe endete. Der mit Moos und einigen Sträuchern bedeckte Fels schien wie aus dem Boden gewachsen und versperrte jeden weiteren Schritt. Rings herum standen hohe Nadelbäume, so dass der Hügel nicht umrundet werden konnte und es dahinter auch nicht weiterging.

Dorra blickte in die fragenden Gesichter von Chorenia und Torok und lächelte. Er ging auf den Felsen zu, nahm seinen Wanderstab und schrieb einige unsichtbare Zeichen darauf. Plötzlich war ein deutliches Knirschen zu hören und der Felsen schien sich in der Mitte zu spalten. Wie eine zweiflügelige Tür öffnete sich der Stein und klappte auf. Dahinter klaffte eine große Öffnung, so dass ein Mann bequem einsteigen konnte – zumindest, wenn er die Größe eines Dwanen besaß. Dorra trat hinein und nahm ein Dwanenlicht von der Wand, das direkt neben dem Eingang in einer Halterung steckte. Es war größer als das, welches er vorhin am Waldrand benutzt hatte, und schon bald erhellte das grünliche Licht alles um die Wandergruppe herum. Sie stiegen in die Höhle ein und mussten zu-

nächst eine steile Steintreppe hinabsteigen, während sich der Felsen hinter ihnen wie von Geisterhand wieder schloss. Torok blickte sich für einen Augenblick skeptisch um, denn er befand sich nicht gern in derart engen und niedrigen Gängen. Chorenia hingegen schien es nichts auszumachen, denn sie war ja durch ihre Erkundungen der Geheimgänge in Tharon solche Dinge gewöhnt.

Die Treppe führte noch weiter hinab in die Tiefe. Die Felswände waren rau und an manchen Stellen sogar von Wurzelwerk der Bäume durchzogen, die für kurze Zeit durch das Licht der Dwanen aus der Dunkelheit herausgeholt wurden und seltsame, sich bewegende und zuckende Schatten warfen. Es wurde deutlich wärmer, je weiter sie hinabstiegen. Zum Glück für Torok wurden auch die Decke und die Wände des Ganges am Fuß der Treppe höher und breiter, so dass er sich fortan nicht mehr bücken musste.

Die Schritte der Gruppe hallten laut über den steinigen Boden, denn der Gang erstreckte sich nun schnurgerade nach Westen, wie der Boa vermutete. Nach einiger Zeit kreuzten weitere Gänge den Weg und nach und nach wurde ein regelrechtes Netz aus sich in alle möglichen Richtungen erstreckenden Gängen. Dies waren die so genannten Dwanenstraßen, die unterirdisch zwischen den vielen Ortschaften und Städten dieses Volkes verliefen. Weiter westlich würden die Straßen dann belebter werden, wie Dorra Chorenia und Torok zwischenzeitlich erklärte.

„Für diesen Tag sollten wir uns eine Ruhe gönnen. Wir gelangen bald an einen der Rasträume, die wir in regelmäßigen Abständen hier eingerichtet haben. Dort

können wir uns niederlegen und morgen früh weiterziehen, wenn es euch recht ist“, sagte er.

Die Menschenfrau und der Boa stimmten zu, denn sie fühlten sich nach dem langen und anstrengenden Tag natürlich sehr müde und erschöpft. Die Vorhersage des Dwanen erfüllte sich zum Glück auch recht bald, denn die Gruppe gelangte an eine in die Felswand geschlagene Nische, die eine bogenförmige Holztür besaß und etwa zwanzig Leuten Platz bot. Der Raum dahinter war mit roh zusammengezimmerten Etagenbetten und einer mit Stühlen versehenen Tafel ausgestattet, so dass man für die Verhältnisse relativ bequem essen und schlafen konnte.

Fackeln und Dwanenlichter erhellten den Raum. In einer Ecke befand sich sogar ein kleiner Kamin, neben dem rechts und links zwei Frischluftschächte in die Höhe führten. Schnell war ein Feuer entzündet und die Tafel gedeckt. Die Dwanen bereiteten aus ihren Vorräten ein Mahl und luden natürlich auch Chorenia und Torok mit ein, daran teilzunehmen.

Vilian wurde inzwischen auf eines der Betten gelegt und erneut mit dem Trank versorgt, den Dorra ihm schon einmal eingeflößt hatte. Die Gesichtsfarbe des jungen Mannes war mittlerweile wieder etwas gesunder geworden, er war zwischenzeitlich sogar erwacht und ansprechbar gewesen, schlief dann aber wieder ein.

„Morgen wird er sich erheben und wieder selber laufen können“, bemerkte Dorra, als er sich wieder an den Tisch zu Chorenia und Torok setzte.

„Ich danke Euch dafür, dass Ihr ihn wieder in das Leben zurückgeholt habt. Doch erwartet von ihm keinen

Dank“, sagte Torok und blickte den Dwanen mit seinen weiß leuchtenden Augen ernst an.

„Wer ist dieser junge Mann?“, fragte Dorra nachdenklich. „Weshalb hasst er Euch so und wandert doch mit Euch durch dieses Land?“, wollte er wissen.

Der Boa antwortete nicht sofort, sondern dachte für einen Augenblick nach. Sicher, der Dwane hätte eine Antwort verdient, aber je weniger Leute von Vilians Reise wussten, desto besser war es für den Kaisersohn. Torok hatte noch immer die Verantwortung für ihn – jetzt, da es offensichtlich das Schicksal Vilians war, am Leben zu bleiben. Der Boa erzählte dem Dwanen also die Geschichte des Jungen, ohne jedoch zu erwähnen, wer er wirklich war. Dorra ahnte jedoch offensichtlich, dass noch mehr dahintersteckte, Torok es aber nicht verraten wollte. Der Dwane hakte deshalb nicht mehr nach und beließ es bei dem, was er nun wusste.

Die Reisegruppe legte sich kurz darauf endlich zur Ruhe. Zu wachen brauchte niemand, da die unterirdischen Strassen der Dwanen nach Aussage Dorras sicher waren wie der Palast des Kaisers. „Niemand außer Dwanen gelangen hier her, wenn wir es nicht wollen“, sagte er als Nachtgruß zu Chorenia und Torok. Die beiden ungleichen Wanderer fühlten sich auch in der Tat sicher und geborgen und schliefen sofort ein ...

## **Borgada**

Licht fiel durch die Luftschächte und den Kamin in dünnen Strahlen auf den Boden der Kammer und zeigte den neuen Morgen an. Die Dwanen waren bereits auf den Beinen und bereiteten das Frühstück auf der langen Holztafel vor. Torok und Chorenia erhoben sich und setzten sich auf Einladung der fröhlich und flink agierenden kleinen Männer an den gedeckten Tisch.

Kurz darauf erwachte auch Vilian und erhob sich tatsächlich von seinem Bett. Er sah noch sehr mitgenommen aus und blickte sich zunächst verwundert um. Erst jetzt wurde ihm offenbar klar, was mit ihm geschehen war. Stumm nahm er sich etwas Brot, eine Scheibe von dem gepökelten Fleisch und einen ganzen Krug Wasser von dem Tisch und setzte sich wieder auf sein Bett.

„Bitte, nehmt doch mit uns an der Tafel Platz“, lud Dorra ihn freundlich ein.

„Ich esse nicht mit Mördern zusammen an einem Tisch“, zischte der junge Mann als Antwort und blickte finster in Toroks Richtung.

Die Dwanen sahen den Boa nun gespannt an und erwarteten offenbar eine Reaktion von ihm, doch er saß nur vollkommen ruhig an seinem Platz, blickte auf seinen Teller und aß weiter. Chorenia tat es ihm gleich, obwohl man ihr ansah, wie unangenehm die Situation ihr war.

„Ja, einen Mörder habt ihr euch an den Tisch geholt, ihr Herren Dwanen“, fuhr Vilian im verächtlichen Ton fort. „Erst war er mein Leibwächter und nachdem mein Vater ihn aus seinem Dienst entlassen hat, will er

mich nun umbringen. Eine feine Gesellschaft habt ihr mit ihm.“

„Du schweigst jetzt besser“, sagte Torok plötzlich und sah Vilian eindringlich in die Augen.

„Oho, schon wieder eine Drohung?“, spottete der junge Mann. „Ist es denn nicht so? Weshalb bist du mir aus Tharon so schnell nachgeeilt und hast darauf bestanden, mich in diese Einöde zu führen? Beinahe wäre dir dein Plan auch gelungen, nicht wahr? Aber ich bin zäher, als du es dir gedacht hast“, fauchte Vilian.

„Nein, so ist es nicht“, mischte sich plötzlich Chorenia ein. Sie war äußerst erregt und erhob sich zitternd und mit wütendem Blick. „Er hat versucht, dich zur Vernunft zu bringen, aber du benahmst dich wie ein sturer kleiner Junge“, rief sie Vilian zu.

„Du ... Dixe“, zischte der junge Mann ihr entgegen und verletzte die junge Frau damit sichtlich, denn sie wandte sich betroffen von ihm ab.

„Zum letzten Mal, schweig endlich“, fuhr Torok ihn nun wiederum an und erhob sich ebenfalls wütend. Die beiden Männer blickten sich wie zwei sich belauernde Raubtiere an, die sich im nächsten Moment gegenseitig zerfleischen wollen.

Plötzlich zischte etwas durch die Luft und eine Dwanenaxt schlug heftig und laut in den Tisch ein, wo sie steckenblieb. „Aufhören“, sagte Dorra Glia Kan mit deutlich erhobener Stimme und blickte die beiden Kontrahenten streng an. „Euer Streit geht uns hier nichts an, aber ihr werdet ihn erst wieder fortführen, wenn ihr euch nicht mehr auf Dwanenland befindet. Wir haben versprochen, euch nach Borgada und darüber hinaus zu begleiten, damit ihr euren Weg in das

Siebentalgebirge fortsetzen könnt. Und für diese Zeit werdet ihr Frieden halten. Wer von euch diesen Frieden gefährdet, wird diese Axt hier zu spüren bekommen.“ Der Dwane zog die Waffe mit einem Ruck aus der Tischplatte heraus und hängte sie sich wieder an den Gürtel. „Wir haben noch einen langen Weg vor uns. Gehen wir“, bemerkte er und packte seine Sachen.

Kurz darauf verließ die gesamte Gruppe den Rastraum und bewegte sich wieder auf der unterirdischen Dwanenstraße fort. Die Stimmung war nun deutlich gespannt, denn die Dwanen hielten nun zwar keinen räumlichen aber doch einen persönlichen Abstand zu Torok und Chorenia. Vilian befand sich dabei zwischen allen Fronten, denn er schritt einfach nur stumm und mit einem undefinierbaren Gesichtsausdruck hinter der Gruppe her. Er versuchte nicht in die Nähe seiner beiden bisherigen Gefährten zu kommen, wollte jedoch auch am liebsten nichts von den Dwanen wissen – dennoch musste er immer wieder aufschließen, denn außerhalb des Lichtscheines der Lampen war es stockfinster.

Nach etwa zwei Stunden Weg mündete der vormals schmale Gang in einer Art Gewölbe mit einer hohen Decke und mehreren Ebenen, in die ebenfalls etliche Stollen in verschiedene Richtungen fortliefen. Steintreppen führten in engen Windungen hinauf und verbanden sich zu einem regelrechten Geflecht mit den vielen Stockwerken. Auch auf der untersten Etage, auf der sich die Wanderer befanden, kreuzten nun mehrere andere Dwanenstraßen ihren Weg und es wurde deutlich belebter.

Von überall her kamen ihnen nun plötzlich kleinere und größere Gruppen des Bergvolkes entgegen, grüßten höflich und schritten singend oder auch stumm an ihnen vorbei. Linker Hand standen wie aus dem Felsen heraus gewachsen einige Gebäude mit runden Türen und Fenstern. Etliche Dwanen gingen in eines der Gebäude hinein, andere kamen wieder beladen mit Werkzeugen und anderen Dingen heraus.

„*Торк - Bedarf*“ stand in großen Lettern sowohl in Dwanisch als auch in der tharonischen Sprache über der Pforte des Steinhauses. Offensichtlich konnten sich die Dwanen hier mit allerlei Gegenständen für den Bergbau ausstatten, und so wie aussah, reisten viele der Gruppen genau zu diesem Zweck in die verschiedenen Stollen und Schächte, welche von diesem Platz aus abzweigten.

Die Gruppe um Dorra passierte die Gebäude jedoch und wählte den nächsten Gang auf der gegenüberliegenden Seite des Gewölbes und folgte ihm weiter in westliche Richtung. Die Straße war von hier ab in regelmäßigen Abständen von großen Laternen beleuchtet. Sie führte teils über tiefe Schluchten und durch mit hohen Felsendecken versehene Höhlen. Immer öfter kamen die Wanderer auch an Gebäuden und Häusern ähnlich des Ausstattungshauses in dem Gewölbe, das sie vorhin durchschritten hatten vorbei.

Eine weitere Brücke führte sie nach Stunden strammen Marsches über einen unterirdischen Fluss, wie man am Rauschen von Wasser tief unter ihnen entnehmen konnte. Die Brücke schien auf der anderen Seite direkt an einer Felswand zu enden, doch ab der Mitte konnte man erkennen, dass sie dort einfach hindurch

gebaut worden war und auf der anderen Seite offensichtlich weiterführte.

„Wir sind bald in Borgada“, sagte Dorra knapp und schritt dann weiter.

„Haben wir dort die Gelegenheit, uns eine Bleibe zu suchen?“, fragte Torok.

„Ihr seid Gäste im Haus meines Vaters – so lange ihr Frieden untereinander haltet“, antwortete der Dwane ergänzend und blickte dabei vielsagend auf Vilian, der sich noch immer am Schluss der Gruppe aufhielt.

„Ihr habt mein Wort“, nickte der Boa.

„Gut, so kommt und folgt mir in die schönste Stadt, die Ihr jemals gesehen habt“, sagte Dorra im selbstbewussten Ton. Er schritt durch ein hohes Tor in der Felswand, vor dem rechts und links die Steinfiguren zweier Dwanen – offensichtlich Könige – auf Emporen standen und scheinbar prüfend auf die Wanderer herabsahen. Die Brücke führte etwa zwanzig Schritte in den Felsen hinein und kam am anderen Ende wieder hinaus. Sie machte von hier aus einen Schwenk nach links und mündete in einer derart riesigen Höhle, dass Chorenia und Torok zunächst der Atem angesichts der unerwarteten Größe stockte.

Am Ende der Plattform öffnete sich das Brückengeländer für eine Steintreppe, die so breit und ausladend war, dass zwanzig Mann nebeneinander hinabschreiten konnten. Sie führte direkt hinab nach Borgada, in die große Stadt der Dwanen.

Zunächst sahen die Wanderer ein reines Lichtermeer unter sich, das sich über viele Meilen durch die Höhle zog. Wie riesige Treppenstufen wuchsen die hohen Gebäude, Türme und Mauern vom Tal der Höhle bis hinüber auf die andere Seite. Dazwischen waren breite

Straßen und viele Plätze zu erkennen, die sich wie ein Gittermuster durch diese erstaunliche Stadt zogen und alles miteinander verbanden. Die Lichter der Laternen und Lampen aus den Häusern leuchteten in allen Farben und wurden auf eigenartige Weise sogar von den Felswänden widergespiegelt, so dass ein bunter Schein die ganze Höhle verzauberte. Von irgendwoher drang der Klang von Fanfaren zu der Gruppe herüber und hallte vielfach von den Höhlenwänden wider.

„Unglaublich“, entfuhr es Chorenia. Sie war durch den Anblick Tharons einiges an Pracht gewöhnt, aber diese gewaltige Stadt unter der Erde bot einen Anblick, den sie wohl niemals mehr in ihrem Leben vergessen würde.

Dorra hörte diesen Ausruf des Erstaunens und lächelte die Menschenfrau beinahe dankbar an. „Willkommen in unserer Stadt, willkommen in Borgada“, sagte er und deutete mit einer einladenden Handbewegung auf die breite Treppe vor ihnen. Die Gruppe der Wanderer stieg die vielen Hundert Stufen hinab. Etwa ab der Mitte der riesigen Treppe kreuzten Brücken die Stufen, die von einem Stadtteil in den nächsten führten und äußerst belebt waren. Noch weiter unten kamen sie an den ersten Gebäuden vorbei, die auf hohen Plateaus standen. Es wurde ständig lebendiger auf der Treppe. Hunderte von Dwanen kreuzten den Weg der Gruppe. Viele von ihnen grüßten vor allem Dorra, denn er war der Sohn des obersten Dwanen Barra Kan und jeder kannte ihn.

Am Fuß der Treppe gelangten sie praktisch auf die Hauptstraße von Borgada und folgten ihr geradewegs in das Zentrum der Stadt. Sie kamen an Marktplätzen,

Geschäften und etlichen Gasthäusern vorbei; überall herrschte Betriebsamkeit aber es war vor allem auch lautes und fröhliches Lachen zu hören. Die Dwanen liebten die Arbeit und scheuten keine Mühe – aber noch mehr liebten sie Gedichte, Gesang und lustige Geschichten.

In dieser faszinierenden Atmosphäre hätte Vilian beinahe seine Wut auf alles vergessen, denn er blickte sich interessiert um, lauschte den Geräuschen und sammelte die vielen Eindrücke, die auf ihn einstürmten. Vor allem die imposanten Gebäude, die sich harmonisch in die natürlich gewachsene Struktur der Felsen einpassten, erstaunten den Sohn des Kaisers. Er hatte dieses kleine Volk immer ein wenig für rückständig und provinziell gehalten, der Anblick dieser Stadt zeigte ihm deutlich, dass er die Dwanen offensichtlich unterschätzt hatte.

Stauend blieben Vilian und seine beiden Gefährten schließlich vor dem steinernen Palast stehen, zu dem Dorra sie geleitet hatte. Es war ein mehrstöckiges, mit unzähligen Säulen versehenes Bauwerk aus hellem, wie poliert wirkendem Stein. Ein breites und sehr hohes Portal aus kunstvoll geschnitztem Holz öffnete sich vor den Besuchern und schien sie einzuladen. Dahinter erkannte man schon von draußen einen sehr großen Saal, der weit in den Felsen hineinragte, aus dem der größte Teil des außen sichtbaren Gebäudes wie herausgewachsen zu sein schien.

Viele bunte Dwanenlichter erhellten den Saal von der Felsendecke und den ebenfalls glattpolierten Wänden. Selbst aus dem Fußboden leuchteten diese Lichter heraus und wurden von ovalen, von der Decke herabhängenden Prismen reflektiert. Auch in der Halle reiheten

sich die Säulen aneinander. Hier trugen sie vielfältige Fresken mit Figuren und Darstellungen aus der Mythologie der Dwanen und waren auf ihrer gesamten Länge mit kunstvollen Steinmetzarbeiten versehen. Breite Treppen führten hinauf in die nächsten Stockwerke, die offensichtlich ebenso gestaltet waren, wie die untere Etage. Jeweils vier dieser Treppen bildeten ein Rechteck, zwischen dem sich ein riesiger Quader aus fast durchsichtigem Gestein befand, der bis an die Felsendecke reichte und an dem Wasser in breiten Kaskaden herunterlief, das in einem Brunnenbecken landete. Drumherum waren steinerne Bänke aufgestellt, so dass man sich setzen und den Fluss des Wassers beobachten konnte, was einige der Dwanen offensichtlich auch mit Muße taten.

Eine Gruppe älterer Männer saß beisammen und unterhielt sich angeregt. Ihre grauweißen Bärte bildeten ein regelrechtes Knäuel, wenn sie ihre Köpfe zusammensteckten und sich dann wieder lachend zurückwarfen. Diese Alten schienen eine wirklich lustige Gruppe zu sein, denn das Gelächter und fröhliche Gesänge hielten weiter an, als Dorra und seine Begleiter sich ihnen näherten.

Der Dwane lächelte ebenfalls bei dem Anblick und ging auf einen der Alten zu, der nicht auf einer Bank saß, sondern auf einer Art Stuhl mit hoher Lehne und zwei seltsamen Querstangen unter der Sitzfläche. Dorra verbeugte sich vor dem alten Dwanen und zeigte in die Richtung seiner Begleiter, die etwas zurückgeblieben waren und die Szene beobachteten. Der Alte nickte interessiert und erhob sich dann aus seinem Stuhl.

„So warte doch, Vater, ich lasse die Träger holen“, wollte Dorra ihn abhalten.

„Ach was, Träger“, winkte der Alte ab. „Die brauche ich mal irgendwann, wenn ich alt bin.“ Seine Stimme klang fest und mit deutlichem Humor in den Worten.

„Führ mich einfach zu ihnen hin“, sagte er.

Dorra hakte ihn unter den Arm und kam langsam auf die Reisegruppe mit Chorenia, Vilian und Torok zu. Sein Haar war schulterlang und schneeweiß. Seine Kleidung war derb und fest, wie bei allen Dwanen. Eine lederne Weste mit einer Verstärkung an der Herzgegend und deutlichen Zeichen ihres Alters ließ den Dwanen seinen Rang nicht ansehen, dennoch war er das Oberhaupt dieses Volkes: Barra Kan, der Häuptling der Dwanen.

Als er nahe genug herangekommen war, konnte man erkennen, dass sein Augenlicht getrübt, wenn nicht gar ganz erloschen war. Seine Pupillen waren beinahe so weiß, wie die von Torok und er blickte ins Leere, als er bei den Reisenden angelangt war. Doch sein Gesicht war freundlich und ein ständiges Lächeln lag auf seinen Lippen. Die Dwanen, die Dorra begleitet hatten, verbeugten sich vor ihrem Oberhaupt und Torok und Chorenia amten diese Geste etwas verunsichert nach. Nur Vilian blieb einfach stehen und setzte wieder sein gelangweiltes, trotziges Gesicht auf.

„Seid willkommen in Borgada“, sagte Barra freundlich. „Wo sind unsere Gäste und wer seid ihr? Ihr müsst wissen, dass ich euch leider nicht so gut erkennen kann, deshalb bitte ich euch, näher zu treten.“

Torok und Chorenia traten zu ihm hin und stellten sich vor.

„Oho, ein Boa. Wir hatten noch nie einen aus Eurem Volk hier bei uns in der tausendjährigen Stadt“, bemerkte Barra überrascht. „Doch seid wie gesagt willkommen.“

„Ich danke Euch“, antwortete Torok knapp. Auch Chorenia wurde auf die gleiche Weise begrüßt und bedankte sich ebenfalls. Dann wartete Barra eine kleine Weile auf den dritten, ihm angezeigten Gast, doch der trat nicht näher. Vilian tat noch immer gelangweilt und blieb demonstrativ weiter hinten stehen.

„Sollte nicht noch jemand mitgekommen sein?“, fragte Barra verwundert. „Getraut Euch ruhig näher, ich beiße Euch nicht – jedenfalls nicht sofort“, scherzte der alte Dwane.

Sein Sohn flüsterte ihm etwas ins Ohr und der Gesichtsausdruck des Dwanenfürsten wurde etwas ernster. „Streit?“, fragte er laut. „Streit unter Gefährten ist etwas sehr Dummes, denn ihr Leben könnte dadurch gefährdet werden. Glaubt mir, ich weiß, was ich sage.“ „Es ist nur ein dummer Junge, bitte beachtet ihn nicht weiter“, bemerkte Torok, der sich für Vilians Verhalten schämte.

„Nein, du bist hier der Dumme“, rief der Sohn des Kaisers wütend von hinten und trat endlich näher. „Ich halte mich nur fern von dir, weil du ein Räuber und Mörder bist“, fauchte er.

„Narr, ich werde dir ...“, antwortete Torok zornig und wollte Vilian ergreifen.

„Halt“, rief Barra laut und in einem Ton, der keine Widerwehr duldete. Die beiden Streitenden hielten in der Tat ein, denn Dorra und die anderen Dwanen zeigten deutlich ihre Bereitschaft, sofort einzuschreiten, sobald sich der Mensch oder der Boa gegenseitig angrei-

fen würden. „Es ist euch nicht erlaubt, in unserer Stadt euren Streit auszutragen und so werdet ihr beide Frieden geben“, sagte Barra bestimmend. Dann drehte er sich mit seinen trüben Augen Vilian zu und sprach ihn persönlich an: „Doch Ihr habt schwere Vorwürfe gegen Euren Gefährten erhoben und denen wollen wir hier nachgehen. Ihr seid in keiner Gefahr und könnt offen sprechen, dafür gebe ich Euch mein Wort. Doch sagt mir bitte zuerst Euren Namen.“

„Weshalb wollt ihr meinen Namen wissen?“, antwortete Vilian halb trotzig, halb verächtlich.

„Diese ... Stimme kommt mir bekannt vor, doch die Worte gefallen mir nicht. Ihr seid noch sehr jung, hat man Euch nicht Höflichkeit gelehrt?“

„Höflichkeit, wofür?“, lachte Vilian zynisch.

„Nun, ohne kommt Ihr sicherlich auch durchs Leben“, antwortete Barra mit hintergründigem Lächeln. „Aber man könnte es Euch auch übelnehmen“, fuhr er fort, während er blitzschnell die Axt seines Sohnes an sich nahm und mit einer noch schnelleren Bewegung die kreisrunde Klinge in Richtung Vilian schwenkte und dicht vor dessen Gesicht anhielt. Trotz der fast vollständigen Blindheit und des hohen Alters des Dwanen war sein Umgang mit der Waffe so sicher, dass er dem jungen Mann nicht die geringste Verletzung zufügte, sich dieser aber nicht mehr wagte, auch nur die allerkleinste Bewegung zu machen. „Ich bin Barra Kan, Sohn des Berrack, Oberhaupt der Dwanen von Borgada. Ich habe über zweihundertachtzig Jahre gesehen, einige davon in Gefangenschaft und im Krieg gegen das dunkle Volk. Niemand lacht mich hier in meiner eigenen Stadt aus. Verstehst du das, Junge?“

„J ... ja“, antwortete Vilian erschrocken und mit zitternder Stimme.

„Gut“, lächelte Barra und zog die Axt wieder fort von Vilians Gesicht. „Doch deine Vorwürfe bleiben bestehen und wir werden sie untersuchen. Niemand, der unser Gast ist, soll um sein Leben fürchten. Holt die Alten zusammen und richtet alles her, ich will mich mit diesem Fall befassen und wir werden ein Urteil über die von diesem jungen Mann vorgebrachten Dinge fällen“, befahl der alte Dwane und seine Worte wurden umgehend umgesetzt.

Die vormalige Ruhe und Gelassenheit in diesen Hallen wichen einem regen Treiben. Barra wurde von seinem Sohn wieder zurück zu seinem Stuhl gebracht. Vier junge Dwanen stellten sich an dessen Seite und trugen ihn mittels der Querstangen in den hinteren Teil der Halle. Inzwischen begab sich auch der Ältestenrat der Dwanen dort hin, während sich eine Gruppe von in tharonischen Uniformen Gekleideten um die drei Wanderer versammelte. Damit wurde unmissverständlich klar, dass es den Dwanen ernst mit der Aufklärung der Vorwürfe Vilians war. Sie bedrängten die beiden Menschen und den Boa zwar nicht, aber allein ihre Anwesenheit war ausreichend.

Torok blieb angesichts dieser sich plötzlich veränderten Situation in einer abwartenden Gelassenheit. Der Boa hätte zwar Widerstand gegen ihre faktische Festnahme leisten können – und wäre angesichts seiner Kampfstärke wahrscheinlich für lange Zeit überlegen gewesen – aber er hatte ja eigentlich nichts zu fürchten. Lediglich das Verhalten von Vilian bereitete ihm Sorgen. Würde der junge Mann weiterhin seine Lügen fortspinnen? Er musste dabei dann unweigerlich seine

wahre Identität preisgeben. Das würde zwar nicht unbedingt zu einer Gefahr werden, denn die Dwanen waren dem Kaiserhaus von Tharon treu ergeben, aber die Wanderung des jungen Mannes wäre dann nicht mehr das Geheimnis, das es eigentlich bleiben sollte. Eigenartige Vorahnungen beschlichen den Boa, während er und seine Gefährten tiefer in die weitläufige Halle hineinschritten, um dem Rat der Dwanenältesten Rede und Antwort zu stehen. Der hintere Teil der Halle besaß einen durch eine lange Säulenreihe abgetrennten Saal, in dem die alten Dwanen Platz genommen hatten.

Ähnlich des Völkerrates in Tharon war auch hier eine Art Tribüne mit Sitzplätzen für die Beratenden in einem Halbkreis aufgestellt, in dessen Mitte Barra auf seinem Stuhl saß und die drei Wanderer nun erneut empfing. Er ließ sie an den Halbkreis nähertreten und die Dwanensoldaten schlossen den Kreis, indem sie sich hinter den drei Gefährten aufstellten.

Vilian war nun überhaupt nicht mehr so desinteressiert, wie er zu Anfang getan hatte, sondern zeigte deutliche Zeichen von Nervosität und Anspannung. Seine Gesichtszüge verrieten, dass er die Situation hasste, in die er sich selbst hineingebracht hatte. Chorenia blickte hingegen nur zu Boden während Torok noch immer seine abwartende Haltung bei behielt.

Barra redete zu den drei Wanderern und machte deutlich, dass sie noch immer als Gäste der Dwanen galten, man aber die schweren Vorwürfe des jungen Mannes nicht einfach ignorieren konnte. „Erzähle mir du, der du deinen Namen noch immer nicht genannt hast, weshalb du deinen Gefährten, den Boa, so schwer belastest. Aber denke daran, dass Lügen auch bei uns

Dwanen bestraft werden, denn der Rat der Ältesten ist ein sehr ernster Ort“, sprach der alte Dwane Vilian an. „Dieser Boa ..., Torok, war einmal mein Leibwächter. Ich dachte eigentlich, dass er auch mein Freund und ein Beschützer sei ..., aber ich war wohl sehr einfältig dabei“, begann Vilian stockend und jedes seiner Worte überlegend. „Mein Vater, der ..., mein Vater schickte mich fort aus Tharon zu einem Schulmeister, nur weil er meine Freunde nicht mag. Ich bin fort aus der Stadt und wollte meinen eigenen Weg gehen, doch dieser Boa hier holte mich ein und zwang mich, ihm dorthin zu folgen, wo ich nicht hinwill. Weil ich seinem Willen nicht nachgab, wollte er mich in dem Schneesturm zurücklassen, damit ich dort sterbe und er Zuhause erzählen könnte, dass es ein Unglück gewesen sei.“

Barra nickte bei dieser Erzählung Vilians wissend. Sein Gesichtsausdruck verriet, dass er sich bereits ein Bild der ganzen Geschichte gemacht hatte. „Du hast uns noch immer nicht deinen Namen genannt. Da deine Gefährten ebenfalls dazu schweigen, sage du ihn jetzt bitte, Junge aus Tharon.“

„Nun gut, wenn Ihr es wünscht ..., ich bin Vilian Tauris, Sohn von Kaiser Radian aus Tharon. Nun wisst ihr Herren Dwanen, wen ihr vor euch habt“, antwortete Vilian. Der ihm eigene Hochmut trat bei diesen Worten wieder deutlich hervor und offensichtlich erwartete er nun eine erstaunte Reaktion seitens der Dwanen.

Doch Barra nickte nur wieder, während die anderen Alten überhaupt nicht zeigten, was sie dachten. „Deine Stimme – sie kam mir gleich so bekannt vor. Sie hat den gleichen Klang wie die deines Ahnen Yard, meines guten Freundes. Aber du benutzt sie nicht auf

die gleiche edle Art, wie er es getan hat. Du bist hochmütig und überstolz auf deine Herkunft. Das wird offensichtlich auch der Grund sein, weshalb dein Vater, den ich ebenfalls gut kenne, dich zu einem Lehrmeister schicken will. Doch ich möchte nicht vorschnell urteilen, sondern zunächst noch deine Gefährten hören. Was sagt Ihr dazu, Herr Torok?“

„Es ist so, wie Ihr vermutet“, antwortete der Boa. „Die beiden schlechten Eigenschaften, die Ihr an ihm erkannt habt, verhüllen oftmals jeden Verstand, den er durchaus hat. Ich habe ihn vor dem Schneesturm gewarnt, doch sein Trotz wollte stärker sein. Ich musste mich und meine Gefährtin hier in Sicherheit bringen, er blieb aus eigenem Willen zurück.“

„Und wie ist Eure Meinung, junge Frau Chorenia? Sprecht ohne Angst, niemand wird euch hier in unseren Hallen etwas antun können“, sagte Barra.

„Es ist so ..., wie Torok es sagt“, antwortete Chorenia mit heiserer Stimme.

„Ihr zögertet mit Euren Worten nicht, weil Ihr Angst vor eurem Boagefährten habt, sondern aus einem ganz anderen Grund“, bemerkte der Dwane scharfsinnig, ging aber nicht weiter darauf ein. „Auf jeden Fall wird uns klar, dass ihr diesen jungen Mann nicht absichtlich töten wolltet. Euer Auftrag ist uns jedoch noch nicht ganz ersichtlich. Zu welchem Lehrmeister wollt ihr ihn bringen?“

„Zu einem Meister Wengard, der bei Arnlage leben soll“, antwortete Torok.

„Hm ... ich habe in der letzten Zeit Seltsames über diesen Mann gehört, der jedoch zweifellos zu den Weisen gehört“, bemerkte Barra nachdenklich. „Seid unbedingt auf der Hut, Herr Torok. Eure Reise sollte sicher

geheim sein und sie soll es auch weiterhin bleiben. Kein einziges Wort wird von uns Dwanen darüber nach draußen dringen. Und dir, junger Sohn des Kaisers, kann ich nur raten, deinen Stolz und den Hochmut zu besiegen. Du bist ein Tauris und gehörst somit einem großen Geschlecht der Menschen an. Doch Größe muss man sich erarbeiten, sie ist nicht erblich. Mache deinen Frieden mit deinen Gefährten, sie meinen es ehrlich mit dir.“

„Ist das alles, was Ihr mir zu sagen habt?“, fragte Vilian respektlos.

„Oh nein, zu sagen hätte ich dir noch eine ganze Menge, aber du würdest es nicht auffassen und erst recht nicht danach handeln“, erwiderte Barra Kan ruhig. „Offenbar musst du deine Erfahrungen machen. Ich hoffe nur, dass sie zu deiner Läuterung führen, nicht zu deinem Tod. Und Euch, Herr Torok, will ich auf den Weg geben, dass Ihr eine große Verantwortung tragt, den Sohn des Kaisers wohlbehalten an sein Ziel zu bringen – wo immer dieses auch liegen mag. Was Euch angeht, junge Menschenfrau, ich glaube, ich kenne Eure wahren Beweggründe. Haltet trotz aller Umstände daran fest, es wird sich alles ändern.“

Mit diesen Worten entließ Barra Kan die drei Wanderer aus dem Rat der Alten. Dorra führte Torok, Chorenia und Vilian wieder zurück in die Halle und bot ihnen an, die Nacht im Palast zu verbringen und sie am nächsten Tag durch das Dwanengebirge zum Tor von Urdan-Ghar zu begleiten, von wo aus sie direkt in das Siebentalgebirge wandern konnten. Alle drei bekamen Kammern im oberen Stockwerk des Palastes zugewiesen, von denen es dort Hunderte gab, so dass sehr viele Gäste beherbergt werden konnten. Das

Abendmahl bereiteten die Dwanen auf einer langen Tafel im Flurgang vor und luden Chorenia, Torok und Vilian – der sich wieder abseits seiner Gefährten hielt – dann zu Tisch.

„Mein Vater lässt Euch noch einmal ausrichten, dass Ihr besonders vorsichtig sein sollt, wenn Ihr diesem Meister Wengard begegnet“, sagte Dorra während des Essens zu Torok, der direkt neben ihm saß. „Wie seid Ihr überhaupt auf diesen Mann gekommen?“, fragte er weiter.

„Der Kaiser hat die Empfehlung von seinem alten Berater Dogmard erhalten, der einst selbst ein Schüler von Wengard gewesen sei“, antwortete der Boa. „Doch sagt mir, was für Gerüchte Euer Vater über diesen Mann gehört hat.“

„Es sind eben nur Gerüchte. Sie handeln von seltsamen Begebenheiten, von dunklen Wesen, von einem Schrecken, der sein Unwesen dort treiben soll, wo Meister Wengard wohnt. Ihr müsst wissen, er lebt in einer alten Burg und die Menschen, die sich derartiges erzählen, sind für solche Geschichten sehr anfällig. Wahrscheinlich ist nicht viel Wahres daran, seid trotzdem vorsichtig.“

„Das werde ich“, nickte Torok und ruhte dann in seinen Gedanken. Nach einiger Zeit erhob er sich, dankte für die Gastfreundschaft und begab sich in seine Kammer. Chorenia und Vilian hatten inzwischen selbst schon ihre Zimmer aufgesucht und so verbrachten die drei Wanderer die Nacht in der Sicherheit von Borgada, der großen Stadt der Dwanen ...

## **Der Schacht des Todes**

Wie ein überdimensionaler Schlund gähnte der Schacht in der Felswand des Berges. Große Schutt- und Geröllhalden lagen neben dem Eingang und wuchsen mit jeder Ladung aus den Loren, welche die Männer unter großen Anstrengungen herausholten und dort abluden. Kein Erz, kein Edelmetall und keine Edelsteine fanden sie vor; nur die riesigen Mengen an Erde und Gestein, die sie beiseite schufen. Der Schacht drang auch nicht in die Tiefe, so wie es die Bergleute von früher gewohnt gewesen waren, sondern er wurde fast waagrecht, mit einer leichten Steigung vom Fuß des Zweiturms aus in den Berg getrieben.

Und obwohl die meisten von ihnen nicht wussten, weshalb sie das überhaupt machten, halfen sie dennoch mit, denn es bedeutete Arbeit. Der Lohn sollte angeblich sehr hoch sein – wie Bürgermeister Wiesemann es ihnen immer und immer wieder bestätigt hatte. Aus sieben Dörfern hatte er die Männer zusammengezogen, ihnen den Auftrag erklärt, den Meister Wengard gefordert hatte. Doch hoch war bisher nur der Preis, denn nicht wenige gute Männer hatten bereits ihr Leben verloren. Allein in der letzten Woche waren es fünf gewesen, die bei dem Hantieren mit dem schwarzen Wunderpulver, welches diese unbändige Kraft entwickelte, wenn man es anzündete, gestorben waren.

Bürgermeister Wiesemann bedauerte solche Vorfälle stets und versuchte die Witwen und Waisen der gestorbenen Männer zu trösten. Aber er forderte die Arbeiter auch immer wieder zur Eile auf und sah sich jeden Tag, ja beinahe fast jede Stunde die Fortschritte an.

Auch an diesem Tag kam er zusammen mit seinem Gefolge, dem Rat von Arnlage, wieder zu dem neuentstandenen Bergwerk hin und verfolgte aufmerksam und – wie es manchmal schien – auch in furchtsamer Erwartung die Fortschritte der Arbeiter in dem Schacht.

Inzwischen war ein Schienenwerk gelegt worden, das tief in den Berg hineinführte und außerhalb an der Abraumhalde endete. Die Männer schufteten hart, draußen dampfte der Atem noch immer vor Kälte – der Frühling wollte offenbar in diesem Jahr einfach nicht kommen – und drinnen war es zwar wärmer aber staubig und stickig. Für die Umsetzung einer ausreichenden Belüftung hatten die Arbeiter keine Zeit. Viele von ihnen waren schon älter und hielten die Strapazen der ständigen Hatz nicht aus, so dass sie irgendwann zusammenbrachen.

Die Jüngeren von ihnen waren unerfahren im Bergbau und so geschahen viele Unfälle aufgrund von Unachtsamkeit. Mittlerweile besaß der Schacht den Beinamen „Schacht des Todes“. Etliche der zumeist sehr abergläubigen Männer fuhren nur sehr widerwillig mit ihrer Tätigkeit fort, aber sie machten es dennoch, denn es bedeutete zumindest Arbeit, die sie seit der völligen Ausbeutung der Erzbergwerke dieser Gegend nicht mehr hatten.

Der alte Kruger war einer dieser Männer, die fast ihr gesamtes Leben im Bergwerk verbracht hatten. Wie war er am Anfang froh darüber gewesen zu hören, dass es wieder Arbeit in einem Berg gab. Doch dieser Schacht im Zweiturm, aus dem weder Erz noch Edelsteine geborgen wurden, war ihm inzwischen unheimlich. Schon allein der Winkel, mit dem der Trieb

in den Berg geschlagen und gesprengt wurde, war dem erfahrenen Mann nicht geheuer. „So dringt man nicht in den Berg, das bringt Unglück“, wiederholte er ständig. Die vielen Unfälle schienen ihm Recht zu geben. Kruger schob zumeist die Loren mit dem Abraum aus dem Berg. Das tat er oftmals mit dem jungen Ludgard aus Eisbruch zusammen. Er mochte den jungen Mann, mit dem er sich bereits ein wenig angefreundet hatte. Ludgard war still und arbeitete fleißig. Im Gegensatz zu vielen anderen jungen Männern hörte er auf den erfahrenen Kruger und eignete sich auch Ratschläge an, die er bekam.

Gemeinsam schufen sie also die Geröllloren hinaus und sogen dabei immer gierig die kalte aber klare Luft in ihre staubigen Lungen ein, wenn sie den Berg verließen. Die Starriemen der Lore scheuerten an Schultern und Nacken und der Schweiß kühlte sich schnell zu einer Raureifschicht auf den groben Wollsachen der beiden Männer ab.

Gerade, als sie aus dem Berg hinaus kamen, fuhr der Pferdewagen von Wiesemann und seinen Begleitern wieder vor. Kruger blickte mit einer Mischung aus Ärger und Resignation auf den an ihnen vorbeifahrenden Wagen und dessen Insassen, die es offenbar noch nicht einmal für nötig hielten, zu grüßen. „Sieh sie dir an, die feinen Herren“, raunte er dem jungen Mann an seiner Seite zu. „Sich die Hände selbst schmutzig zu machen, kommt ihnen nicht in den Sinn. Aber ständig herzukommen und uns zur Eile anzutreiben, das können sie. Ich frage mich schon die ganze Zeit, welches Ziel Wiesemann und dieser Meister Wengard dort oben auf dem Berg verfolgen. Seltsames hört man inzwischen aus dieser Gegend. Selbst die Tiere scheinen

geflohen zu sein – und der Frühling will auch nicht Einzug halten. Ich sage dir, Ludgard, es stimmt etwas nicht.“

„Vielleicht siehst du zu schwarz, alter Kruger“, antwortete Ludgard scheinbar beschwichtigend. Sein Blick, den er dabei jedoch auf die Männer in dem Wagen warf, verriet etwas anderes. Der junge Mann war nicht so leichtgläubig, wie er im Moment tat. Kruger lächelte still in sich hinein, denn er durchschaute seinen jungen Freund, der sich offenbar aus irgendeinem Grund noch bedeckt halten wollte.

Während beide die Steine und das Geröll aus der Lore herausholten und auf die Halde schaufelten, stiegen Wiesemann und die anderen Männer des Dorfrates von Arnlage aus dem Wagen aus. Es waren außer dem Bürgermeister vor allem die Kaufleute, die reichsten Bauern und Handwerker, sowie der Hauptmann der Ortswache Mitglieder des Rates und sie alle waren mitgekommen, um sich die Arbeiten an dem Schacht, der ihnen nach Wiesemanns Worten zukünftig doch so viel Wohlstand für den Ort bescheren sollte, anzusehen.

Sofort lief einer der Zimmerleute, die Holzbalken für die Deckenstützen zusammenschraubten in den Berg hinein und rief den Steiger, dass er hinauskommen solle. Der Zimmermann wusste in diesem Augenblick noch nicht, dass es der letzte Gang seines Lebens war, denn als er den Stollen hineinlief, ereignete sich plötzlich eine gewaltige Explosion, deren Druckwelle ihn ungeschützt erreichte und er wie ein Blatt vom Sturm umhergewirbelt und gegen die Felswand geschleudert wurde.

Draußen waren das furchtbar laute Grollen und Donnern aus dem Schacht ebenso zu hören und nach einigen Augenblicken stieg eine riesige schwarze Wolke aus Rauch und Staub wie der Atem eines gewaltigen Drachen aus dem Schlund empor. Die Erde bebte für einen Moment so heftig, dass die vor der Schachttöffnung stehenden Männer zu Boden gerissen wurden und schreiend umherrollten. Die Rauch- und Staubwolke verdunkelte alles um den Berg herum und wuchs wie ein höllischer Pilz in den Himmel. Fassunglos beobachteten auch Kruger und Ludgard die Szene. Für einen Augenblick waren beide wie gelähmt und starrten auf den Eingang des Stollens, aus dem es noch immer qualmte.

„Bei allen Geistern des Berges ...“, stammelte der alte Kruger und schüttelte ungläubig seinen Kopf.

Sein junger Freund erhielt schneller seine Fassung zurück und deutete hinab. „Komm, wir müssen sehen, ob noch jemand am Leben ist und helfen“, rief er und lief los.

Kruger lief ihm hinterher. Seine alten Knochen wollten nicht mehr so schnell, deshalb gelangte er einige Augenblicke später an dem noch immer rauchenden Schachteingang an. Ludgards Vermutung, dass Hilfe benötigt wurde, bestätigte sich in vielfältiger Weise. Hustend, keuchend oder vor Schmerz schreiend kamen Überlebende des Unglücks aus dem Schacht heraus. Etliche von ihnen krochen nur noch oder wurden von denen gestützt, die noch selbst laufen konnten. Viele der Männer hatten furchtbare Verletzungen. Es fehlten Gliedmaßen, Gesichter waren entstellt, Körper verbrannt. Einer der Arbeiter stolperte mit vor Schock starrem Gesicht heraus. Beide Arme fehlten ihm bis zu

den Schultern. Es blutete seltsamerweise nicht und er schien auch keinen Schmerz zu verspüren, aber er irrte ziellos umher und stammelte dabei nur unverständliche Worte. Viele andere schrien ihre Schmerzen hinaus und riefen um Hilfe.

Ludgard reagierte als erster, lief zu dem Pferdewagen hin und zog das Gespann dicht vor den Schachteingang, so dass er die Verletzten dort aufladen konnte. „Steht nicht herum, helft mir“, rief er Wiesemann und dessen Begleiter beinahe wütend an.

Diese standen geschockt und vollkommen reglos daneben und starrten fassungslos auf die Szene. Erst nachdem der junge Mann sie anrief, lösten sie sich aus ihrer Starre und begannen zögerlich damit, ihm zu helfen. So gut es ging, luden sie die am schwersten Verletzten auf den Wagen.

Als dieser voll war, schickte Ludgard Wiesemann mit der Anweisung los, die Männer nach Arnlage zu bringen, dort alle Heilkundigen zusammenzurufen und dann sofort wieder zurückzukehren. „Eilt Euch, so gut es nur geht“, sagte der junge Mann eindringlich zu dem Bürgermeister.

Der nickte nur wortlos und machte sich dann mit noch immer entsetztem Gesichtsausdruck auf den Weg. Mittlerweile kamen noch immer einzelne Arbeiter aus dem Schacht heraus und schleppten sich mit letzter Kraft ins Freie.

„Wie viele sind noch drinnen?“, fragte Ludgard einen der Männer, der ihm regelrecht in die Arme stürzte.

„Es ist ... niemand mehr ... alle tot ..., alle tot, keine Luft“, keuchte der Mann und hustete dann stark.

„Wir müssen hinein und nachsehen, vielleicht lebt noch jemand“, sagte der junge Mann zu Kruger.

„Nein, mein Junge – dort ist keine Luft mehr zum Atmen. Du würdest deine Sinne verlieren, noch ehe du nur hundert Schritte getan hast. Wir müssen warten, bis sich der Rauch verzogen hat. Es ist zu gefährlich, wir können nur für die etwas tun, die es hinausgeschafft haben.“

Ludgard fügte sich widerwillig dem Rat seines alten Freundes und sie begannen damit, die übrigen Verletzten so gut wie möglich mit Wasser und Trost zu versorgen.

Nach einer Weile kam Wiesemann endlich mit dem Wagen und einigen Frauen zurück, die Verbandsmaterial und Wundkräuter mitbrachten. Mehr als vierzig Verletzte – viele davon noch immer schwer – standen oder lagen vor dem Eingang des Schachtes und warteten vor Schmerz laut stöhnend oder stumm auf Hilfe. Erst nach und nach konnten sich die Heilerinnen um sie kümmern und für etliche der Männer kam die Hilfe schließlich zu spät.

Es dauerte noch bis in die frühen Abendstunden, bis auch der letzte Mann mit dem Wagen nach Arnlage transportiert war, wo man inzwischen eines der großen Bauernhäuser zu einem Wundhaus eingerichtet hatte. Sechshundfünfzig Männer aus der Stadt und aus den anderen Orten lagen nun hier, mindestens ebenso viele wurden noch im Schacht vermisst – allerdings ohne Hoffnung, sie noch lebend retten zu können.

Ludgard und Kruger halfen noch immer, wo sie nur konnten. Obwohl sie keine Heilkundigen waren, kümmerten sie sich im Wundhaus um die Männer. Endlich erfuhren sie dabei auch, was eigentlich in dem Schacht geschehen war.

Einer der Überlebenden kam aus Ludgard Dorf Eisbruch und war Zeuge der Katastrophe gewesen, wie er dem jungen Mann berichtete. Vranheld war sein Name, er hatte dabei sein Augenlicht verloren, aber er blieb trotzdem gefasst genug, um Ludgard und Kruger zu erzählen, was passiert war: „Wir schlugen gerade wieder Löcher für das schwarze Pulver in den Felsen, an dem wir schon seit Tagen mit unseren Spitzhacken nicht weitergekommen waren. Einer der Männer, die das Pulver nutzen dürfen kam damit herbei, damit wir dem harten Gestein endlich Herr werden sollten. Er brachte eine ganze Kiste davon und stellte sie in unserer Nähe ab. Während er die Portionen abwog, schlugen wir weiter auf den Felsen ein. Dabei muss wohl ein einziger Funke die Pulverkiste getroffen haben. Es qualmte und zischte plötzlich gewaltig und der Mann schrie, dass wir sofort hinauslaufen sollten. Das taten wir auch und wir rannten um unser Leben. Doch es war zu spät, ein ohrenbetäubender Donner entstand hinter uns, dann wurden wir von einer gewaltigen Kraft erfasst und den Gang hinaufgeschleudert. Wie ich das überlebte, weiß ich nicht mehr. Alles war voller Feuer um mich herum und plötzlich wurde es so finster in mir ...“

Der Mann stockte mit seiner Erzählung und begann zu weinen. Ludgard und Kruger versuchten ihn zu trösten, obwohl sie selbst tief betroffen und völlig erschöpft waren.

„Ich habe es gesagt, der Schacht bringt Unglück“, sagte der alte Mann zu seinem jungen Freund, nachdem sie sich zum Ausruhen etwas zurückgezogen hatten und aßen.

„Ja, du hattest Recht, er bringt Unglück. Und wenn nicht der Schacht, so doch die Eile, mit der er vorangetrieben werden sollte“, nickte Ludgard. „Morgen werde ich zu Bürgermeister Wiesemann gehen und ihm sagen, dass wir nicht mehr weitermachen können“, fügte er mit fester Stimme hinzu.

„Und die anderen Männer?“, fragte Kruger.

„Ich habe bereits mit vielen von ihnen gesprochen, sie wollen sich anschließen. Niemand will nach dem heutigen Tage noch einmal im Schacht des Todes arbeiten.“

„Gut, so sagen wir es Wiesemann morgen“, stimmte der Alte anerkennend zu und blickte dabei voller Stolz auf seinen jungen Freund, der am heutigen Tage so viel Stärke und Mut bewiesen hatte.

Am nächsten Morgen zog eine Menge Volk durch die Gassen von Arnlage hindurch. Die Menschen waren bereits seit Anbruch des Tages auf den Beinen. Sie hatten zunächst noch einmal den Schacht aufgesucht und nach den Vermissten gesucht, sobald das Tageslicht angebrochen war. Es waren Frauen dabei, die ihre Männer suchten, Mütter, die ihre Söhne verloren und Kinder, die nach ihren Vätern gerufen hatten. Schließlich waren einige mutige Männer – darunter auch Lurgard – in den Schacht eingestiegen und hatten nach ihren Kameraden gesucht.

Doch gefunden hatten sie am Ende nur noch Tote. Es waren zwanzig an der Zahl, die sie vorfanden. Der Rest der Vermissten lag wahrscheinlich unter dem riesigen Schutthaufen, der durch die Explosion entstanden war – aber niemand, der gestern nicht herausgekommen war, lebte noch. Die Trauer und das Entsetzen über so viele Verluste waren unendlich groß und

die Menschen waren lange Zeit wie gelähmt am Eingang des Schachtes stehen geblieben, hatten geweint, geschrien und auf den schwarzen Schlund des Berges gestarrt, als ob ihre Angehörigen dadurch doch wieder herauskommen würden. Aber es kam niemand wieder, sie waren für immer verloren.

Jetzt schritt die Masse schweigend durch die Ortschaft und obwohl niemand etwas sagte, hatten sie alle nur ein Ziel, dem sie entgegenströmten. Es lag in der Mitte Arnages, auf einer kleinen Anhöhe, direkt neben dem Haus des Rates: Bürgermeister Wiesemanns Haus. Es war eines der schönsten im ganzen Ort. Türen und Fensterläden waren hellblau gestrichen, die Gefache strahlten weiß und der Garten hinter dem geschwungenen Zaun war äußerst gepflegt. Die Menschen näherten sich mit fast gemächlichen Schritten und blieben vor dem kleinen mit Kopfsteinen gepflasterten Platz am Eingang des Hauses stehen.

Zunächst warteten sie schweigend auf eine Reaktion ihrer Anwesenheit. Sie warteten darauf, dass sich irgendetwas tat. Doch die Läden und die Tür blieben verschlossen, obwohl Wiesemann sie sicher bemerkt haben musste.

Aber nichts rührte sich, also trat Ludgard näher und rief so laut er konnte: „Wiesemann, Bürgermeister Wiesemann, kommt heraus, wir müssen mit Euch reden.“

Es dauerte wieder eine Weile, bis sich etwas in dem Haus des Bürgermeisters rührte. Dann öffnete sich der Laden eines Fensters im Obergeschoss und Wiesemann blickte hinaus. Er machte einen ängstlichen und verstörten Eindruck – offenbar konnte er nicht abschätzen, was die Menge von ihm wollte. Sein Blick

fiel besonders auf die vielen Frauen, die den schwarzen Trauerflor vor die Gesichter gebunden hatten. Wollten sie ihn für den Tod ihrer Männer und Söhne verantwortlich machen? „Was ... begehrt ihr von mir?“, fragte er mit besorgter, verunsicherter Stimme. „Wir möchten mit Euch sprechen. Wir möchten Euch mitteilen, dass wir fortan nicht mehr in dem Schacht arbeiten werden“, antwortete Ludgard stellvertretend für alle und erhielt beifälliges Gemurmel als Zustimmung.

Wiesemann wurde hellhörig. Die Menschen wollten sich also nicht an ihm rächen, wie er zunächst befürchtet hatte. Darüber war er natürlich froh, aber er durfte es jetzt nicht zulassen, dass die Arbeiten an dem Schacht eingestellt wurden. Er schloss schnell den Fensterladen und trat kurz darauf vor die Haustür. Hunderte Augenpaare blickten ihn gespannt und skeptisch zugleich an. Mit einer beschwichtigenden Geste hob der Bürgermeister die Hände. „Ich bitte euch, fasst keiner voreiligen Entschlüsse. Das gestrige Unglück war furchtbar, ich weiß das, denn ich habe es ja selbst miterlebt“, rief er der Menge zu und erntete dabei missbilligende Zwischenrufe und finstere Blicke. „Aber deshalb dürfen wir doch jetzt nicht alles aufgeben“, fuhr er dennoch fort.

„Ich habe meinen lieben Mann und meinen einzigen Sohn verloren, was soll ich denn jetzt noch aufgeben?“, rief eine der Frauen erbost und unter Tränen aus der Menge heraus.

„Es tut mir alles sehr leid“, antwortete Wiesemann, wobei nicht zu erkennen war, ob seine Betroffenheit gespielt oder echt war. „Wir werden in den Orten Sammlungen veranstalten, um die betroffenen Fami-

lien zu versorgen. Die reichsten Bauern und Handwerksmeister haben bereits zugesagt“, erklärte der Bürgermeister nicht ohne Stolz in der Stimme. „Bedenkt doch, dass wir für den künftigen Wohlstand von Arnlage und der anderen Orte arbeiten, der Lohn wird uns sicher sein.“

„Was für ein Lohn soll das denn sein?“, rief einer der älteren Männer ihm zu. Wiesemann erkannte in ihm den alten Kruger, der seinem Ärger deutlich Luft machte. „Es gibt keinerlei Erze dort im Berg. Nur Schmerz und Tod sind der Lohn, den wir bisher erhielten“, rief der Alte und erhielt lauten Beifall.

„Meister Wengard hat es versprochen – und wer könnte hier behaupten, dass er jemals sein Wort gebrochen hätte?“, fragte Wiesemann in die Menge. „Wir gaben ihm das unsere, dass wir die Arbeit erledigen. Sollen wir etwa unsere Ehre verlieren?“ Der Bürgermeister triumphierte innerlich, denn plötzlich schien ihm niemand mehr widersprechen zu können.

Gerade wollte er seine Rede fortsetzen, um die Menschen wieder umzudrehen, wie er es heimlich nannte, als der junge Ludgard aus Eisbruch wieder hervortrat. „Wir haben Brüder, Väter und Söhne verloren, mehr als wir alle verkraften können. Schuld daran ist diese unselige Hast und das eigenartige schwarze Pulver, mit dem das Unglück heraufbeschworen wurde. Beides geht von Euch, Wiesemann, und von Eurem Meister Wengard aus, dem Ihr allein Euer Wort gabt. Geht hin zu ihm und tragt ihm die Namen all der Toten vor – und dann erzählt ihm von mir aus von unser aller Unehre. Die nehmen wir gern auf uns, aber arbeiten werden wir für Euch nicht mehr.“

Großer Beifall belohnte die Worte des jungen Mannes und Wiesemann begriff, dass er hier nichts mehr ausrichten konnte. Finster blickte er Ludgard an, getraute sich jedoch nicht mehr, noch etwas zu erwidern. Er drehte sich nur schweigend um und zog sich dann in sein Haus zurück, während die Versammlung der Leute sich langsam auflöste.

Wenig später fasste der Bürgermeister einen Entschluss, mit dem er es diesen Aufrührern heimzahlen und die Menschen wieder zur Vernunft bringen wollte. Sollte er sich denn etwa vor dem Herrn als Schuldiger rechtfertigen? Nein, das wollte er nicht. Der Herr kannte Mittel und Wege, um die Unvernünftigen wieder willig zu machen. Angst sollte sie zurück zur Arbeit treiben – jawohl, Angst. „So soll es denn geschehen, wenn ihr nicht anders wollt“, murmelte Wiesemann und wartete die Dämmerung des Tages ab ...

## **Die Golianten von Trahk**

Zwei ganze Tage waren sie noch durch die Höhlen und Gänge des Dwanengebirges gelaufen. Nun öffnete sich endlich das Tor von Urdan Ghar vor den Wanderern und zu Toroks Erleichterung sahen sie die aufgehende Sonne, die sich blutrot über den Gipfeln der Berge im Osten erhob. Urdan Ghar war eine karstige Hochebene, ihr Weg würde von nun an also wieder beschwerlicher werden, als er es über die gut ausgebauten Dwanenstraßen gewesen war.

Das große Felstor glitt gänzlich auf und Dorra Glia Kan deutete mit der Hand hinaus. „Ihr verlasst jetzt das Dwanenland und begeben euch wieder in die Wildnis. Tausend Gefahren erwarten euch dort. Beendet also euren Streit und haltet zusammen, wie richtige Gefährten“, sagte er ihnen eindringlich.

„Wir danken Euch für Eure Gastfreundschaft“, antwortete der Boa, ohne auf die Mahnungen Dorras einzugehen. Sein Blick schweifte über die felsige Landschaft. Nordwestlich der Hochebene lagen die Wälder Veromaniens, zu dem das Land ab dem Dwanentor bereits gehörte. Weiter im Osten konnte man die Bergspitzen des Siebentals erkennen - ihr Ziel. Torok bedankte sich nochmals für die Gastfreundschaft und die Vorräte, die sie erhalten hatten und schritt dann als erster voran.

„Denkt an die Worte meines Vaters, seid auf der Hut“, rief Dorra ihnen zum Abschied noch einmal hinterher. Der Boa und Chorenia winkten ihm zu, während Vilian, der die vergangenen beiden Tage nicht ein Wort gesprochen hatte, ohne zurückzublicken weiterging. Der Dwane sah ihnen noch einige Zeit hinterher, schüttelte seinen Kopf und verschwand dann wieder

in der Höhle. Das Tor von Urdan Ghar schloß sich und wo eben noch der Eingang gegähnt hatte, ragte nun wieder eine fugenlose Felswand empor.

Die drei Wanderer schritten wortlos dahin und legten ein gemächliches Tempo ein. Torok, weil er sein Ziel nun endlich vor Augen hatte und er durch die Zeiterparnis in den Dwanenbergen keine Eile mehr hatte; Chorenia, weil sie ihm folgte und Vilian, weil er wieder in den schon bekannten Trotz verfiel. Ihr Weg führte sie über eine Felsenkuppe, die einen weiten Blick auf die umliegende Landschaft erlaubte. Torok beobachtete die Bergspitzen im Osten und bemerkte mit seinen scharfen Augen eine aufsteigende Rauchsäule, die sich wie ein schwarzer Pilz in weiter Ferne erhob. Der Boa fragte sich, was es damit auf sich hatte, sagte aber nichts zu seinen beiden Gefährten, da die Menschen den Rauch aufgrund der großen Entfernung ohnehin nicht gesehen hätten.

Das Wetter war klar, ein leichter Wind wehte aus westlicher Richtung und vertrieb die wenigen Wolken am Himmel. Die drei Wanderer konnten den ganzen Tag laufen und kamen trotz der langsamen Geschwindigkeit und des schwierigen Geländes recht gut voran. Nachdem sie die Felsenkuppe überquert hatten, senkte sich die Landschaft wieder etwas ab und mündete schließlich in einem bewaldeten Flusstal, durch das sich ein breiter aber zum Glück nicht besonders tiefer Strom hindurch schlängelte.

Als sie durch das etwa knietiefe Wasser waten, ließ Vilian die ersten Worte seit ihrem Aufbruch aus Borgada vernehmen: Er fluchte laut über das kalte Wasser und versuchte deshalb, möglichst schnell durch den Fluss hindurchzukommen. Dabei rutschte er auf ei-

nem glatten Stein aus und tauchte gänzlich unter. Prustend und vollkommen durchnässt kam er wieder hoch, wobei er einen so hilflosen und verwirrten Gesichtsausdruck machte, dass Chorenia unweigerlich laut loslachen musste. Vilians wütendes Schimpfen und auf das Wasser Einschlagen reizte sie zu noch größerer Heiterkeit, so dass sich die junge Frau die Tränen aus den Augen rieb.

Torok schüttelte über den jungen Mann nur seinen Kopf, ignorierte die Szene ansonsten und sah sich am Ufer um. Der kiesige Boden verlief flach bis an den Rand einer Baumreihe, die sich auf dieser Seite des Flusses über weite Strecken am Ufer entlang zog. Dahinter erhob sich abrupt eine steile Felswand, die jedoch nicht durchgängig war, sondern viele breite Lücken und Spalten aufwies, durch die man offensichtlich hindurchgehen konnte.

Eigenartig war eine Formation von grauen, steinernen Kugeln, die etwa mannshoch und wie auf eine Schnur aufgereiht in einem Halbkreis dicht am Ufer standen. Aufmerksam beobachtete der Boa die Umgebung und ließ seinen Blick auch für längere Zeit auf den Felskugeln ruhen. Dann schüttelte er seinen Kopf, murmelte etwas Unverständliches und traf dann die Entscheidung. „Wir lagern hier“, sagte er und deutete auf eine Stelle dicht bei den Bäumen. „Du kannst deine Sachen trocknen, sobald ich ein Feuer entzündet habe“, wandte er sich an Vilian, der zitternd etwas weiter abseits stand und ihn und Chorenia noch immer verhasst ansah, als seien sie schuld an seiner misslichen Lage. Der Boa warf ihm dennoch eine Decke zu und sammelte dann mit Chorenia zusammen etwas trockenes Holz. Eine halbe Stunde später saßen sie zusammen dicht

am Feuer und brieten Fische, die Torok mit blitzschnellen Bewegungen und bloßen Händen aus dem Fluss gefangen hatte. Schweigend saßen sie da, aßen und hingen ihren Gedanken nach, die unterschiedlicher nicht sein konnten.

Plötzlich sprang Vilian wie von einem Insekt gestochen auf und deutete mit dem Finger auf die Felskugeln. „Da ..., da, der Fels ..., er hat, er hat ... mich angestarrt“, stotterte er hastig und wich zurück.

Chorenia und Torok, die mit dem Rücken zu den Felsen gesessen hatten, wandten sich verwundert um, konnten aber nichts Ungewöhnliches erkennen.

„Er hat mich angestarrt, ich habe es genau gesehen. Der Fels hat gelbe Augen“, sagte Vilian schrill.

„Wie kann denn ein Fels dich anstarren?“, fragte Chorenia ungläubig und schüttelte ihren Kopf. Sie fragte sich, was Vilian nun wieder mit seinem seltsamen Verhalten bezweckte?

Torok erhob sich jedoch und ging näher an die felsigen Gebilde heran. Er betrachtete den vorderen mit prüfendem Blick und berührte ihn vorsichtig. Zu seinem Erstaunen fühlte sich der Stein nicht kalt, sondern warm an, als sei er von der Sonne aufgeheizt, obwohl die bereits lange untergegangen war. Plötzlich bemerkte auch der Boa ein Paar Augen, das ihn anblickte und dabei sogar blinzelte. Ein tiefes Brummen schien aus der steinernen Kugel zu kommen.

Im nächsten Moment entrollte sie sich und erhob sich zu einer Gestalt, die wohl die doppelte Größe eines ausgewachsenen Mannes besaß. Sie hatte Arme und Beine wie ein Mensch, die Haut wirkte jedoch wie grauer Fels und war voller Risse und Unebenheiten. Der breite Kopf der Gestalt sah aus, als ob ein Bild-

hauer eine kleinere Felskugel auf eine große gelegt hätte. Er besaß keine sichtbaren Ohren, keine Haare und nur eine winzig kleine Nase, von der lediglich die zwei Löcher deutlich zu sehen waren. Dafür hatte das Wesen einen ziemlich breiten, lippenlosen Mund, der sich nun sehr weit öffnete, als das eigenartige Wesen gähnte. Die gesamte Gestalt sah aus, wie eine zum Leben erwachte Steinfigur in beeindruckender Größe. Das Wesen gab erneut einen tiefen, durchdringenden Ton – ähnlich den einer Basstuba – von sich, schüttelte sich anschließend und sah dann auf die drei Gestalten herab, die nun am und halb im Wasser standen.

„Ich habe es dir gesagt, ich habe es gesagt, der Fels hat mich angestarrt“, schrie Vilian schrill. „Jetzt seht euch dieses Monster an.“ Mit weit ausgerissenen Augen blickte er auf die riesige Gestalt am Ufer.

Diese reagierte jedoch nicht aggressiv oder auf irgendeine Weise bedrohlich, sondern wirkte eher verwundert und schüttelte dann bedauernd den runden Kopf. „Ihr Menschen“, bemerkte es mit einer tiefen, nachhallenden Stimme, die so klang, als ob man etwas in eine große Höhle hineinrief. „Ihr seid immer noch so voreilig mit euren Urteilen. Ihr nehmt euch als Maßstab und teilt danach alle anderen Wesen dieser Welt ein. Bin ich für eure Augen einfach nur ein Monster?“, fragte es und verblüffte die drei Wanderer noch mehr mit seinen Worten als mit der Tatsache, dass es überhaupt ihre Sprache beherrschte. „Nun?“, hakte es nach, als die drei nach einer Weile noch immer nicht geantwortet hatten.

„Nein, du ... Ihr seid ... kein Monster“, antwortete Chorenia stockend, die seltsamerweise als erste ihre

Fassung zurückerhielt. „Aber ... was seid Ihr?“, fragte sie anschließend mit erstauntem Blick.

„Ein Goliath“, antwortete Torok an Stelle des Wesens. „Er ist ein Goliath. Ich habe viel von ihnen gehört. Sie sind ein uraltes Volk und sollen die Berge bewachen.“

„So ist es, so nennt man uns seit langem“, nickte die riesige Gestalt. „Doch wer seid ihr? Ich sehe zwei Menschen und einen ... Alven?“

„Ich bin Torok, ein Krieger der Boa.“

„Von Euch hörte ich noch nie – seltsam, trotz meiner vielen Jahre kenne ich doch noch nicht alle Wesen dieser Welt“, sinnierte der Goliath und wiegte dabei nachdenklich seinen Kopf. „Aber bitte nennt mir doch noch die Namen eurer beiden Gefährten, Torok, der Boa“, bat er.

„Das sind Chorenia und Vilian. Wir sind auf dem Weg ins Siebentalgebirge“, antwortete Torok knapp.

„Nun, um dorthin zu gelangen, müsst ihr zunächst einmal aus dem Wasser kommen“, bemerkte der Goliath scherzend und verzog sein Gesicht zu einem breiten Grinsen.

Die drei Wanderer kamen zögerlich aus dem Wasser und näherten sich dem Wesen vorsichtig, wobei Vilian den weitesten Abstand zu dem Goliath einhielt und ein mehr als misstrauisches Gesicht zog.

„Ihr müsst uns nicht fürchten“, sagte der Riese freundlich. „Es sei denn, ihr führtet Böses im Schilde.“

„Das tun wir nicht“, antwortete Torok mit fester Stimme. „Aber Ihr spracht gerade von Euch in der Mehrzahl. Sind das dort auch ...?“, ergänzte er und deutete auf die übrigen Felskugeln, die vor ihnen lagen und sich noch nicht regten.

„Meine Brüder“, nickte der Goliath lächelnd. „Ich werde sie gleich wecken, denn unser tiefes Gespräch mit dem Fluss ist nun beendet.“

Er legte seine beiden Hände wie ein Trichter an den Mund und gab wieder einen tiefen und anschwellenden Ton von sich, der den drei Wanderern durch Mark und Bein ging. Kurz darauf regten sich die vermeintlichen Felsen alle und entfalteten sich ebenfalls zu Goliathen, die gähnten, sich streckten und sich dann um ihren Bruder versammelten. Alle diese Wesen waren sich sehr ähnlich – und doch unterschieden sich ihre Gesichtszüge, die Furchen und Unebenheiten ihrer Haut und vor allem die Farbe ihrer Augen. Besaß der erste Goliath bekanntlich hellgelbe Augen, so hatten seine Brüder blaue, rote, türkisfarbene und sogar goldene Pupillen, die wie Edelsteine blitzten und einen forschenden, durchdringenden Blick auf alles warfen, was sie betrachteten.

Die eigenartigen Wesen standen für eine Weile beisammen und schienen sich zu unterhalten, wobei ein Singsang an unterschiedlich hohen und tiefen Brummtönen zu hören war. Deutlich vernehmbare Worte fehlten in dieser Unterhaltung.

Chorenia, Torok und Vilian standen daneben und beobachteten dieses Schauspiel mit einer Mischung aus Faszination und Skepsis. Was besprachen diese Riesen dort gerade und was würde dabei herauskommen?

Die Antwort auf diese Fragen erhielten die drei Wanderer kurz darauf, denn plötzlich drehte sich der ihnen schon bekannte Goliath wieder zu ihnen um und sagte: „Ich habe euch meinen Brüdern kurz vorgestellt und ihnen erklärt, was euer Ziel ist. Ihr, Herr

Boa, wurdet als neues, uns bisher unbekanntes Wesen in unser Gedächtnis aufgenommen.“

„Ich ... danke Euch dafür“, antwortete Torok und verbeugte sich etwas verunsichert darüber, ob das die angemessene Reaktion darauf war.

Offensichtlich war sie es aber, denn der Goliant nickte freundlich und übersetzte das wieder für seine Brüder, die nun ebenfalls nickten und zustimmend brummten. „Wir sind uns einig darüber, dass ihr ehrlichen Herzens seid – auch wenn eines davon etwas verdunkelt ist – und wir euch unsere Gastfreundschaft anbieten können, wenn ihr sie erwünscht“, bemerkte der Riese dann wieder.

Torok und seine beiden Gefährten blickten sich fragend an, wobei auch Vilian diesmal nicht feindselig, sondern eher ratlos und hilfeschend aussah.

„Ihr könnt natürlich auch gern bleiben und hier rasten“, sagte der Goliant, als er die unentschlossenen Gesichter betrachtete. „Doch ich möchte euch warnen“, fuhr er fort, „seltsame Wesen schleichen sich seit einiger Zeit hier umher – und nicht alle sind harmlos und friedlich. Wir Golianten sind in der Tat Wächter des Gebirges, aber wir können nicht alles und jeden schützen.“

„Wir möchten Euer Angebot für die Nacht gern annehmen“, antwortete Torok schließlich, wobei er auf seinen Instinkt vertraute. Er kannte die Geschichten über die Riesen aus den Bergen, die er bisher allerdings eher für Legenden gehalten hatte. In diesen Geschichten aus Tharon galten die Golianten als sehr alt – und als sehr weise. Der erste Eindruck ihres neuen Bekannten bestätigte diesen Eindruck auch, wie der

Boa fand. „Aber nennt uns nun bitte auch noch zumindest Euren Namen“, bat er.

„Oh, ich vergaß dies natürlich“, entschuldigte sich der Goliant. „Das liegt daran, dass wir eigentlich keine Namen haben, so wie ihr es kennt. Die Veromanen dieses Landes nennen mich Thinksteenman, was wohl so viel wie der ‚Sprechende Steinmann‘ bedeutet. Ich selbst würde mich aufgrund der Farbe meiner Haut eher als Epidot bezeichnen, also könnt ihr mich so rufen, wenn ihr wollt.“

Torok nickte und begann dann seine Sachen zusammenzusuchen. Chorenia und Vilian sagten nichts weiter zu dem Entschluss Toroks, fügten sich aber und nahmen ihre Sachen ebenfalls auf. Die Golianten brachen nun auf und gingen voran, nachdem sie nochmals die tiefen, brummenden Töne von sich gegeben hatten. Sie gingen direkt auf die Bäume am Rand des Kiesbettes zu und durchschritten dort eine natürliche Schneise, die durch den Baumgürtel dieser Uferseite hindurchführte.

Die drei Wanderer folgten ihnen so gut es ging, denn auch wenn sich die Hünen sehr langsam bewegten, machten sie dabei doch so große Schritte, dass der Boa und die beiden Menschen kaum mithalten konnten. Am Ende der Schneise wuchs die Felswand empor, welche die drei Gefährten bereits von der anderen Seite des Flusses gesehen hatten. Doch auch hier gab es einen natürlichen Durchgang in Form einer schmalen Schlucht, die wie von einer riesigen Axt in den Felsen geschlagen schien und sich durch das Gestein hindurchfraß. Rechts und links davon stiegen die felsigen Wände V-förmig schräg nach oben an. Einige Stellen in dieser Schlucht waren so eng, dass die Golianten

und ihre drei Gäste hintereinander her schreiten mussten. Vilian ging dabei wieder als letzter, blieb jedoch diesmal nicht weiter zurück, da die Gegend ihm unheimlich war.

Das fahle Mondlicht beleuchtete die kahle, spröde Landschaft und warf ihr Licht auf eine wirklich seltsame Prozession von riesenhaften Gestalten, die zusammen mit drei dagegen wie Winzlinge wirkende Begleiter durch die Nacht wanderten. Am Ende dieses etwa eine halbe Meile langen schmalen Weges durch die Felsen folgte ein stufenförmiger Aufstieg, dessen einzelne Abschnitte für die Golianten tatsächlich nur wie Treppenstufen aussahen. Für die drei Wanderer waren es hohe Hindernisse, die sie erklimmen oder umgehen mussten, was natürlich aufhielt.

Epidot und seine Brüder bemerkten das bald und warteten geduldig auf Torok und seine beiden Gefährten. Ihnen jedoch helfen oder sie gar tragen wollten die Hünen hingegen nicht, da sie das als unhöflich betrachtet hätten, ihren Gästen deren Schwäche auf diese Art zu zeigen. Bis auf Vilian nahmen die Gefährten das auch schweigend hin und folgten dem steilen Weg hinauf. Der junge Kaisersohn fand hingegen seine Vorurteile, die er den seltsamen Wesen gegenüber hegte, nach wie vor bestätigt. Er fluchte leise vor sich hin und wünschte vor allem Torok erneut und zum wenigstens Hundertsten Mal den Tod dafür, dass dieser den steinernen Monstern wer weiß wohin folgte.

Bevor es jedoch dazu kam, dass er vor Wut und gleichermaßen Erschöpfung nicht mehr weiterwollte, erreichte die Gruppe einen Felsvorsprung, der an einem weit ausladenden Eingang zu einer Höhle lag. Es war jedoch kein finsterer Schlund, der sich den Betrachtern

bot, sondern eine Öffnung, aus der ein warmes, angenehmes Licht in die Nacht herausschien und jeden dazu einlud, näher zu treten, wer gute Absichten hegte.

„Seid willkommen“, sagte Epidot zu den drei Wandernern und deutete mit der Hand auf den Höhleneingang. Sie betraten zusammen die Höhle und kamen wiederum über sehr hohe und breite Stufen hinab in eine riesige Halle. Mehrere Feuer loderten direkte und ohne erkennbare Medien aus dem Boden und erzeugten so das heimelige Licht, das man von draußen gesehen hatte. Die Steinhalle besaß Ausmaße von mehreren Feldern Breite und Länge. Im Gegensatz zu den Höhlen der Dwanen war hier jedoch alles naturbelassen und nicht mit künstlichen Bauten versehen, wie es in Borgada gewesen war. Dennoch gab es eine Vielzahl von kleineren und größeren Grotten in den Felswänden, die offensichtlich als Wohnstätten für die Golianten dienten.

Als die Neuankömmlinge die Mitte der Höhle erreicht hatten, ließen die Golianten wieder ihre tief hallenden Töne hören, welche durch die Wände der Höhle noch scheinbar hundertmal verstärkt wurden und widerhallten, so dass Torok und die beiden Menschen sich die Ohren zuhalten mussten. Plötzlich blickten Hunderte in allen Farben funkelnde und sehr neugierige Augenpaare aus den Grotten heraus. Es dauerte nicht lange und der zentrale Platz, an dem sich die Wanderer und ihre hünenhaften Begleiter befanden, füllte sich mit immer mehr der Artgenossen Epidots. Dabei waren auch erkennbar weibliche und offensichtlich auch Kinder dieser Wesen unter den Neugierigen. Es folgte ein regelrechtes Konzert an unterschiedlich

hohen Brumm- und Summtönen, die scheinbar alle durcheinandergerufen wurden und für die nächste halbe Stunde nicht aufhörten.

Chorenia, Torok und Vilian blickten sich die ganze Zeit nur fasziniert und verwundert zugleich um und versuchten, eine logische Struktur in diesem scheinbaren Durcheinander der Töne und Laute zu finden. Schließlich endete der Tonschwall jedoch so abrupt wie er begonnen hatte und alle Golianten – ob groß oder klein – blickten auf die drei Gäste.

„Verzeiht uns bitte den Lärm, der unser Gespräch mit unseren Brüdern und Schwestern für eure Ohren gewesen sein muss“, entschuldigte Epidot sich. „Wir haben euch vorgestellt und kurz darüber berichtet, was euer Ziel ist. Nun, da es schon sehr spät geworden ist und ihr sicher müde seid, ziehen wir uns zurück und lassen euch schlafen. Legt euch zu den Feuern, die euch wärmen und für die Nacht schützen. Und fürchtet euch nicht, denn nichts Böses dringt in die Höhlen der Golianten.“

Die drei Wanderer befolgten diesen Rat nur zu gern, denn die Nacht war schon weit fortgeschritten und sie waren von dem anstrengenden Aufstieg müde und erschöpft. Schnell schliefen sie an dem wärmenden Feuer ein.

Doch Vilian träumte bald von den leuchtenden, durchdringenden Augen der Golianten, die ihn zu erforschen und sein Innerstes zu erkennen schienen. Er wälzte sich unruhig hin und her, doch er entkam im Traum den Blicken nicht. „Erwache“, hörte er die tiefhallenden Stimmen der Hünen im Schlaf. Er erwachte kurz darauf tatsächlich und blickte wie in seinem Traum in die tiefgründigen Augen von Epidot.

Vilian schreckte hoch und starrte den Golianten, der direkt neben ihm saß und ihn offenbar schon länger beobachtet hatte, furchtsam an.

„Deine Furcht kommt aus deinem Gewissen heraus“, sagte Epidot leise zu ihm. „Steh auf und folge mir“, fuhr er fort und schritt dann zum Ausgang der Höhle, ohne sich auch nur einmal nach Vilian umzublicken.

Das brauchte er auch nicht, denn der junge Mann folgte dem Golianten wie von dessen Willen gesteuert, obwohl Vilians Furcht noch immer groß war und er dem Wesen nicht traute. Dennoch ging auch er zum Ausgang und erwartete voller Angst, was hier auf ihn zukommen mochte. Epidot stand eine lange Zeit einfach nur da und betrachtete den inzwischen klaren Himmel, an dessen Horizont sich bereits ein breiter Streifen Morgenlicht zeigte und die bald aufgehende Sonne ankündigte. Vilian befand sich direkt daneben und fragte sich verunsichert, was er jetzt tun sollte.

„Wer bist Du, Vilian?“, fragte der Goliant plötzlich und brach endlich das Schweigen.

Der junge Mann war erleichtert und befangen zugleich. Was sollte er auf diese Frage antworten? „Ihr ... Ihr kennt meinen Namen“, sagte er dann stockend. „Ich bin ..., wir sind Wanderer“, ergänzte er, weil ihm einfach nichts Besseres einfiel.

„Ich habe dich auch nicht nach deinem Namen gefragt, sondern ob du wirklich weißt, wer du bist?“, bemerkte Epidot erklärend. „Wir alle haben unsere Aufgabe im Leben. Kennst du die Deine?“

Vilian antwortete nicht, sondern schüttelte den Kopf. Er hatte keinerlei Ahnung, worauf der Goliant überhaupt hinauswollte. Aber der junge Mann fühlte, dass

er hier gerade einer Prüfung unterzogen wurde, und das war ihm alles andere als angenehm.

„Du hast etwas in deinem Gepäck, das du heimlich mit dir trägst, nicht wahr? Du verbirgst es, aber wir haben es dennoch bemerkt“, setzte Epidot fort.

Wieder antwortete Vilian nicht sondern druckste nur verunsichert herum.

„Es ist ein Schwert“, stellte der Goliant ungerührt fest.

„Woher hast du es?“

„Mein Vater ... hat es mir gegeben“, log Vilian.

„Es gehörte ihm?“

„Ja.“

„Dann bist du der Erbe des Thrones von Tharon. Ist es nicht so?“

„Ja, das bin ich“, nickte Vilian zögernd.

„Hast du es schon einmal benutzt?“, fragte Epidot eindringlich.

„Äh ..., wie?“

„Das Schwert, hast du es genutzt?“

„Nein, nein, habe ich nicht. Es gab ... noch keine Gelegenheit.“

„Wisse, das Schwert ist die Klinge des Würdigen und es trägt diesen Namen nicht umsonst. Sein Stahl beherbergt mehr als nur die hervorragende Schmiedekunst der Veromanen. Es stecken fünf unterschiedliche Metalle darinnen, die von fünf Völkern bewahrt wurden, bis dein Ahne Yardoan sie zusammenführte. Eines davon gehörte einst auch uns. Beinahe wäre es verloren gegangen, da Tharon uns getäuscht hatte. Aber Yardoan rettet es aus den unbefugten Händen und verschmolz es mit den anderen vier Metallen zu der Klinge, die du nun trägst. Als wir damals getäuscht wurden und später unseren Irrtum bemerkten,

schworen wir Golianten, dass niemals wieder ein Unwürdiger in den Besitz der Metalle also auch des Schwertes gelangen darf. Das Überleben der freien Völker stand auf dem Spiel. Ich ahne nun schon seit einiger Zeit, dass die Dunkelheit, die damals die Welt bedrohte und besiegt gewesen schien, wieder hervorgekrochen ist. Neue Gefahr entsteht unbemerkt von allen und Achtelon muss vielleicht wieder in den Krieg ziehen. Bist du derjenige, der es dann tragen wird, Vilian Tauris?“

Die Rede des Golianten und seine abschließende Frage war wie ein Tiefschlag für den jungen Mann. All das verwirrte ihn so sehr. Von was für Gefahren und von welchem drohenden Krieg sprach dieses Wesen nur? Auf jeden Fall hatte Vilian in diesem Moment das Gefühl, dass er als nicht würdig erachtet wurde, das Schwert zu tragen, das er seinem Vater ja gestohlen hatte. Epidot schien das auf irgendeine Art zu wissen. Vilian schämte sich für seine Tat und war zugleich wütend darüber, dass er diese Scham verspürte.

Als wollte sie ihn durchleuchten und seine geheimsten Gedanken preisgeben, erhob sich in diesem Moment die Sonne hinter den Bergen im Osten glutrot und beleuchtete den Höhleneingang, in dem der junge Mann mit dem Golianten noch immer stand.

„Du hast es gestohlen“, stellte Epidot plötzlich fest und konfrontierte Vilian damit.

„Ja ..., das habe ich“, nickte der junge Mann. Erstaunlicherweise fühlte er sich nun erleichtert, nachdem er seine Tat zugegeben hatte.

Doch die innere Ruhe währte nur einen Augenblick, denn plötzlich trat Torok von hinten heran, packte ihn bei den Schultern und drehte ihn grob zu sich herum.

„Du hast Achtelon gestohlen?“, fragte der Boa außer sich vor Zorn. „Was noch, Vilian? Was zerstörst du alles noch mit deiner Ignoranz? Das Schwert, das seit über 200 Jahren zum Kaiserhaus von Tharon gehört und die Einheit der Völker darstellt, wird von dir einfach entweicht.“ Die weißen Augen Toroks glühten regelrecht vor Zorn und sein Griff war wie eine eiserne Fessel um Vilians Schultern.

Derart aus der Fassung geraten, hatte der junge Kaisersohn seinen ehemaligen Leibwächter noch nie erlebt und er verspürte in diesem Moment nur Furcht vor seinem Gefährten – keinen Hass mehr.

„Lasst es gut sein, Herr Torok“, wandte sich der Goliath an den Boa.

Der Griff um Vilians Schulter wurde tatsächlich etwas gelockert und der Zorn Toroks schien zu verfliegen. Dennoch fällt er ein Urteil über Vilian, das er mit tiefster Verachtung aussprach: „Er hat große Schande über seine Familie und seine Ahnen gebracht.“

„Nichts geschieht ohne Grund“, erwiderte Epidot. „Es mag ein Fehler gewesen sein, dass er das Schwert an sich nahm; es kann sich am Ende aber auch als Segen herausstellen. Niemand vermag das zu beurteilen.“

„Wollt Ihr damit etwas Zukünftiges andeuten?“, fragte Torok mit zu Schlitzten verengten Augen.

„Ich sehe nicht in die Zukunft, nein“, wehrte der Goliath vehement ab. „Aber lasst mich Euch erklären, dass sich vieles, was ich für richtig hielt, als falsch herausstellte. Und einiges, dass ich stets für verkehrt hielt, war am Ende doch richtig.“

„Ihr sprecht sehr in Rätseln“, stellte der Boa trocken fest.

„Ich meine damit nur, vertraut Eurem inneren Gefühl mehr, als so manchem Ratgeber. Tiefe Dunkelheit will wieder erstarken und hegt einen Plan, den wir noch nicht durchschauen. Ihr solltet sehr vorsichtig mit eurem gemeinsamen Ziel sein“, antwortete Epidot gedämpft.

„Das habe ich schon von den Dwanen gehört“, bemerkte Torok nachdenklich.

„Sie sind sehr weise und hören fast genauso viel wie wir“, nickte der Goliant. „Als Wächter des Gebirges können wir euch nur zur Vorsicht ermahnen.“

„Worin genau besteht denn die Gefahr und was hat unser Ziel damit zu tun?“, wollte der Boa wissen.

„Finstere Gedanken werden in Siebental gedacht. Sie dringen bis zu uns herüber, doch wir können noch nicht sagen, woher sie stammen. Ebenso finstere Wesen schleichen nun des Nachts hier umher. Sie kommen aus dem Wasser ...“, der Goliant stockte für einen Moment, als müsse er sich besinnen, „oh ja, aus dem Wasser wird die Gefahr kommen“, setzte er einen Augenblick später fort.

„Wir wollen zu Meister Wengard in Arnlage. Was rätet Ihr uns nun?“

„Es ist schwer, euch in dieser Lage einen guten Rat zu geben, da selbst wir Golianten nicht klarsehen. Meister Wengard ist uns ebenfalls als sehr weise bekannt, doch wir haben lange nichts mehr von ihm gehört. Wenn ihr ihn antrefft, so gebt ihm unsere Empfehlung für Euch und Eure Gefährten, Herr Torok.“

„Das werde ich“, antwortete der Boa mit ernster, nachdenklicher Mine.

Der Goliant blickte ihn und Vilian für einen Moment prüfend an und nickte dann. „Meine Brüder und

Schwestern haben ein Mahl für euch bereitet, welches euch Kraft für den Tag beschert. Danach brecht auf und nutzt das Tageslicht. Sucht sicheren Schutz für die Nacht. Nehmt den Weg durch den Wald Ehlim, der nordöstlich von hier liegt. Er ist dunkel und seine Bäume sind alt und stehen dicht, aber er ist nicht finstert und er bietet Schutz vor feindlichen Augen. Bleibt jedoch stets auf dem Weg, denn der Wald ist nicht frei von allerlei Wesen, die nicht immer nur freundlich sind.“

„Wir danken Euch und werden den empfohlenen Weg nehmen“, sagte Torok.

Die drei Wanderer nahmen kurz darauf ihr von den Golianten bereitetes Frühstück ein – Chorenia war inzwischen auch erwacht und hatte sich vor allem mit den freundlichen Kindern dieser Wesen, die sich Goliath nannten, angefreundet. Gleich nach dem Morgenmahl packten die Gefährten ihre Sachen und brachen auf.

Epidot führte sie vom Höhleneingang aus in östlicher Richtung um das Hochplateau herum und deutete dann auf einen steinernen Weg, der zwischen den Felsen hindurch hinab auf eine Grasebene führte und sich dort wie eine windende Schlange fortsetzte. „Dort entlang sollt ihr gehen. Nach einem halben Tagesmarsch wie ihr voranschreitet, werdet ihr auf den Wald treffen. Der Weg führt direkt hindurch, verlasst ihn wie gesagt nicht und achtet nicht auf fremde Geräusche. Am Ende des Waldes gelangt ihr in ein Tal, von dem aus ihr den Zweikopf sehen könnt. Dort wohnt Meister Wengard.“

Die drei Wanderer – auch Vilian – bedankten sich bei den Golianten und verabschiedeten sich dann von ih-

nen. Sie folgten dem steinigen Weg und gelangten bald auf die Ebene. Winterlich trockenes Gras raschelte im Wind und zeichnete die Brisen wie Wellen auf dem Meer nach. Gelegentlich wurde die nur leicht hügelige Landschaft von einigen Bauminselfn unterbrochen. Weiter in der Ferne konnte man bereits den dunklen Saum des Waldes vor den sich erhebenden Bergen des Siebentalgebirges erkennen.

Chorenia, Torok und Vilian schritten dicht nebeneinander her. Der junge Kaisersohn hielt keinen größeren Abstand mehr zu seinen beiden Gefährten und machte auch keinen trotzigen, sondern eher einen nachdenklichen Eindruck. Irgendeine Veränderung war seit dem Zusammentreffen mit den Golianten in ihm vorgegangen. Torok bemerkte das wohl, sagte aber nichts zu Vilian, sondern wartete geduldig ab. Irgendwann würde der Junge zu reden anfangen, da war sich der Boa sicher.

Tatsächlich täuschte er sich nicht, denn während sie langsam weiterschritten, hob Vilian plötzlich seinen Kopf und sprach seinen ehemaligen Leibwächter an: „Torok ..., die Gefahr und die Dunkelheit, von der sowohl die Dwanen als auch die Golianten sprachen ... Worin kann sie bestehen?“, fragte er zögernd. Sein Ton war angestrengt ruhig bei dieser Frage, so als wollte er eine gewisse Angst überspielen.

„Ich kann es dir nicht genau sagen, Vilian“, antwortete der Boa. „Offenbar befürchten sie die Rückkehr jener Finsternis, die zu Beginn des neuen Reiches geherrscht hatte. Wenn man jedoch den Geschichtsrollen glaubt, dann wurde dieses Böse hoch oben im Norden, im toten Land vernichtet. Ich weiß also nicht genau, was die Dwanen und Golianten befürchten. Es sind sehr alte

Völker, weißt du? Vielleicht bewegen sie sich manchmal zu sehr in der Vergangenheit.“

„Aber du willst den Weg auf jeden Fall fortsetzen?“, fragte Vilian – wieder mehr im sachlichen Ton und ohne Vorwurf in der Stimme.

„Wir werden jede Vorsicht walten lassen, die nur möglich ist“, erklärte Torok bestimmt. „Wir zeigen uns nicht offen, sondern bleiben zunächst verborgen und beobachten, was sich im Siebental tut. Fang wieder an, mir zu vertrauen, Vilian. Für die Sicherheit Sorge ich“, ergänzte er mit sanft klingenden Worten.

Vilian blickte ihm tief und lange in die weißen, pupillenlosen Augen und nickte dann. Es war kein ergebnis, sondern eher ein anerkennendes Nicken. Der junge Kaisersohn schloss einen Teilfrieden mit seiner Situation – und mit Torok. Gemeinsam schritten sie weiter ihrem Ziel voran...

## Die Schlacht von Arnlage

Holder hatte ausgerechnet heute Tordienst. Seitdem er Mitglied der Stadtwache von Arnlage war, hatte er noch keinen dermaßen verregneten Tag hier oben auf dem Turm neben dem Westtor des hohen Palisadenzauns erlebt. Der Wachraum war zwar überdacht, aber ein kräftiger Westwind blies immer wieder in Böen dicke Regentropfen durch die Fensteröffnung in sein Gesicht. Dennoch liebte Holder diesen Dienst, es war ruhig hier oben und er brauchte nicht auf dem Exerzierplatz der Stadtwache zu stehen und ermüdende Übungen mit der Lanze und dem Schild zu betreiben.

Die zwei Jahre, in denen die jungen Männer von Arnlage und den anderen Ortschaften im Siebental zu dienen hatten, wurden sie von ihren normalen Berufen befreit. Der junge Wachsoldat war eigentlich Schuhmacher – genau wie sein Vater. Dieses Handwerk liebte er nicht besonders und würde es wohl auch nie zu einer großen Meisterschaft darin bringen. Aber er tat es dennoch aus Achtung vor seinem Vater, der ihn dazu bestimmt hatte. Anders als sein Bruder Barian fügte Holder sich stets und tat, was man von ihm verlangte.

Barian war in den Berg gegangen, als Bürgermeister Wiesemann damals Männer für diese Arbeit gesucht hatte. Gegen den Willen Vaters war er gegangen, jetzt wurde er im Schacht des Todes vermisst. Trauer überkam Holder bei diesem Gedanken und er wischte sich mit der Hand über das Gesicht.

Sein Blick streifte über das Tal und versuchte, den dichten Vorhang des andauernden Regens zu durchdringen. Es war bereits später Nachmittag, die Sonne

würde sicher bald untergehen. „Wenn man sie doch bloß mal wieder zu Gesicht bekäme“, brummte Holder missmutig zu sich selbst und trat wieder näher an die Fensteröffnung heran.

Der Wind ließ für den Augenblick etwas nach und trieb die Nässe nicht mehr hinein. Der junge Wachsoldat bemerkte plötzlich eher zufällig eine Anzahl dunkler Punkte in der Ferne, die sich eindeutig auf die Ortschaft zu bewegten. Holder versuchte, seine Augen noch mehr anzustrengen, um zu erkennen, wer oder was diese Punkte waren. Nach einiger Zeit wurden aus diesen Punkten deutlichere Gestalten – vielleicht vierzig oder fünfzig an der Zahl – die sich aus Richtung Wald über die Felder näherten. Für einen Moment zögerte der junge Wachmann noch, denn er konnte sich keinen Reim auf die Situation machen.

Doch dann ging er vorsichtshalber an die alte Glocke, die innen am Turm hing, und schlug sie mehrmals an. Er wiederholte das nach einigen Momenten nochmals und kurz darauf erschien ein verwundertes Gesicht in der Einstiegs Luke zum Wachraum.

Hauptmann Finn stieg die Leiter gänzlich empor und sah Holder fragend, ja fast erschrocken an. „Hast du geläutet?“, wollte er wissen.

„Ja. Sieh, dort drüben vom Wald nähern sich seltsame Gestalten“, antwortete der Wachsoldat und deutete mit dem Finger hinaus.

Finn blickte in die angezeigte Richtung und sah die Gruppe ebenfalls. Es war inzwischen deutlich zu erkennen, dass es sich um etwa fünfzig, zumeist sehr hochgewachsene Gestalten handelte. Sie waren in dunkle Lederrüstungen gekleidet, die an den Schultern, Ellenbogen und Knien mit schwarzen Metall-

platten verstärkt wurden. Seltsam geformte, vorn spitz zulaufende Helme bedeckten die Köpfe vollständig. Zudem waren sie mit langen Schwertern und Bögen bewaffnet, die sie in den Händen trugen. Ohne sichtbare Eile schritt diese Formation über die Felder Arnlagés voran, aber ihr Ziel war eindeutig das Westtor der Stadt – und sie kamen immer näher.

„Wer ... ist das?“, fragte Hauptmann Finn erschrocken und schüttelte dabei seinen Kopf.

„Ich weiß es auch nicht, aber sie sehen nicht sehr friedlich aus“, bemerkte Holder, der einen dicken Klos im Hals verspürte.

„In der Tat nicht“, nickte der Hauptmann und eilte dann plötzlich auf die andere Seite des Turms. Er holte ein altes, silbernes Horn aus seiner Tasche, welches er ansonsten nur bei einem Feuer nutzte, um davor zu warnen. Dreimal blies er kräftig und lang anhaltend hinein, so dass der Ton des Horns durch die gesamte Ortschaft hallte. „Stadtwache, sammelt euch am Westtor. Sammelt euch am Westtor“, rief er vom Turm herunter und wiederholte das Hornsignal und den Ruf noch einmal.

Es dauerte tatsächlich nicht lange, und von überall eilten die Männer der Wache aus ihren Häusern und kamen zum Tor gelaufen. Die meisten von ihnen trugen den hellblauen Umhang und die langen Lanzen und Schilde der Stadtwache. Etwa einhundertzwanzig Mann sammelten sich dort unten, riefen wild durcheinander und diskutierten alle möglichen Vermutungen über den Grund des Rufes ihres Hauptmannes.

Diese Szene weckte natürlich auch die Neugier der übrigen Bewohner Arnlagés, so dass sich bald der größte Teil des Ortes unten am Fuß des Turmes versammelt

hatte und immer noch weitere Menschen hinzuströmten.

Hauptmann Finn lief indessen nervös hin und her, erteilte Anweisungen und ließ vor allem große Holzriegel in das Tor einschieben. Die Menschen verstanden die ganze Aufregung natürlich nicht und sahen dem hektischen Treiben in einer Mischung aus Verwunderung und unbestimmter Furcht zu. Nach einiger Zeit traten zwei Männer an Finn heran, die sich bereits bei der Katastrophe im Berg sehr nützlich gemacht hatten. Der jüngere von beiden war aus dem Dorf Eisbruch und hörte auf den Namen Ludgard, wie der Hauptmann wusste. Der andere war der alte Kruger. Sie wollten erfahren, was genau der Grund für diese ganze Sache war und ob sie helfen konnten.

Bevor Finn jedoch antworten konnte, hämmerte plötzlich jemand von außen so heftig an das Tor, dass es regelrecht erzitterte. „Öffnet!“, befahl eine raue Stimme. Gleichzeitig rief Holder vom Turm herab und bat den Hauptmann mit deutlich hörbarer Angst in der Stimme, dass er doch hochkommen solle.

Während die Menschen von Arnlage voller Furcht von dem Tor zurückwichen, kletterten Finn, Ludgard und der alte Kruger zusammen mit einigen anderen Wachsoldaten hinauf auf den Turm.

Oben angekommen, sprach Holder sie mit blassem Gesicht an und deutete hinter sich. „Dort unten ... stehen sie ...und ... und verlangen Einlass. Was wollen die hier... was sollen wir denn tun?“, stammelte er.

„Ich rede mit ihnen“, antwortete Finn, dessen Stimme nicht weniger Angst erkennen ließ. Zusammen mit Ludgard und Kruger trat der Hauptmann an das Fenster und blickte hinab auf die Gruppe der kriegerischen

Gestalten vor dem Tor. Aus der Nähe betrachtet, sahen die in starken Rüstungen steckenden und gut bewaffneten Gestalten noch beängstigender aus. Ihre Helme besaßen neben der eigenartigen Form zwei Sehschlitze, die sich seltsamerweise an den Seiten befanden. Die Rüstungen aus schwarzem Leder und metallenen Brustharnischen besaßen auf den Rücken eine weitere Eigenart in Form eines spitzen Auswuchses, als würde die Klinge einer Axt oder eines breiten Schwertes aus den Gestalten herauswachsen.

Die Männer auf dem Wachturm blickten die Krieger entsetzt an und waren für einen Moment wie gelähmt und sprachlos.

Einer dieser Krieger – offenbar ihr Anführer – blickte plötzlich hinauf und entdeckte die Beobachter. „Öffnet sofort!“, rief er augenblicklich hinauf und drohte dabei mit der Faust.

„Wer seid ihr und was wollt ihr hier?“, fragte Finn mit krächzender Stimme.

„Wir kommen vom Meister und befehlen euch, sofort das Tor zu öffnen und uns hinein zu lassen“, antwortete der Krieger.

„Sagt ihm, dass Ihr nicht befugt seid“, flüsterte Ludgard dem Hauptmann zu, der offensichtlich nicht wusste, wie er reagieren sollte.

Finn nahm diese Idee dankend auf und rief hinunter, dass man erst den Bürgermeister von Arnlage holen müsse.

„Wiesemann ist bei uns, öffnet also auch in seinem Namen“, erwiderte die Gestalt vor dem Tor.

„Seht nach, ob der Bürgermeister in seinem Haus ist, schnell“, befahl Finn einem seiner Männer, der sich sofort auf den Weg machte.

„Zum letzten Mal, öffnet“, rief der Krieger mit wütender Stimme.

Der Hauptmann der Stadtwache biss sich auf die Lippe und überlegte krampfhaft, was er nun antworten und tun sollte. Eine solche Situation hätte er sich niemals in seinen schlimmsten Träumen ausdenken können. Er wollte diese Wesen – und er war sich inzwischen sicher, dass es keine Menschen waren – auf keinen Fall in die Stadt lassen. Doch er fragte sich dabei, ob die Palisaden und das Tor halten würden? Konnten er und seine 120 Männer diesen sehr gut bewaffneten Kriegern etwas entgegensetzen? Und was hatte Bürgermeister Wiesemann mit dieser ganzen Sache zu tun?

„Gebt ihnen auf keinen Fall nach“, sagte Ludgard, als könne er die Gedanken des Hauptmannes lesen.

„Wir werden euch nicht öffnen“, rief Finn daraufhin hinab und bestätigte die Worte Ludgards damit. Der Hauptmann hatte sich entschieden und hoffte dabei, dass die Männer von Arnlage genügend Mut und Kraft hatten, es mit diesen unheimlichen Gegnern aufzunehmen.

„Gut. Wenn ihr keine friedliche Lösung wünscht erfahrt ihr nun zur Strafe was es heißt, sich uns und unserem Meister zu widersetzen“, rief die raue Stimme des Anführers der Wesen vor dem Tor hinauf.

Sofort fingen mehrere der Krieger damit an, mit ihren breiten Schwertern auf das Tor einzuschlagen und große Stücke davon heraus zu hacken. Sowie einer der Angreifer ermüdete, trat sofort ein neuer hinzu und übernahm die Aufgabe. Sie handelten also eindeutig nach einem Plan – und der lag darin, das Tor zu zerstören und in die Stadt einzudringen. So wie

diese Wesen vorgingen, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie durchbrachen. Die Menschen von Arnlage mussten nun endlich reagieren.

Als würde er aus einer Starre erwachen, eilte Hauptmann Finn die Leiter des Turmes hinab und rief den verängstigten Menschen zu: „Wir werden angegriffen. Jeder Mann, der eine Waffe tragen kann, soll sich hier am Tor einfinden. Besetzt den Turm und bringt alles hinauf, was man auf die Angreifer werfen kann. Alle anderen suchen möglichst große Gegenstände, um sie vor das Tor zu schieben und es zu verbarrikadieren. Holt Holzbalken, Eisenriegel und was auch immer herbei.“ Finn blickte für einen Moment in vor Entsetzen starre Gesichter. Die Menschen von Arnlage konnten nicht begreifen, was hier geschah – sie hörten jedoch das ständige Hämmern der Schwerter, die von außen auf das Holz des Tores einschlugen. „Eilt euch, diese Wesen dort draußen treiben keinen Scherz mit uns“, rief Finn ihnen zu und weckte sie endlich aus ihrer Lethargie.

Plötzlich bewegten sich alle und folgten den Anweisungen des Hauptmannes, der von Ludgard und Kruger unterstützt wurde. Etwa fünfzehn Männer der Stadtwache erklimmen den Turm mit großen Steinen, Werkzeugen und anderen Dingen, die sie hinabwerfen konnten. Inzwischen eilten viele andere Männer in ihre Häuser und kehrten mit Waffen zurück. Die Bauern von Arnlage kamen mit Fuhrwerken herbei, die sie quer vor das Tor stellten und dabei große Holzbalken von den Ladeflächen hoben, die sie als Barrikaden nutzten. Eile tat dabei Not, denn die ersten Schwertklingen der Feinde drangen bereits durch das Holz. Die Soldaten auf dem Turm begannen damit, die

schweren Gegenstände hinabzuwerfen, nachdem sie sich vom ersten Schock über den Anblick der gut bewaffneten Angreifer erholt hatten. Die herabfallen Dinge verletzten die Angreifer zwar nicht schwer, aber sie erzwangen zumindest, dass die Feinde für einen Moment vom Tor zurückwichen und nicht mehr darauf einschlugen.

Doch dann antworteten die Angreifer damit, dass sie ihre Bogen hervorholten und etliche Pfeile auf den Turm und seine Besatzung abschossen. Die schwarzgefiederten Geschosse blieben zumeist im Holz des Turmes stecken, einer traf jedoch einen der Wachsoldaten in den Hals. Röchelnd und mit vor Schreck weit aufgerissenen Augen taumelte der junge Mann zurück und fiel zu Boden. Blut spritzte aus der Wunde und der Getroffene zuckte wild mit den Gliedern, bis er plötzlich still liegen blieb. Die anderen Männer starrten wie gebannt auf ihren Kameraden. Spätestens jetzt wurde ihnen klar, dass es bei diesem Kampf um Leben und Tod ging.

Aber neben der Furcht erwachte auch die Wut in ihnen. Die Wut auf diese Wesen dort unten, die Arnlage grundlos angriffen und nun auch noch einen der Bewohner getötet hatten. Die Männer nahmen wie auf Kommando ihre Waffen wieder auf, bildeten einen Schutzwall mit ihren Schilden und schleuderten ihre Lanzen auf die Angreifer am Tor. Voller Zorn taten sie das und mit einem plötzlich entfachten Feuer der Kampflust in den Augen. Zwei oder drei der Lanzen trafen die überraschten Feinde und streckten sie nieder. Ihr Anführer stieß einen unmenschlichen Wutschrei aus und forderte seine Untergebenen zu noch größeren Anstrengungen auf, die Stadt endlich zu

stürmen. Während wieder ein regelrechter Pfeilhagel auf den Turm abgeschossen wurde, hackten die Wesen wie von Sinnen auf das Tor ein, dass die Splitter nur so flogen.

Indessen versuchten die Menschen im Inneren alles aufzubieten, um ein Eindringen der Feinde zu verhindern. Unter der Gefahr, von den sich durch das Holz durchbohrenden Schwertklingen getroffen zu werden, nagelten sie überall an den beschädigten Stellen Balken und dicke Bretter drüber. Die anderen Männer des Dorfes sammelten sich mittlerweile hinter dem Tor und warteten ängstlich auf den unbestimmten Moment, an dem sie vielleicht kämpfen mussten. Ihre Gesichter spiegelten deutlich ihre Furcht wider und mancher von ihnen konnte noch immer nicht richtig begreifen, was hier überhaupt vor sich ging.

Die Angreifer änderten inzwischen ihre Taktik, da ihrem Anführer der Sturm auf das Tor offenbar zu lange dauerte und der Widerstand der Menschen heftiger war, als er es erwartet hatte. Während noch immer Dauerbeschuss mit Pfeilen auf den Turm stattfand, machten sich einige der Wesen daran, Seile mit daran befestigten Eisenhaken in die Öffnung der Plattform zu schleudern. Die Haken verfehlten ihr Ziel nicht und krallten sich an Kanten und Winkeln des Turmes fest. Die Seile wurden straffgezogen und mit unglaublicher Geschicklichkeit kletterten die ersten Angreifer daran empor. Die Verteidiger auf dem Turm versuchten verzweifelt, die Seile zu kappen, während sie weiterhin mit Pfeilen beschossen wurden.

Schon gelangten die ersten Feinde an den Rand der Fensteröffnung. Aus der Nähe sahen sie noch bedrohlicher und unheimlicher aus. Ihre breiten und langen

Schwerter hieben nach den Männern, die ihrerseits ihre Schilde und Lanzen gegen die Angreifer einzusetzen versuchten.

Ein entsetzliches Ringen entstand in dem schmalen und engen Turm – um jede Elle Platz wurde verzweifelt gekämpft. Die ersten Angreifer konnten tatsächlich zurückgedrängt und sogar hinabgeworfen werden, doch es folgten immer neue und selbst die, welche hinabgestürzt waren, erhoben sich einfach wieder und griffen erneut an.

Ludgard, der im Turm mitkämpfte ahnte die Ausweglosigkeit voraus, gegen derartige Gegner noch lange standhalten zu können. Er lief zu Hauptmann Finn, der ebenfalls hier oben kämpfte und sich gerade von einem Soldaten eine tiefe Wunde am Arm verbinden ließ, während die Wesen bereits wieder die Seile hinaufkrochen. „Wir können nicht mehr lange widerstehen“, sagte der junge Mann atemlos zu dem Hauptmann der Stadtwache. „Wir müssen die anderen Ortschaften warnen. Gibt es eine Möglichkeit, Boten zu senden?“

„Es existiert eine kleine Ausfalltür auf der Südseite des Walls“, antwortete Finn nickend und verzog vor Schmerz sein Gesicht. „Klettert hinab und sucht Euch zwei der jungen Männer, die unten bei den Barrikaden helfen. Sie sollen über die Felder laufen und die anderen Orte benachrichtigen. Aber überzeugt Euch zuvor, dass keine dieser verfluchten Kreaturen dort draußen lauert. Die jungen Leute dürfen nicht in Gefahr geraten.“

„Sie sind es bereits“, erwiderte Ludgard.

„Ja, Ihr habt Recht. Aber Eure Idee ist gut und vielleicht unsere letzte Möglichkeit. Steigt hinab und weist

die Männer ein ... und rettet auch Euch selbst, denn dies ist doch nicht Euer Dorf.“

Ludgard wollte erneut etwas antworten, doch die Angreifer stürmten bereits wieder durch die Öffnung und der Kampf tobte erneut heftig. Der junge Mann kletterte schnell die Leiter hinab und rief unten angelangt zwei der Jungen herbei. Er erzählte ihnen in aller Eile seinen Auftrag und wies sie an, ihm zu folgen. Sie liefen den Rand des Walls entlang, bis sie tatsächlich an die von Finn beschriebene Tür gelangten. Sie war mit dicken Balken verriegelt und zeigte zum Glück keinerlei Spuren eines Angriffes von außen. Rechts daneben stand eine Stiege aus Holz, die bis an den oberen Rand der Palisaden führte.

Der ehemalige Bergmann stieg langsam empor und lugte vorsichtig über den Rand. Er hoffte nur, nicht im nächsten Moment von einem Pfeil in den Kopf getroffen zu werden, doch es zeigte sich keiner der Angreifer auf dieser Seite des Walls. Ludgard war froh, dass er die beiden jungen Männer ohne derzeitige Gefahr hinauslassen konnte. Er kletterte wieder hinab, öffnete die Ausfalltür und ließ die beiden hindurchschlüpfen. „Eilt euch und warnt alle Menschen, die ihr trifft. Bittet um schnelle Hilfe“, befahl Ludgard ihnen. „Sagt, dass Arnlage angegriffen wird und sich nicht mehr lange halten kann. Und ... wenn ihr nach Eisbruch kommt, so fragt nach einer jungen Frau namens Mylina. Sagt ihr, dass es mir gut geht. Lauft nun los.“

Die beiden jungen Männer nickten nur stumm und rannten dann los, als seien alle Feinde bereits hinter ihnen her. Die Ausfalltür wurde wieder verschlossen und Ludgard eilte zurück zum Nordtor, um wieder bei der Verteidigung der Stadt zu helfen. Er wollte

nicht untreu werden und sich selbst in Sicherheit bringen, wie Finn es ihm geraten hatte. Doch die Hilfe des jungen Mannes kam leider zu spät, wie er bald darauf erfuhr.

Als Ludgard in die Nähe seines Zieles gelangte, kamen ihm bereits einige Menschen entgegen, die er vorhin noch am Tor gesehen hatte. Sie flohen mit entsetzten Gesichtern in alle Richtungen. Schon bald konnte der junge Mann erkennen, weshalb die Leute das taten: Das Tor war von den Angreifern eingenommen worden. Die Besatzung des Turmes lag zum größten Teil mit verrenkten und zertrümmerten Gliedern auf dem Boden und der Rest der noch kämpfenden Männer wurde von den Feinden gestellt und gnadenlos niedergemacht. Die Barrikaden wurden in diesem Moment geräumt, das Tor geöffnet und die übrigen Angreifer hineingelassen. Sie sammelten sich auf dem Platz vor dem Tor und schwärmten dann auf Befehl ihres Anführers aus, um die Stadt endgültig einzunehmen. Arnlage war verloren,

Ludgard stand fassungslos über dies so plötzlich eingetretene Ereignis im Schatten des Walls und duckte sich instinktiv. Er beobachtete die Szene mit einer Mischung aus Furcht und gleichzeitiger Faszination des Grauens. Inzwischen war es dunkel geworden und einige Feuer erhellten den Platz. Aus seinem Versteck heraus beobachtete der junge Mann die Wesen, die am Tor blieben und ihren Sieg nun offenbar genossen. Ludgard war sich der Gefahr, in der er sich befand, durchaus bewusst. Wenn man ihn mit seiner Bewaffnung entdeckte, würde man ihn mit Sicherheit ebenfalls töten – so wie alle Soldaten der Stadtwache. Die Angreifer nahmen ihre Helme ab und zum Vorschein

kamen die Köpfe und Gesichter von Monstren, wie Ludgard erschrocken feststellte. Die Wesen besaßen keine menschlichen Züge, sondern seltsame, vorn spitz zulaufende, haarlose Köpfe mit breiten, zahnbewehrten Mäulern und seltsamen Einkerbungen im hinteren Teil der Häupter, die beinahe wie die Kiemen von Fischen aussahen.

Erschreckend fand der junge Mann vor allem die tief-schwarzen, pupillenlosen Augen, die lediglich die Flammen des Feuers reflektierten, aber ansonsten vollkommen ohne Leben zu sein schienen. Ludgard war entsetzt über diesen Anblick und zog sich noch weiter in den Schatten zurück. Die nackte Angst vor diesen Wesen schnürte ihm den Atem zu. Was waren das für Gestalten und wo kamen sie her? Der junge Mann hatte derartiges noch nie gesehen, aber der Anblick machte ihm klar, dass die Menschen dieser Ortschaft, ja, des ganzen Siebentals verloren waren. Wer sollte und konnte sich einem derartigen Gegner entgegenstellen?

Zitternd und voll panischer Angst, von diesen Wesen mit ihren furchtbaren schwarzen Augen entdeckt zu werden, zog Ludgard sich zurück und suchte nach einer Möglichkeit zur Flucht...

## **Im Angesicht des Feindes**

Dunkel erhoben sich die Bäume des Waldes Ehlum vor den drei Wanderern. Wie alte knorrige Wächter schienen sie auf Torok, Chorenia und Vilian herabzublicken. Lange, faserige Stauden hingen wie Bärte von den Ästen der hohen Kronen herab und wehten im Wind hin und her. Die mächtigen Stämme besaßen tief gefurchte Rinden, die wie die Haut von hundertjährigen Greisen wirkten, obwohl die Bäume natürlich noch weitaus älter waren. Der Weg, welcher sie über die Ebene geführt hatte, setzte sich im Wald schmal und von dichtem Unterholz flankiert fort. Er war jedoch begehbar und frei, als ob jemand ständig den Bewuchs der Sträucher und Bäume zurückschneiden würde.

Die drei Wanderer hatten bei ihrem Eintritt in den Wald den Eindruck, als spürten sie dessen Alter förmlich. Die Geräusche um sie herum klangen irgendwie gedämpft und selbst ihre eigenen Schritte waren kaum zu hören. Je weiter sie hineingelangten, desto seltsamer wurde diese Atmosphäre.

Torok ging voran und versuchte die Dunkelheit mit seinen scharfen Augen zu durchdringen. „Bleibt immer auf dem Weg“, hatte Epigon der Goliant ihnen geraten, und der Boa bekam nun eine Ahnung davon, weshalb ihnen dieser Rat gegeben worden war. Am Abend erreichten sie eine beinahe kreisrunde Lichtung von etwa 50 Schritten Durchmesser, die von hohem, trockenem Gras bewachsen war. Dies war für die Wanderer der ideale Ort für die Nachrast.

Chorenia und Vilian bereiteten das Lager vor, während Torok Holz sammelte und schließlich ein Feuer entzündete, auf dem sie ein paar Wurzeln und ge-

dörertes Fleisch brieten. Bald darauf war es vollkommen dunkel und sie legten sich um das Feuer herum schlafen, wobei immer einer von ihnen Wache hielt. Dieses abwechselnde Ritual hatte Torok absichtlich eingeführt, damit seine beiden Begleiter Verantwortung übernahmen – vor allem an Vilian dachte er dabei hauptsächlich.

Die zweite Wache in dieser Nacht übernahm Chorenia. Torok weckte sie, nickte ihr aufmunternd zu und legte sich dann hin. Der Boa schätzte die junge Frau inzwischen. Ihr Mut und ihr Durchhaltewillen zeigte ihm, dass weit mehr in ihr steckte, als nur eine Bedienstete des Hofes zu sein. Natürlich hatte er längst die Beweggründe der jungen Frau durchschaut und es tat ihm leid, dass ihre Liebe zu Vilian offensichtlich nicht erwidert wurde.

Bald schlief Torok jedoch ein und Chorenia, die ihn in seinen Gedanken beschäftigt hatte, saß dicht am Feuer, das sie ständig schürte. Die tanzenden Flammen waren tröstend und beruhigend in der tiefen, dunklen Nacht dieses Waldes. Nicht viele Geräusche drangen zu der jungen Frau herüber, aber die, welche sie hörte, waren eigenartig und klangen so, als ob man gar nicht wissen wollte, wer sie verursacht hatte. Trotz aller Anspannung und der seltsamen Geräusche wurde sie irgendwann in der Mitte ihrer Wache müde und bemerkte, dass sie ständig zusammensackte. Um sich etwas aufzumuntern erhob sie sich und streckte ihre Glieder.

Plötzlich hielt sie inne, denn sie hörte flüsternde Stimmen, die eigenartig kicherten und aus verschiedenen Richtungen kamen. Chorenia glaubte zunächst sich zu täuschen oder durch ihre Müdigkeit schon Wahnvor-

stellungen zu haben, doch sie hörte die Stimmen erneut und immer deutlicher. Sie klangen wie die Stimmen von Kindern und ... tatsächlich, sie riefen ihren Namen: „Chorenia ..., komm und spiel mit uns“, hörte sie es aus allen Richtungen rufen.

„Was ..., wer?“, flüsterte die junge Frau verwirrt und drehte sich im Kreis.

„Spiel mit uns, bitte“, riefen die Kinderstimmen wieder flehend und irgendwie auch unwiderstehlich.

Es war wie ein Zauber, Chorenia folgte den Stimmen und entfernte sich von dem Feuer hin zu dem Dickicht des Waldes. Sie konnte noch immer niemanden erkennen, hörte nur weiterhin die Stimmen, die sie ermunterten, näher zu kommen. Als sie den Rand der Lichtung erreichte und nur noch der schwache Schein des fernen Feuers ein wenig Licht spendete, konnte sie noch immer nichts erkennen – hörte jedoch Geraschel im Unterholz. „Wo seid ihr?“, fragte sie halblaut in die Dunkelheit.

„Wir sind hier ... überall. Komm, spiel mit uns“, antworteten die Kinderstimmen wieder.

„Ich sehe euch nicht“, sagte Chorenia halb belustigt, halb ängstlich.

„Hier sind wir ... und hier ... und hier auch“, hörte sie es von überall her. Dann sah sie die Verursacher der Stimmen endlich und starrte sie verwundert an. Auf dem Boden, in den Büschen und an den Baumstämmen: Überall sah sie plötzlich kleine mit Gesichtern und kurzen Beinchen versehene ... Äste? Sprechende Äste, die sich bewegen konnten und von denen manche sogar so etwas wie Bärte trugen. Chorenia rieb sich erneut die Augen und glaubte zu träumen, aber die kleinen Gestalten blieben Realität und sie riefen

weiterhin nach ihr. Die junge Frau folgte ihnen schließlich, sie konnte nicht anders. Zu groß war die Verlockung, mit den kleinen, lustig über den Boden eilenden Wesen durch den Wald zu laufen; schließlich wollten sie doch mit ihr spielen. Chorenia verließ die Lichtung und tauchte in den dichten Wald ein...

Als Vilian erwachte, war das Feuer schon weit heruntergebrannt. Verwundert richtete er sich auf und blickte sich um. Einige Schritte weiter lag Torok, die Augen geschlossen und ruhig atmend. Von Chorenia war jedoch keine Spur zu sehen. Vilian fragte sich, wo sie nur stecken mochte? „Vielleicht kommt sie gleich wieder, ihre Wache muss doch bald beendet sein“, dachte er, vom Schlaf noch etwas benommen. Er blieb wach, die junge Frau kehrte jedoch nicht zurück. Ein seltsames Gefühl beschlich ihn und er stand auf. Seltamerweise schlief Torok noch immer tief und fest, obwohl der Boa ansonsten immer den leichtesten Schlaf besaß.

„Irgendetwas stimmt hier nicht“, murmelte Vilian und hob das Bündel mit dem eingewickelten Schwert auf, das er immer dicht neben sich liegen hatte. Zu seiner Verwunderung war es sehr warm und ein leichtes Vibrieren ging davon aus. Vilian wickelte es gespannt aus und erstaunte dann, denn die Klinge des Schwertes glomm wie die Kohlen eines ersterbenden Feuers. Er betrachtete Achtelon staunend und ungläubig und wurde sich schlagartig zweier Dinge bewusst: Die alten Geschichten über die angebliche Magie, die dem Schwert angeblich innewohnen sollte, stimmten – und irgendeine Gefahr lauerte, auf die Achtelon reagierte.

„Was ..., was soll ich tun?“, flüsterte Vilian verwirrt. Als würde ihm die Klinge eine Antwort geben, leuchtete sie stärker oder schwächer, je nachdem, in welche Richtung er sie hielt. Der junge Mann verstand dieses eindeutige Zeichen, doch er zögerte noch. Verunsichert blickte er zu Torok hinüber, der noch immer tief und fest schlief und nichts von all dem mitbekam. Vilian überlegte fieberhaft hin und her. Chorenia war offenbar verschwunden – oder besser gesagt, jemand oder etwas musste sie geholt haben. Das Schwert zeigte ihm die Gefahr und die Richtung an, in der sie zu erwarten war. Doch es zeigte ihm nicht, was er nun zu tun hatte. Torok jetzt zu wecken und ihm das weitere Handeln zu übertragen schien so naheliegend zu sein. Doch er – Vilian – war erwacht und *sein* Schwert reagierte. Vielleicht war dies nun endgültig der Zeitpunkt, um zu beweisen, dass er Mut besaß und etwas wert war. Außerdem erfasste ihn eine tiefe, unbestimmte Sorge um die junge Frau. Sie war noch immer eine Bedienstete für Vilian, aber sie war mutig und zäh, das bewunderte er heimlich schon seit langer Zeit an ihr.

Er hatte sich nun entschieden und folgte dem Zeichen seines Schwertes kurzerhand ebenfalls in das Dickicht des Waldes hinein. Das Leuchten der Klinge war so stark, dass es ihm genügend Licht für den Weg durch den dichten Bewuchs des Unterholzes spendete. Achtelon leitete ihn praktisch durch die alten Bäume hindurch, über einen kleinen Hügel hinweg und dann in eine Senke hinab, in deren Mitte mehrere besonders alte, und mit mächtigen Stämmen versehene Bäume standen. Vilian hörte seltsame Geräusche am Boden des Waldes, so als würden tausend Hände in der Erde

graben. Er packte den Griff seiner Waffe noch fester und schlich vorsichtig weiter. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt, sein Herz pochte wild und kalter Schweiß rann seinen Nacken hinab. Die eigenartigen Grabgeräusche wurden lauter und ein vielfaches Fiepen, wie das einer Horde Ratten, kam hinzu. Plötzlich trat Vilian auf etwas, das schrill aufschrie und schnell wie der Blitz über den Waldboden vor ihm floh.

Erschrocken sprang der junge Mann zurück und blickte nach unten. Der helle Schein des Schwertes beleuchtete eine unglaubliche Szene: Hunderte oder gar Tausende von kleinen Wesen, die wie Äste mit Armen und Gesichtern aussahen, buddelten und gruben am Rand des Wurzelwerkes der hohen Bäume auf einer Fläche von je einer Mannlänge und -Breite den Boden auf. Die lockere Krume bewegte sich dabei wie ein brodelnder Kochtopf. Und noch etwas sah Vilian zu seinem Erschrecken: Einen Arm und ein Bein mit einem Stiefel daran, den der junge Mann sehr gut kannte – es war der Stiefel Chorenias. Beides ragte nur noch ein Stück aus dem Erdreich hervor und versank langsam immer tiefer.

Die seltsamen Geschöpfe auf dem Boden schreckten nur kurz vor Vilian zurück und setzten ihr Werk dann unbeirrt und mit großer Eile fort.

„Nein“, schrie der junge Mann und packte den Stiefel im letzten Moment, bevor er völlig versank. Er zog mit aller Kraft und konnte das Bein wieder ein Stück herausholen. Doch irgendetwas im Boden wollte seine Beute nicht so einfach wieder hergeben. Die kleinen eigenartigen Wesen fingen nun damit an, auch Vilian zu umkreisen und den Boden um ihn herum ebenfalls

aufzuwühlen. Er trat und stampfte nach ihnen, traf auch einige, kam aber gegen ihre große Zahl nicht an. Schon versanken die Füße Vilians bis zu den Knöcheln – ebenso wie das Bein Chorenias. Alle Kraftanstrengung und Widerwehr des jungen Mannes schien nutzlos zu sein. „Nein“, schrie er. „Nein, lasst mich ...“ In seiner ganzen Verzweiflung und Wut hieb er mit dem Schwert nach unten in den Boden und stach es schließlich tief hinein.

Die Waffe vibrierte stark und ein heller Blitz breitete sich weit verästelnd über dem Boden aus, der jedes der kleinen Wesen erfasste und sie alle unter unglaublich lauten und schrillen Schreien in Rauch aufgehen ließ. Der gesamte Waldboden in der Senke erzitterte und die aufgewühlte Erde gab Chorenia frei, die ohne Bewusstsein liegen blieb. Vilian eilte zu ihr hin, beugte sich hinab und horchte an Mund und Brust, ob ihr Atem und Herzschlag noch vorhanden waren. Beides ging flach, war aber zu seiner Erleichterung noch zu spüren – sie lebte.

Im nächsten Moment erhellte Fackelschein die Dunkelheit und jemand kam durch das Unterholz auf Vilian und Chorenia zu. Es war Torok, der mit gezückter Waffe und einem beinahe ängstlichen Gesichtsausdruck nach seinen beiden Gefährten suchte. Die Erleichterung, sie endlich gefunden zu haben, war ihm deutlich anzusehen. Ohne eine Erklärung abzuwarten, kniete er sich neben die junge Frau nieder und untersuchte sie. Dann drehte er sie schnell auf den Bauch und schlug mit der flachen Hand mehrmals kräftig auf ihren Rücken.

Chorenia begann plötzlich zu husten und spuckte einen beträchtlichen Haufen Erde aus. Das ging einige

Minuten so, dann konnte sie endlich wieder tief nach Luft schnappen und erholte sich langsam. Nach einiger Zeit erhob sie sich und blickte sich dann verwirrt um.

„Was ist geschehen?“, fragte Torok erst jetzt.

Vilian berichtete ihm in knappen Worten seine Suche nach Chorenia und die Begebenheit mit den seltsamen kleinen Wesen. Dabei verschwieg er jedoch die Reaktion des Schwertes, die er angesichts des nun wieder völlig unscheinbaren Aussehens der Klinge selbst kaum noch glauben konnte.

Torok sah sich daraufhin genauer um und hob schließlich den rauchenden Überrest eines der Wesen auf. Er betrachtete dieses mysteriöse Etwas von allen Seiten. Es sah aus wie ein verkohlter Ast, der durch Zufall die Form eines verschrumpelten Gesichtes besaß. „Ein Al-raun“, bemerkte er in einer Mischung aus Ekel und Faszination.

„Ich ..., ich hörte Stimmen – wie die von Kindern. Es war, als ich am Feuer saß. Sie riefen mich, riefen meinen Namen ..., danach kann ich mich an nichts mehr erinnern“, erzählte Chorenia stockend.

„Es heißt, sie locken einen tief in den Wald, betören ihre Opfer und graben sie dann bei den Wurzeln alter Bäume ein, um diesen zur Nahrung zu dienen“, stellte Torok trocken fest und die junge Frau erschauerte bei diesen Worten.

„Du hast mich gerettet, Vilian“, hauchte sie und schlug ihre Augen nieder. „Danke“, bekam sie noch heraus und schluckte.

„Hm ... ja, schon gut“, murmelte Vilian beinahe verlegen und blickte zu Boden.

„Wie hast du sie gefunden? Ich selbst habe so tief geschlafen, dass ich ihr Verschwinden seltsamerweise überhaupt nicht bemerkte“, wollte Torok von dem jungen Mann wissen.

„Ich weiß es nicht, ich wurde wach und bin dann am Ende der Lichtung in den Wald gegangen“, antwortete Vilian ausweichend.

„Ohne Licht?“, fragte der Boa zweifelnd.

„Äh ..., es war ... das Schwert. Es hat geleuchtet und mir so den Weg gewiesen“, erklärte der junge Mann – diesmal mit deutlicher Verlegenheit in der Stimme.

„Achtelon hat geleuchtet und dir den Weg gewiesen?“

„Ja, so ist es wirklich gewesen.“

„Das Schwert akzeptiert dich also“, stellte Torok nachdenklich fest. „Das ist erstaunlich, nachdem du es dir einfach genommen hast.“

„Ich bin ein Tauris“, antwortete Vilian nicht ohne einen gewissen Stolz, der diesmal jedoch nicht überheblich klang.

„Ja, das bist du“, nickte Torok. „Doch trotz der glücklichen Wende dieses unerwarteten und seltsamen Vorkommens sollten wir nicht mehr länger als notwendig hier im Wald verbleiben.“

„Was schlägst du vor?“, wollte Vilian wissen.

„Wir brechen noch heute Nacht auf und gehen so lange weiter, bis wir aus dem Wald herauskommen und das Tal des Zweikopfes erreichen.“

Die drei Wanderer kehrten also mit dem Licht von Toroks Fackel unbehelligt zur Lichtung zurück und räumten ihr Lager. Chorenia war noch immer etwas benommen und musste gestützt werden, erholte sich dann jedoch ziemlich schnell, so dass sie bei ihrem Aufbruch allein gehen konnte.

Der Tag dämmerte bereits, als sie sich auf den Weg machten und schon nach einer weiteren Stunde Fußmarsch wurde es richtig hell, da der Wald nicht mehr so dicht bewachsen war. Am Mittag kamen sie an den Rand des Waldes, der sich parallel oberhalb einer schmalen Landtrasse entlang zog. Dieser Einschnitt war ein Seitenarm des Zweikopftals, den die Wanderer nun beschritten und dessen Verlauf sie in Richtung der Berge folgten. Jetzt, da sie keine Baumwipfel mehr über sich hatten, konnten sie den Himmel betrachten, der an diesem Tag eigentlich klar und wolkenlos war. Doch über der doppelten Spitze des Berges, der ihr Ziel war, zogen sich eigenartige, sehr finstere Wolken zusammen.

Chorenia, Torok und Vilian befanden sich nun an der Stelle, an welcher der schmale Landeinschnitt in das eigentliche Zweikopftal mündete und der Wald endgültig endete. Die südöstliche Seite des Berges, vor der sie standen, stieg steil an, während der Zweikopf vom Osten her mit einer natürlichen Rampe versehen war, die gut zu besteigen zu sein schien. Davor zog sich das Tal am Fuß des Berges vorbei in den Westen bis hinunter zum Fluss Ehbras.

Große Vogelschwärme, die den Eindruck machten, als würden sie vor den dunklen Wolken fliehen, kamen den Wanderern entgegen und flogen über sie hinweg. Die Gefährten blieben lange stehen und beobachteten das seltsame Schauspiel der immer dichter und dunkler werdenden Wolkenfront über der doppelten Bergspitze.

„Dort oben liegt unser Ziel“, bemerkte Torok nach einiger Zeit.

„Sehr einladend“, erwiderte Vilian sarkastisch.

„Um hinaufzugelangen, sollten wir die östliche Seite des Berges wählen, wo die bewaldete Rampe nach oben führt“, schlug der Boa dennoch vor. „Allerdings werden wir die Nacht nutzen und ich werde zuvor einige Erkundungen machen. Die dichten Bäume scheinen mir geeignet, um dort die Dunkelheit abzuwarten.“

„Wieder eine Nacht im Wald“, sagte Chorenia mit belegter Stimme. Ihr Widerwille und die Erinnerung an die vergangene Nacht waren ihr deutlich ins Gesicht geschrieben. Dennoch brachen die drei Wanderer bald wieder auf und schritten langsam und vorsichtig in die Talsenke hinab. Sie benutzten Bäume und hohe Sträucher als Deckung. Torok führte sie sehr umsichtig und vermied möglichst jede freie Fläche, auf der sie hätten auffallen können. Zu seiner Zufriedenheit gelangten sie ohne Zwischenfall auf die andere Seite des Tals und wieder in dicht bewaldetes Gebiet, das ihnen Schutz vor jedem feindlichen Auge bot.

Inzwischen wuchs die finstere Wolkenmasse stetig an und verdunkelte bereits einen großen Teil des Himmels über dem Siebentalgebirge. Der Boa blickte skeptisch empor und verspürte dabei eine aufziehende Gefahr in einer so intensiven Form, wie er es bisher nur sehr selten in seinem Leben erlebt hatte. Noch sagte er nichts zu seinen beiden Gefährten aber er war sich inzwischen sicher, dass etwas äußerst Böses von diesem Ort hier ausging – der Ort, zu dem er Vilian eigentlich bringen sollte.

Sie lagerten in einer von dichtem Unterholz umgebenen Stelle, die sich etwas abseits des Pfades befand, welcher den Berg hinaufzuführen schien. Torok vermied es, ein Feuer zu entzünden und verbot es auch

Chorenia und Vilian. Er wies sie an, sich so leise wie möglich zu verhalten, gab ihnen noch einige Ratschläge und machte sich dann auf den Weg, um den Berg auszukundschaften.

Der Boa schlich sich am Rand des Pfades entlang, der ganz offensichtlich regelmäßig genutzt wurde, wie frische Spuren ihm verrieten. Der Weg führte bergauf, stieg aber relativ sanft an, so dass er gut zu begehen war. Zu Toroks Missmut verschwand die schützende Vegetation nach und nach, je höher er kam. Allerdings lag das nicht an der Höhe des Berges, sondern schien viel eher eine unnatürliche Ursache zu haben. Bäume und Sträucher waren gefällt, herausgerissen oder nur noch als halbe Stümpfe vorhanden. Die Erde war aufgewühlt und morastig, alles Leben schien aus diesem ehemaligen Waldstück verschwunden zu sein. Ein eigenartiger Dunst hing zudem in der Luft und raubte dem Boa fast den Atem.

Zwischen diesen Nebelschwaden tauchten plötzlich die undeutlichen Umrisse von Mauern und verfallenen Türmen auf. Torok duckte sich und schlich sich abseits des Weges an den Baumstümpfen entlang, bis er unterhalb der Wehrmauer auf der nordöstlichen Seite der ehemaligen Burg angelangte. Die Ruine erhob sich zwischen den beiden steil aufragenden Gipfeln. Nur noch jeweils ein halbes Feld breit Platz lag zwischen den Außenmauern und den Felswänden, was in früherer Zeit sicher mal ein Vorteil für die Sicherheit der Burg gewesen war. Doch das war lange her und nun schien das Böse sich in den Resten des einst stolzen Bauwerkes eingenistet zu haben.

Der feinsinnige Boa verspürte ein großes Unbehagen in der Nähe der Mauern. Dies jedoch nicht aus Angst

vor Gefahr, die er bereits oft bestanden hatte – es war diese unbestimmte Bosheit, die überall zu herrschen schien. Alles in Torok sträubte sich weiterzugehen, dennoch zwang er sich und schritt weiter vorsichtig an der Wehrmauer entlang. Er suchte nach einer Möglichkeit, in den Innenhof der Ruine blicken zu können. Er fand diese Lücke jedoch nicht und gelangte schließlich auf die südwestliche Seite der Mauer, die hier direkt an einer steilen Klippe des Berges endete. Torok blickte hinab in das Tal des Ehbras und folgte mit seinen Augen dem Lauf des Flusses in die Ferne. Dann ging er vorsichtig näher an den steilen Abgrund heran, hockte sich hin und sah hinab.

Zu seinem Erstaunen entdeckte er dort unten in vielleicht 150 Mannlängen Tiefe eine große Anzahl von Menschen, die sehr beschäftigt zu sein schienen. Als der Boa die Szene genauer betrachtete bemerkte er, dass diese Menschen an einem Schacht arbeiteten, der in den Berg hineinführte. Große Mengen Gestein wurden hinausgeschafft und auf Halden neben dem Eingang geschüttet. Zumeist waren es Männer, die dort unten arbeiteten, aber es befanden sich auch einige Frauen und Kinder darunter, die genauso hart schufteten. Sie schienen diese Arbeit jedoch offensichtlich nicht freiwillig zu tun, denn überall um sie herum standen bewaffnete und in Rüstungen steckende Krieger, die sie durch Rufe und gelegentlich auch mit langen Lederpeitschen antrieben.

Torok zählte auf die Schnelle etwa 20 dieser selbst aus großer Entfernung seltsam aussehenden Krieger. Ihre gute Bewaffnung und die Rüstungen machten deutlich, dass es sich nicht um eine Räuberbande handelte,

welche die Menschen hier ausbeutete, sondern dass mehr dahinterstecken musste.

Plötzlich erweckte eine neue Szenerie die Aufmerksamkeit des heimlichen Beobachters auf dem Berg. Eine größere Zahl von Menschen kam aus dem Schacht heraus und versammelte sich unter den Augen der Wächter davor. Mehrere Männer beschäftigten sich kurz darauf mit etwas auf dem Boden – Torok konnte nicht erkennen, was es war. Jemand holte dann eine brennende Fackel und entzündete damit eine rauchende und funkensprühende Spur, die sich in rasender Geschwindigkeit dem Eingang des Schachtes näherte und schließlich darin verschwand.

Unbemerkt von den Menschen, die alle abwartend in den Schacht hineinstarrten, entfernten sich die Wächter plötzlich aus dem Blickfeld Toroks und kehrten auch nicht wieder. Gebannt sah der Boa weiter dem seltsamen Geschehen unter ihm zu. Nach einem längeren Moment der Ruhe erfolgte plötzlich ein gewaltiger Donnerschlag aus dem Inneren des Berges. Eine mächtige schwarze Wolke wurde regelrecht aus dem Schacht ausgespien und wuchs wie ein Pilz in den Himmel. Es folgte ein unheimliches Grollen, das den gesamten Berg dermaßen erzittern ließ, dass einzelne Gesteinsbrocken von den Hängen des doppelten Gipfels hinabstürzten.

Torok suchte Halt am Rand der Klippe, bis das Beben des Berges endlich wieder nachließ. Das Grollen verstärkte sich jedoch kurz darauf wieder und schwoll zu einem andauernden, dumpf rauschenden Ton an, der weiteres Unheil verkündete. Der Boa blickte wieder hinab und sah die Menschen noch immer vor dem Eingang des Schachtes stehen. Sie schienen wie erstarrt zu

sein und nicht zu wissen, was nun geschah und dass sie sich in großer Gefahr befanden.

Plötzlich kam ein Schrei des Entsetzens aus allen Kehlen gleichzeitig. Bruchteile eines Augenblickes später schoss eine gewaltige Wassermasse aus dem Berg heraus und riss alle und alles mit sich. Das Wasser bahnte sich erbarmungslos seinen Weg, schwemmte Geröll und Aufbauten des Schachtes wie Spielzeug den Fuß des Berges hinab und erreichte schließlich den Ehbras, mit dessen Fluten sich der Wasserschwall aus dem Berg vereinte. Dabei hatte sich der tosende Strom ein eigenes Bett vom Berg bis zum Fluss gegraben, welches nun wie ein neuer Seitenarm bis in den Schacht hineinführte. Fast schien es, als steckte Absicht dahinter, obwohl der Boa sich fragte, wer Interesse daran hatte, die Schleusen des Berges zu öffnen, nur um eine Verbindung zum Fluss herzustellen?

Torok wurde urplötzlich aus seinen Gedanken gerissen, als erneut ein lautes Geräusch aus dem Berg erschall. Diesmal war es jedoch kein Grollen oder Rauschen des Wassers, sondern ein langgezogenes, dröhnendes Hornsignal, das sich anhörte, als würde ein Drache seine ganze Wut hinausbrüllen. Dieses Signal wiederholte sich noch etliche Male und wurde dabei deutlich lauter – so als näherte sich der Verursacher dem Ausgang des Schachtes. Der Boa blickte gebannt auf den nun halb im Wasser liegenden Ausgang. Was er kurz darauf zu sehen bekam, verschlug selbst dem erfahrenen Krieger den Atem.

Tatsächlich schien zunächst ein Drache aus dem ehemaligen Bergwerk zu kriechen, denn ein furchtbar hässlicher Kopf mit einem riesigen Maul und spitzen Zähnen schob sich langsam aus dem Schacht heraus.

Doch danach folgte kein geschuppter Tierkörper, sondern der Rumpf eines Schiffes, wie Torok erstaunt feststellte. Der Drachenkopf war lediglich die Galionsfigur am oberen Kiel. Das Schiff besaß ansonsten jedoch eine mehr als seltsame Bauform. Der etwa 35 Mannlängen große Rumpf war schlank und aus mit Pech bestrichenem Holz gefertigt. Es fehlten allerdings zu Toroks Verwunderung vollständig die üblichen Aufbauten eines Schiffes, wie Masten, Takelage und Segel.

Stattdessen gab es vom Kiel bis zum Heck nur einige seltsame Erhöhungen in der Mitte des Decks, die wie Einstiegsluken aussahen. Am hinteren Teil des Schiffes befand sich ein doppeltes Ruder und ein weiteres seltsames Bauteil, das Torok an das Flügelrad einer Windmühle erinnerte, welches das Wasser durchpflügte und das Schiff damit offensichtlich antrieb. Dieses seltsame Gefährt glitt langsam aus der Öffnung des Berges heraus, fuhr das neugeschaffene Flussbett bis zum Ehbras hinab, wo es plötzlich unter lautem Zischen und Gurgeln in den Fluten versank, als hätte jemand ein riesiges Loch in den Rumpf geschlagen.

Noch ehe Torok dazu kam, sich von seiner Verwunderung zu erholen, folgte ein zweites, baugleiches Schiff und tat es dem ersten seiner Art auf die gleiche Weise nach. Noch weitere derartige Gefährte folgten und versanken nach und nach unten im Fluss. Nur die dunklen, sich unter Wasser fortbewegenden Schatten zeigten dem noch immer staunenden Boa, dass die Schiffe nicht etwa verloren waren, sondern tatsächlich absichtlich tauchten – und dabei offensichtlich vollkommen intakt blieben.

Durch dieses eigenartige Schauspiel vollkommen abgelenkt, bemerkte der ansonsten sehr scharfsinnige Krieger nicht die zwei Gestalten, die sich ihm von hinten näherten. Erst als sie dicht an ihn herangekommen waren, wirbelte er herum, doch leider schon zu spät. Torok sah sich mit zwei Armbrüsten konfrontiert, deren Pfeile direkt auf ihn zielten. Die dazugehörigen Waffenbesitzer waren die gleichen, welche der Boa vorhin als Wachen unten am Schacht beobachtet hatte. So dicht vor ihm stehend konnte er eindeutig erkennen, dass es sich nicht um Menschen handelte. Er konnte diese zwei Wesen jedoch überhaupt nicht einordnen. Sie besaßen etwa seine Größe, waren vollständig in Rüstungen gekleidet und trugen Helme mit einer sehr eigenartigen vorn spitz zulaufenden Form. Durch die seitlich angebrachten Sehschlitze blickten ihn schwarze, pupillen- und irgendwie auch seelenlose Augen an.

Wortlos und nur durch entsprechende Gesten deuteten sie ihm an, dass er ihnen zu folgen hatte. Der kampferprobte Boa sah im Moment keine Chance, sich zu widersetzen und ließ sich deshalb mitführen, wobei die beiden Krieger ihn in ihre Mitte nahmen. Sie führten ihn um die alte Mauer herum durch ein eisenbeschlagenes Tor in die Burgruine hinein.

Eines der noch halbwegs intakten Gebäude war eine Audienzhalle der ehemaligen Fürstenburg. Auch der sich dahinter erhebende Turm schien noch standfest zu sein. Auffällig war, dass sämtlichen Fensteröffnungen der Gebäude mit schwarzen Tüchern verhängt waren. Der gesamte Platz des Innenhofes war voller hektisch hin und hereilenden Gestalten von derselben Art, wie die beiden Wächter Toroks. Alle waren gut

bewaffnet und gerüstet. Der Boa ahnte, dass sich in dieser Burgruine noch weitaus mehr verbarg, als man im Moment sehen konnte. Eine ganze Armee dieser Wesen sammelte sich hier – und wenn Torok seine Beobachtungen von vorhin hinzuzog, dann kam er zu dem Schluss, dass ein Angriff vorbereitet wurde. Doch ein Angriff oder Krieg gegen wen? Und wer führte diesen Krieg dann aus welchem Grund?

Unsanft wurde er vorangetrieben und so aus seinen Gedanken gerissen. Offenbar war die alte Audienzhalle das Ziel seiner beiden Wächter. Sie trieben ihn durch den Eingang hindurch und schoben ihn mit ihren Waffen immer tiefer in den Saal hinein, in dem eine so dermaßen tiefe Finsternis herrschte, dass nicht einmal die scharfen Augen Toroks etwas erkennen konnte. Diese Finsternis war regelrecht greifbar und schien nicht nur von den schwarzen Tüchern vor den Fenstern herzurühren. Auch alle anderen Sinne des Boas waren wie betäubt. Wie aus weiter Ferne hörte er einen der beiden Wächter etwas in einer seltsam kehligten Sprache rufen, dann war es vollkommen still ...

Plötzlich tauchten zwei glühend rote und pulsierende Punkte aus der unerklärlichen Finsternis auf und näherten sich Torok. Sie wurden größer und dabei immer bedrohlicher. Niemals zuvor hatte der Boa Angst vor einem Gegner verspürt, doch nun schnürte es ihm regelrecht die Kehle zu. Die glühenden Punkte waren Teil eines zum Wesen gewordenen Schreckens, welcher Torok nun umkreiste wie ein Raubtier, das nur nach einer geeigneten Stelle sucht, um seine Beute zu packen. Diese roten, pulsierenden Augen waren so

durchdringend, dass der Boa meinte, nichts von seinem Inneren vor ihnen verbergen zu können.

„Interessant, ein schwarzer Alve ..., ein Boa“, flüsterte plötzlich eine heiser krächzende Stimme. Die glühenden Augen kamen noch ein Stück näher. „Was macht ein Bewohner aus dem fernen Aschtia hier im Siebental?“, fragte die Stimme und bewies damit, dass ihr Besitzer gewisse Kenntnisse besaß. Sie klang nun betont freundlich, doch ein bedrohlicher Unterton schwang bei jedem Wort mit.

Torok antwortete nicht, sondern versuchte, seine Furcht in den Griff zu bekommen und die Beherrschung über sich wiederzuerlangen.

„Du hast Angst vor mir - ja, Angst, die du ansonsten nicht kennst. Ich kann sie an dir spüren und riechen, schwarzer Alve“, fuhr die unheimliche Stimme fort. „Was tust du hier? Bist du ein Spion? Haben dich die Menschen ausgesandt, weil sie meine wiederkehrende Macht fürchten? Bist du gar ein Büttel Tharons? Dieses Nest. Ich werde es ausrotten und für immer dem Erdboden gleichmachen.“

Bei diesen letzten Worten sprühten die glühenden Augen regelrecht vor Hass und die tiefe Finsternis schien sich noch zu vergrößern und alles einzunehmen. Torok war noch immer um sein inneres Gleichgewicht bemüht und er entsetzte sich über die Worte und den gleichzeitigen Scharfsinn dieses Wesens, das ihn hier in seinem Bann hielt. Noch wusste der Boa nicht, womit er es zu tun hatte, aber er ahnte Böses.

Die Augen kamen wieder näher an ihn heran und wurden dabei riesengroß, als wollten sie ihn verschlingen. „Du antwortest nicht“, zischte die Stimme, wobei ein fast vergnüglicher Ton mitschwang. „Nun, meine

Diener werden dich schon zum Reden bringen. Sie haben Methoden, bei denen du dir wünschst, noch viel mehr erzählen zu können, Boa.“

Torok erhielt endlich wieder die Macht über seinen Körper zurück – oder sie wurde ihm von dem Wesen gewährt. Sein Blick wanderte zu den glühenden Augen neben ihm und hefteten sich an ihnen fest. Es war ein stummer Kampf zwischen den weiß leuchtenden Augen des Boa und der roten Glut des Bösen, dem er gegenüberstand. Er zwang sich, seine Gedanken zu kontrollieren, nichts von dem preiszugeben, was er wirklich dachte.

Ein scharfer Zischlaut des Wesens durchbrach die Stille und wie aus dem Nichts erschienen die beiden Wächter wieder, packten Torok an den Armen und zerrten ihn mit sich. Eine Tür wurde aufgerissen und der Lichtschein zweier Fackeln durchbrach die Dunkelheit. Eine sich windende Treppe führte durch einen felsigen Flur hinab in die Tiefe. Die beiden Wächter stießen den Boa durch die Türöffnung auf die Treppe zu und zwangen ihn dann, die Stufen hinabzusteigen. Die Wendeltreppe schien endlos in die Tiefe zu führen, Torok hörte irgendwann auf, die Windungen zu zählen. Dennoch gelangten sie schließlich am Fuß der Treppe in einen röhrenförmigen Gang, dessen gewölbte Decke so niedrig war, dass sowohl der Boa, als auch seine beiden Wächter nur gebückt hindurchgehen konnten.

Eine mit Eisen beschlagene Tür wartete am Ende des Ganges und wurde von einem der beiden Krieger geöffnet. Er ging voran und Torok musste folgen, während der zweite Wächter dicht hinter ihm blieb. Hinter der Tür folgte eine weitere steile Treppe, die sie hinab-

steigen mussten. Torok betrat diese Treppe und damit gleichzeitig eine riesige Berghöhle mit einem Durchmesser von mindestens 250 Mannlängen, wie der Boa auf den ersten Blick schätzte. Doch nicht die Größe dieser Höhle erstaunte ihn, sondern das, was sich darin abspielte.

Vor ihm erstreckte sich ein unterirdischer See, welcher auf der Seite mit der Treppe von einem schmalen Uferstreifen gesäumt wurde. Etwa in der Mitte der gegenüberliegenden Seite klaffte ein Loch in der Felswand, durch welches noch immer große Mengen Wasser abflossen. Dies konnte also nur der Schacht sein, durch den die gewaltigen Fontänen hindurchgebrochen und sich den Weg hinab zum Fluss gegraben hatten. Der Wasserstand dieses Sees war zuvor demnach weitaus höher gewesen und so hatten sich die Fluten durch den Schacht und den großen Druck ihren Weg nach außen gebahnt – und zwar gewollt, wie Torok nun wusste.

Interessant für ihn war auch die Ansammlung der Schiffe, die auf dem See schwammen und eins nach dem anderen dem Höhlenausgang entgegenfuhr. Einige lagen noch an einer Anlegestelle nahe dem Ausgang. Dort sammelten sich auch noch immer viele Krieger und bestiegen die noch wartenden Schiffe. An einer anderen Stelle des Kais stand eine Gruppe von besonders großen Exemplaren dieser Wesen und sprang nach und nach ins Wasser, um die Schiffe dann mit unglaublich schnellen und geschickten Schwimmbewegungen zu begleiten.

Dies alles geschah in wenigen Augenblicken, in denen der Boa und seine Wächter die Höhle betreten hatten. Die Gedanken Toroks kreisten um den Sinn dieser

Heerschau kriegerischer Wesen und Gefährte und die Worte des Finsteren, dem er eben noch ausgeliefert gewesen war, fielen ihm wieder ein: „Ich werde Tharon ausrotten und es für immer dem Erdboden gleichmachen.“ War dies die Armee, mit der das geschehen sollte? Wenn ja, dann war die große weiße Stadt in Gefahr, denn einen Angriff dieser Art erwartete Tharon, welches am Fluss Ihreas lag, mit Sicherheit nicht.

Seine Gedanken wurden jäh unterbrochen, als seine Wächter ihn plötzlich zum Anhalten zwangen. Linker Hand befand sich ein Gitter in der Felswand des Uferandes, welches vom Boden aus etwa bis zur Hüfthöhe reichte und offenbar eine Art Verlies dahinter barg. Einer der beiden Wächter machte sich an einer Kette zu schaffen und zog damit das Gitter etwas in die Höhe. Dann machten die beiden Wesen ihm unmissverständlich klar, dass er dort hineinzukriechen habe.

Der Boa bückte sich zögerlich und kletterte vorsichtig in die Öffnung hinein. Ein unerwarteter Stoß in seinen Rücken bewirkte, dass er gänzlich in das Verlies hineinfiel – und zwar in ein sehr kaltes und nasses. Das Gitter fiel hinter ihm wieder runter und Torok stand bis zur Hüfte im Wasser. Sein Gefängnis war ein durch die Felswand des Ufers abgetrennter Teil des Sees, wie es schien. Und es war recht groß, wie er bemerkte, als sich seine Augen an die tiefere, als in der Höhle herrschende Dunkelheit gewöhnt hatten. Zudem stellte er fest, dass er keinesfalls allein hier drinnen war. Im hinteren Teil des Verlieses ragte ein kleines Felsstück wie eine Insel aus dem Wasser. Es war kaum größer als der Rücken eines Pferdes, aber belegt von zwei Gestalten, die mit ihren Oberkörpern auf dem Felsen lagen, während ihre Beine im kalten

Wasser standen. Einer der beiden Männer konnte sich noch aufrecht halten, der andere lag zitternd und stöhnend auf dem nackten Stein und versuchte sich mit letzter Kraft, daran festzukrallen, um nicht abzurutschen.

Derjenige von beiden, der noch halbwegs bei Kräften war, schien beim Anblick Toroks zwischen Furcht und Feindseligkeit zu schwanken. Er starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an und rief ihm mit krächzender Stimme zu: „Glaub nur nicht, dass du hier Platz findest. Du hast kein Recht, uns zu vertreiben.“

„Ich will euch den Platz auch nicht streitig machen“, beruhigte Torok ihn. „Wie lange seid ihr beide schon hier?“, fragte er, während er sich den Männern langsam näherte.

„Bleib stehen“, blaffte der andere Gefangene Torok an. „Glaube ja nicht, dass ich dich nicht durchschaue. Du willst dir nur mein Vertrauen erschleichen und dann schlägst du zu, du ... Was bist du eigentlich?“

„Ich bin ein Krieger aus dem Volk der Boa. Mein Name ist Torok.“

„Boa? Ich habe noch nie davon gehört. Ein Krieger, sagst du? Krieger könnten wir hier in der Tat gebrauchen – aber solche, die sich nicht gleich fangen lassen“, stellte der Mann lachend fest und bekam daraufhin einen furchtbaren Hustenanfall, der ihn beinahe ersticken ließ.

„Wie lange seid ihr schon hier?“, wiederholte Torok seine Frage.

„Ich ..., ich weiß es nicht so genau. Die Tage hier unten sind genauso dunkel, wie die Nächte. Vielleicht sieben oder acht Tage in dieser verfluchten Kälte. Nie ... nie-

mand hält das lange aus“, stöhnte der andere Gefangene stockend.

„Was ist genau geschehen?“, wollte der Boa wissen. „Sie waren plötzlich da, kamen schwer bewaffnet zu uns und nahmen die Dörfer im Sturm ein. Zuerst griffen sie Arnlage an, dann die anderen Ortschaften. Wir konnten ihnen nichts entgegensetzen“, berichtete der andere Mann niedergeschlagen. „Sie töteten fast alle Alten und Schwachen, die anderen zwangen sie zur Arbeit in diesem verfluchten Schacht. Einige von uns leisteten Widerstand, so wie ich, doch den zerbrachen sie ziemlich schnell.“

„Wie ist dein Name?“

„Olof ..., Olof aus Nordburg. Dies hier ist Urus, er kommt ebenfalls aus meinem Dorf, aber ich fürchte, er wird ...“, ließ der andere Mann den Satz unvollendet, während er auf seinen Mitgefangenen blickte.

„Er ist tot“, stellte Torok leise fest.

„Diese verdammten Bestien haben ihn umgebracht“, zischte Olof mit geballter Faust. Allein diese Anstrengung bewirkte bei ihm wieder einen Hustenanfall. Torok wusste insgeheim, dass auch dieser Mann nicht mehr lange am Leben bleiben würde. Die Kälte des Wassers brachte jeden um, der ihr länger ausgesetzt war. Aus diesem Grund musste er unbedingt etwas unternehmen, denn der Boa hatte nicht vor, in einem nassen Verlies zu krepieren. Um sich überhaupt wieder zu bewegen, schritt er nun durch das Wasser und untersuchte das übrige Gefängnis, wobei er nach Schwachstellen suchte. Direkt nebenan gab es offenbar einen weiteren Raum, der von jenem, in dem er sich nun befand, ebenfalls durch ein Gitter getrennt war.

Torok lehnte sich an die Stäbe und versuchte die Dunkelheit mit seinen Blicken zu durchdringen.

„Vorsicht, geh nicht zu nah ...“, warnte Olof ihn gerade, als plötzlich jemand oder etwas aus dem dunklen Wasser des benachbarten Verlieses emporschoß. Ein spitz zulaufender Schädel mit schwarzen, toten Augen und einem riesigen Maul, welches mit gewaltigen Zähnen bewehrt war, schnappte nach dem Boa. Reflexartig sprang Torok zurück und entkam dem Maul des Wesens, das ihn angriff um Haaresbreite. Ein seltsames Fauchen kam aus diesem Maul, das sich für einen Moment an den Gitterstäben festbiss und dann wieder im Wasser verschwand. Ungläubig starrte Torok auf die Stelle und blieb für einen Augenblick wie gebannt stehen. Doch dann bekam er sich wieder unter Kontrolle. „Was war denn das?“, fragte er kopfschüttelnd.

„Das war einer von ihnen ... von diesen Wesen. So sehen sie ohne ihre Rüstungen aus. Erschreckend, nicht wahr? Dieser da scheint dem Wahnsinn verfallen zu sein, deshalb sperren sie ihn ein. Es sind böartige Geschöpfe, aber der dort ist am schlimmsten“, erklärte Olof mit zitternder Stimme.

„Sie können auch im Wasser leben“, murmelte Torok. „Ja, es scheint ihr Hauptelement zu sein. Sie sind wie die großen Raubfische im Meer des Westes, die es dort geben soll. Die Götter allein wissen, welche finstere Magie ihnen das unnatürliche Leben geschenkt hat. Hinter all dem steckt dieser Meister Wengard. Er hat diese Brut erschaffen.“

Torok horchte auf. „Weißt du noch mehr darüber?“, fragte er.

„Nur so viel, dass sie ihn als ihren Herrn betrachten ... und dass es furchtbar viele sind“, antwortete Olof. „Sie haben irgendeinen Plan. Es geht etwas vor, aber ich weiß nicht, was es ist“, flüsterte er heiser. „Aber ich weiß es jetzt – und ich muss es irgendwie verhindern“, sagte Torok düster und stemmte seine Fäuste gegen die niedrige Felsendecke des Verlieses ...

## **Der finstere Herrscher**

Seine Macht wuchs von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde gar, wie es schien. Es war ein hohes Gefühl und er genoss es schweigend in der Finsternis, mit der er sich stets umgab, um seine wahre Gestalt zu verbergen. Er verbreitete wieder Angst – oh ja, sie alle fürchteten ihn. Und die, welche ihn noch nicht fürchteten, weil sie nichts von ihm wussten, die würden bald lernen, ihn zu fürchten und sich gänzlich zu unterwerfen. Seine erste Armee war bereits ausgerückt, welche ein Triumph für ihn. Er, der über zwei Jahrhunderte in erbarmungsloser Ohnmacht geschmachtet hatte, war nun erneut aufgestanden um die Welt zu erobern ... und diesmal würde er nicht dieselben Fehler wie damals machen.

Eins seiner Geschöpfe – seiner neuen, von ihm erschaffenen Rasse – erbat in tiefer Ehrfurcht, nähertreten zu dürfen. Eine Nachricht sei gekommen. Er gewährte seinem Diener den Eintritt und sein Geschöpf trat langsam und vorsichtig mit gesenktem Haupt näher. Der Cacarradoide trug keine Rüstung, so dass man seinen mit feinen Schuppen bedeckten Körper im Licht der kleinen Lampe, die er bei sich trug, betrachten konnte. Seine äußerst kräftigen Gliedmaßen waren menschlich. Er bewegte sich auf zwei Beinen und besaß alle Extremitäten, wie sie auch Menschen besaßen. Doch zwischen seinen Fingern und Zehen wuchsen Schwimmhäute.

Eine dreieckige Rückenflosse ragte dunkel schimmernd hervor und verhalf diesem Wesen Stabilität in seinem eigentlichen Element: Dem Wasser. Der Kopf besaß eine beinahe dreieckige Form mit einem Maul an der Unterseite, dessen spitze Zähne in mehreren

Reihen hintereinander wuchsen. Auffällig und beängstigend waren auch die tiefschwarzen Augen, die keine Pupillen besaßen aber den Tod für jeden versprachen, der in sie hineinblickte.

Er fürchtete dieses Wesen jedoch nicht, sondern bewunderte dessen Schönheit, die ihm als Schöpfer gelungen war. Das Blut stammte von den großen Raubfischen aus den Tiefen der See des Westens. Er hatte seine wiedererwachte, finstere Seele in einen Fischer fahren lassen und war dann auf die große Reise zu den unbekanntem Fluten weit jenseits der Küste aufgebrochen. An den Hängen der Landmasse, die noch niemand kannte – dort wo es steil in unsagbare Tiefen hinabging, hatte er sie schließlich gefunden. Ihre gewaltigen Körper glitten wie Geister durch das Wasser und ihre Kraft war ebenso ungeheuerlich, wie ihre Angriffslust.

Doch er hatte ihnen ihr Blut abgerungen, dafür durften sie sich am Leib des Fischers laben, den er nicht mehr brauchte. Schließlich war er zurückgekehrt, hatte sich einen geeigneten Körper gesucht und so seine neuen Geschöpfe in der Verborgenheit dieses Berges erschaffen, die ihm endlich die künftige Herrschaft über alle Völker erkämpfen würden.

Wie erbärmlich waren doch all die anderen Wesen dieser Welt dagegen? Vor allem die Menschen – diese schwachen, so schnell sterblichen Menschen, die er seit dem Tag hasste, an dem ...

Doch seine Gedanken schweiften ab, es gab eine Nachricht für ihn. Sein Diener überreichte ihm mit zitternden Händen eine kleine Pergamentrolle. „Ein geflügelter Bote brachte die Nachricht, Herr“, krächzte der Cacarradoide. „Dürfen wir ihn fressen?“, wagte er

noch mit kaum verhohlener Gier nach Fleisch zu fragen.

Er wusste sofort, wer ihm diese Nachricht gesandt hatte, denn sein treuer Verbündeter benutzte stets den Wanderfalken als Boten. „Geh“, befahl er seinem Diener bloß, ohne auf dessen nichtige Frage von eben einzugehen. Sofort verschwand der Cacarradoide aus seinem Blickfeld und er wandte sich nun der Pergamentrolle zu. Faltige Hände umfassten sie, die in der dichten Finsternis nicht mehr zu sehen waren. Nun waren seine glühenden Augen wieder die einzige Lichtquelle ... und sie lasen:

*Mein Herr,*

*es ist alles bereit für Euren großen Sieg und den Einzug in diese Stadt der Einfalt und der Schwäche. Möge der Tag nahe sein, an dem Eure Armeen hier erscheinen – ich kann ihn kaum erwarten.*

*Noch etwas hat sich zugetragen, seid Ihr mir das letzte Mal die Gnade erwiesen habt, mit mir zu sprechen: Der verzo gene Sohn des Kaisers wurde vom Hof verbannt, damit er das wahre Leben kennen lernt. Denkt Euch, er soll zu Euch kommen und ist gar schon nur mit einem Leibwächter auf dem Weg. Wie ich vernahm, stahl er das Schwert Achtelon, um seinen Vater damit ein Ärgernis zu bereiten.*

*Das bedeutet, die Klinge, nach der Ihr schon so lange trachtet, ist nun mit dem Sohn des Kaisers von Tharon zu euch unterwegs.*

*Ist dies nicht eine Wende des Schicksals, die Euch die Rache an Tharon noch versüßt?*

*Immer Euer ergebener Diener – auf Antwort hoffend.*

Die glühenden Augen verengten sich zu Schlitzern. Er ließ die Nachricht langsam sinken und dachte darüber nach, was sie für ihn bedeutete. Wollte er zunächst wütend darüber werden, dass sein Diener so eigenmächtig handelte und schrieb, wurde ihm nun langsam bewusst, dass sein Sieg noch schneller und noch köstlicher kommen sollte, als er es je erhofft hatte. Der Sohn des Kaisers von Tharon, der Erbe dieses verfluchten Menschen, der ihn einst besiegt hatte, kam nun mit dem Schwert der Macht hierher, um zu lernen.

Dies war eine Ironie, über die er tatsächlich lachen musste. Es war ein langanhaltendes, furchteinflößendes Lachen – doch es endete auch abrupt. Er las die Nachricht nochmals und stieß auf die Worte: *„nur mit einem Leibwächter“*. Schlagartig wurde ihm bewusst, wer das nur sein konnte. *„Bringt mir den schwarzen Alven“*, rief er donnernd, so dass der gesamte Berg bebte ...

## **Die Warnung**

Ungeduldig blickte er in die Ferne – so wie er es inzwischen beinahe jeden Tag tat. Der kleine Turm auf der Nordostseite seines Hauses erfüllte dabei seinen Zweck, denn das Anwesen stand zudem auf einer künstlich geschaffenen Anhöhe im Zentrum der Stadt, so dass er einen hervorragenden Überblick über Tharon und dessen Umland besaß. Er sah all die Dächer und Turmspitzen entweder auf gleicher Höhe oder unter sich und konnte sie in der Sonne des Frühlings, der nun endlich wieder Einzug hielt, blitzen sehen – ein Anblick, für den Tharon berühmt war. Lediglich der Palast und die Kuppel des Völkersaales ragten höher empor, doch diese lagen westlich von seinem Haus, er hatte weiterhin nur Augen für den Nordosten.

Seit Tagen, eigentlich schon seit Wochen erwartete er sehnlichst eine Antwort. Sein geflügelter Bote war bisher immer verlässlich gewesen und hatte jeder Gefahr getrotzt. Sollte er ausgerechnet diesmal versagt haben?

Aber nein, der Mann auf dem Turm wischte diesen Gedanken ganz schnell wieder fort. Sicher würde der Bote bald erscheinen. Und wenn nicht, dann war es am Ende dennoch ganz gleich, denn das was geschehen musste, würde unweigerlich erfolgen. Der Herr wusste was zu tun war und er würde es auch umsetzen – ob mit geheimer Botschaft oder ohne. Er wartete weiter, stundenlang den Himmel absuchend, bis die Sonne unterging und die ersten Sterne sichtbar wurden.

Einer seiner Diener kam die Treppe hinauf und betrat die Plattform des Turmes. „Herr, Ihr werdet Euch

noch den Tod holen, es wird kühl“, sagte dieser in fast vorwurfsvollem Ton.

„Scheer dich um was anderes“, fauchte der Hausherr ihn an und der Diener zuckte zurück. Der Wütende bemerkte die Reaktion seines Bediensteten und wurde sofort etwas sanfter. Seine Nervosität, die mit jedem Tag der verstrich stärker wurde, durfte nicht zu deutlich Besitz von ihm ergreifen. Niemand sollte merken was er dachte und worauf er wartete. „Ich nehme an, das Abendmahl ist bereitet?“, fragte er nun wieder betont freundlich.

„Ja, Herr“, nickte der Diener, sichtlich froh darüber, dass er nicht noch weiter gescholten wurde.

„Ich komme sofort hinunter, meiner Beobachtungen sind für heute beendet“, brummte der Hausherr und blickte noch einmal vergeblich in den Himmel. Doch morgen war ein neuer Tag und die Botschaft musste bald eintreffen – er spürte das ...

Sanft spreizten sich die weißen Flügel und bremsten den Flug der Tiere und ihrer Reiter allmählich ab, so dass sie zur Landung am Westufer des Ihreas ansetzen konnten. Die drei großen Cerah gaben helle, trompetenartige Töne von sich und reckten die langen, schlanken Hälse, während ihre vier Beine auf dem Boden aufsetzten und elegant die gefiederten Körper abfederten.

Die weißen Drachen mit den tiefblauen, melancholischen Augen legten sich daraufhin flach hin, damit die drei Alvenreiter bequem absteigen konnten. Liana, die Fürstin der Cam Legary Nias, ihr Mann Ligobahn und ein noch sehr junger Alve mit Namen Tigual stiegen

aus den Sätteln, dankten ihren geflügelten Brüdern und entließen sie in die eigene Obhut, denn die Cerah waren stets frei und ungebunden.

Die drei Alven befanden sich direkt an der dritten Westbrücke, die zu einem der Tore von Tharon führte. Sternförmig spannten sich diese Brücken über den Ihereas bis hinüber zur weißen Stadt, deren Grundmauern einst auf einer Furt inmitten des breiten Stromes erbaut worden waren. Im Laufe vieler Jahre hatte sich Tharon immer weiter ausgedehnt, war weiterer Grund aufgeschüttet und der Lauf des Flusses dadurch um die Stadt herumgeführt worden. Sie war nun nur über Brücken zu erreichen und deshalb schwer einzunehmen. Das Umland der Stadt war geprägt von sanft ansteigenden Hügeln und Tälern und besaß etliche Garnisonsfeste, die zum Schutz Tharons und der umliegenden Dörfer und Städte in einem weit vorgelagerten Ring erbaut worden waren.

Etwa 20 Meilen weiter flussabwärts mündete der Ihereas in das Meer von Aschtia. An dieser Mündung lag die vorgelagerte Hafenstadt Tharon-Osra, in deren Hafen die Flotte und etliche kleinere Schiffe lagen. Zu diesen Zeiten waren die Tore Tharons weit geöffnet und viel Volk unterschiedlichster Art strömte über die Brücken hinein oder heraus.

Lianas Blick glitt über die Nachbarbrücke, die in etlichen Feldern Entfernung von hier die alte Küstenstraße aus Nordwesten mit der Stadt verband. Dort drüben fanden die größten Ströme hinzu und aus Tharon statt – die sogenannte Straße der Kaiser. Oben auf dem höchsten Punkt dieser sich von einem Hügel

herabwindenden Straße, kurz bevor sie in das Tal des Ihreas führte, war einst Yard Tauris mit seiner siegreichen Armee angekommen und hatte die Kaiserkrone das erste Mal entgegengenommen. Nun stand dort an gleicher Stelle ein übergroßer steinerner Yardoan und blickte verklärt in den Norden. Die Alvenfürstin war sich sicher, dass er das selbst niemals gewollt hätte, aber die Menschen brauchten offenbar ihre verewigten Helden, so waren sie nun einmal.

Die Brücke, auf der sich die drei Alven in Richtung Stadttor bewegten, war längst nicht so belebt. Einige Kaufleute befuhren sie mit ihren Karren, um nicht in das Gedränge der Hauptbrücken zu geraten. Zudem nutzten einige Wanderer aus Skalizien und tharonische Patrouillen diesen Weg. Liana, Ligobahn und Tiguval schritten gemächlich auf das große Tor mit dem mit Zinnen bewehrten Überbau und dem weit offenstehenden Eisengitter zu.

Nichts in ihren Gesichtern oder an ihrer Haltung deutete auf die Anspannung hin, die sie angesichts ihres Anliegens verspüren mussten. Ihr Besuch am tharonischen Kaiserhof war schließlich nicht ohne außergewöhnliche Bedeutung und sie wussten nicht, wie die Reaktion seitens des Kaisers darauf ausfallen würde. Lianas und Ligobahns Wort hatten im Völkerrat einiges Gewicht, so wie auch das von Aldanon. Doch würden die Menschen sich auf eine angeblich drohende Gefahr einstellen, nur weil sie von den Alven gespürt wurde? Die Fürstin der Cam-Legary Nias zweifelte selbst daran, dass sie den Kaiser überzeugen konnten – dennoch mussten sie es versuchen.

Der junge Alve Tiguval, der sich in ihrer Begleitung befand, war von Liana zu dieser Mission ausgesucht worden, weil er sich mit besonderer Weitsicht hervorgetan hatte. Er war hochgewachsen und mit einer kräftigen Statur versehen. Tiguval war einer der wenigen Vertreter seines Volkes, der kein goldfarbenedes, sondern pechschwarzes, wie Vogelgefieder glänzendes Haar besaß, weshalb er auch zu seinem Namen gekommen war, der übersetzt eben Rabe bedeutete.

Sie ahnte, dass aus ihm einmal ein großer Führer ihres Volkes werden konnte - wenn es künftig noch Gelegenheit für die Alven gäbe, sich wieder auszubreiten, wie sie in Gedanken hinzufügte. Dennoch war es ihr wichtig, ihn bereits jetzt zu fördern und vor allem in die manchmal schwierige Diplomatie des tharonischen Bundes einzuführen. Die heutige Audienz bei Radian Tauris war eine gute Gelegenheit dafür.

Sie gelangten bei den Torwachen an und baten nach tharonischer Sitte um ihre Anmeldung im Kaiserpalast durch einen vorausgehenden Boten. Dies wurde ihnen auch umgehend gewährt, denn die Alvenfürstin und ihr Mann waren bekannte Persönlichkeiten, wie die Ehrbezeichnungen, denen die Wachsoldaten ihnen entgegenbrachten, deutlich zeigten.

„Ihr werdet sofort gemeldet, Herrin“, sagte der Torhauptmann zu Liana. „Benötigt ihr Reittiere um in die Stadt zu gelangen? Ich lasse sie sofort holen.“

„Nein, ich danke Euch. Wir gehen zu Fuß hinein. Wir haben einen weiten Weg auf dem Rücken der Cerah hinter uns gebracht. Ein paar Schritte durch Tharon werden uns guttun“, antwortete die Alvin.

„Wie Ihr wünscht. Seid willkommen, Herrin“, nickte der Soldat und ließ sie passieren.

Die drei Alven schritten durch das Tor hindurch. Tharon war selbst nach ihren Maßstäben gemessen eine erstaunliche Stadt. Ihr Beiname „Weiße Stadt“ rührte vor allem daher, dass die meisten Gebäude aus dem hellen Gestein der Steilküste Skaliziens erbaut worden waren. Während in den Außenbezirken vor allem die Handwerkshäuser und Werkstätten standen, deren Dächer mit rotbraunen Ziegel bedeckt waren, lagen die mehrstöckigen Wohnhäuser der Mehrzahl der Bevölkerung im zweiten Ring der durch ausgeklügelte Kanalnetze und Brücken geteilten Stadtviertel. Dazwischen lagen etliche Parks und Grünanlagen und schließlich zentral der Kaiserpalast und der Völkerrat, zu denen man über eine breite Straße bis zu dem davor liegenden, fast kreisrunden Platz gelangte. Vor allem der junge Tiguval staunte über die Ausdehnung der Stadt und die bunte Vielfalt darin. Je näher sie dem Zentrum kamen, desto dichter wurde die Bebauung in unterschiedlichen Stilen mit ebenso unterschiedlichen Bewohnern. „Diese Stadt ist so vollkommen anders, als ich es mir vorgestellt hatte“, bemerkte er nach einiger Zeit. „Die Menschen haben Sinn für ... Gemeinsamkeiten trotz der Unterschiede innerhalb ihres Volkes“, fügte er hinzu.

Liana lächelte. „Du befindest dich in einem der erstaunlichsten Zeugnisse ihrer Kultur. Sie sind in der Tat in der Lage, Großes zu leisten, wenn sie lange genug in Frieden leben.“

„Aber dieser Frieden ist nun in Gefahr“, bemerkte der junge Alve nun wieder ernst. „Werden sie das hören wollen?“

„Tharon ist stark und weise – und es hat unsere Stimmen stets gehört“, antwortete Liana etwas gedehnt. Ihre Unsicherheit über die Antwort des Kaisers wuchs mit jedem Schritt, den sie ihrem Ziel näherkamen. Was konnte sie im Grunde denn auch vorbringen? Die Späher der Alven hatten seit Wochen die Gebiete östlich und westlich des großen Gebirges überflogen und waren stets ohne besondere Beobachtungen zurückgekehrt. Nur dieses deutliche Gefühl der sich anbahnenden Gefahr blieb andauernd bestehen ...

Um die Mittagszeit gelangte der Bote am Palast an. Kaiser Radian befand sich gerade in seinen privaten Gemächern, als der Mann der Stadtwache zu ihm vorgelassen wurde, um die Ankunft der Alven zu melden. „Herr, die Herrin Liana, Fürstin der Cam Legary Nias ist in Tharon eingetroffen und wünscht Euch zu sprechen.“

„Ich danke dir“, nickte der Kaiser und entließ den Boten. Er ließ sich seine Verwunderung über diesen unerwarteten Besuch nicht anmerken, dennoch fragte er sich, was die Alvenfürstin wohl außerhalb des Völkerrates bewogen hatte, persönlich nach Tharon zu kommen. Auf jeden Fall musste es ein sehr wichtiger Grund sein, Radian war gespannt. Er bat seine Diener, Liana bei ihrer Ankunft in den Audienzsaal zu führen und bereitete sich dann selbst vor.

Kurze Zeit später erhielt er die Nachricht, dass die Alvin in Begleitung eingetroffen sei. Er wollte sie nicht warten lassen und begab sich zusammen mit zwei Protokollschreibern hinab in das Stockwerk des Palastes, in dem sich der Saal befand. „Teure Freundin, ich freue mich sehr, Euch zu sehen“, sagte der Kaiser zur Begrüßung, als er den Saal betrat. Neben Liana befand sich noch Ligobahn bei ihr, den der Kaiser ebenfalls gut kannte. Der andere Alve war ihm noch nicht bekannt, doch auch dieser wurde von Radian freundlich begrüßt.

„Auch wir freuen uns, Euch zu sehen, Herr“, antwortete Liana und reichte dem Kaiser freundschaftlich die Hände.

„Was führt Euch aus dem Norden hier zu uns nach Tharon? Ich hoffe, Ihr habt keine schlechten Nachrichten“, bemerkte Radian erwartungsvoll.

„Ich fürchte, sie sind es leider doch – obwohl ich sie noch nicht einmal konkret benennen kann, Herr“, erwiderte die Alvin mit ernstem Gesichtsausdruck.

„Ihr verängstigt mich, Herrin“, sagte der Kaiser besorgt. „Niemals sprecht Ihr solche Dinge ohne Grund aus. Was ist es, das Euch so sehr besorgt?“

Noch ehe Liana antworten konnte, betrat eine weitere Person den Audienzsaal und kam mit eiligen, beinahe fordernden Schritten auf die Alven und den Kaiser zu.

„Ich hörte, Ihr habt außergewöhnlichen Besuch und lasst mich nicht daran teilhaben“, rief Dogmard, der kaiserliche Berater mit gespielt vorwurfsvollem Ton, noch ehe er bei der Gruppe angelangt war. „Ich be-

grüße Euch und Eure Begleiter, Herrin“, sagte er lächelnd und verbeugte sich vor den drei Alven.

„Auch wir grüßen Euch, Herr Dogmard“, antwortete Liana.

„Die Fürstin der Alven hat offenbar schlechte Nachrichten, die sie mir gerade erzählen wollte, als Ihr hereinplatztet, alter Freund“, bemerkte der Kaiser, seinen Berater neckend.

„Schlechte Nachrichten?“, fragte Dogmard mit hochgezogener Augenbraue seiner gesunden Gesichtshälfte. „Was könnte es in diesen ruhigen Zeiten für schlechte Nachrichten geben?“

Die Alvin blickte den Kaiser fragend an.

„Sprecht offen, ich habe keinerlei Geheimnisse vor meinem Berater“, forderte Radian sie auf.

„Nun gut. Ich versuche, Euch meine Gedanken und Sorgen vorzutragen, Herr. Ich befürchte, dass der alte Fluch der Druiden des Nordens wieder Gestalt annimmt und erneut zu einer Gefahr für alle freien Völker wird. Vor etlichen Monden verspürte ich die Anwesenheit des Bösen zum ersten Mal. Seitdem höre ich, wie Bäume, Wind und Erde immer öfter darüber flüstern, dass er im Nordosten wieder erstarbt und böse Wesen erschafft. Das ist es, was uns hertrieb. Wir müssen die Völker warnen und wachsam sein“, beendete Liana ihren Bericht.

Die Reaktion war sehr unterschiedlich, wenn man in die Gesichter der beiden Menschen schaute, wie Ligobahn heimlich für sich bemerkte. Während der Kaiser zunächst ratlos und erschrocken aussah, machte

sein Berater einen eher skeptischen, fast schon verärgerten Eindruck.

Dogmard war es auch, der als erster darauf antwortete: „Ihr sprecht vor flüsterndem Wind und ebensolchen Bäumen, Herrin. Könnt Ihr uns etwas näherbringen, was Ihr damit meint?“, fragte er mit bemüht freundlichem Ton.

„Wir Alven hören Dinge, die euch Menschen verborgen bleiben“, antwortete Liana, ihm fest in die Augen blickend.

„Natürlich, vergebt mir“, nickte Dogmard und verbeugte sich erneut. „Aber seid Ihr Euch der Sache ganz sicher?“, hakte er dennoch nach.

„Es sind Gerüchte, die ich hörte. Doch die Natur belügt mich nicht. Auch spreche ich nicht im Wahn, wenn Ihr das meint“, erwiderte die Alvin ruhig.

„Niemand wirft Euch das vor, Herrin“, mischte sich Radian nun wieder in den Dialog ein. „Aber es ist für uns Menschen sehr schwer zu glauben, dass alte Legenden plötzlich wieder zum Leben erwachen. Der Feind wurde in den nördlichen Einöden doch vernichtend geschlagen.“

„Das Böse in ihm war sehr stark, es hat ihn einzig am Leben gehalten. Vielleicht hat es auch die Zeit bis jetzt überdauert“, warf Liana ein.

„Doch wie wollen wir die Sache nun fassen, was ratet Ihr uns?“, wollte der Kaiser wissen.

„Lasst uns den Völkerrat zusammenrufen und allen zunächst die Nachricht überbringen. Dann beraten wir gemeinsam, was wir tun können, um wachsam zu sein“, schlug die Alvenfürstin dem Kaiser vor.

„Der Völkerrat braucht oftmals lange Zeit, um zu einer Entscheidung zu gelangen“, bemerkte Dogmard. „Lasst uns doch zunächst Späher in alle Richtungen aussenden, die nach Anzeichen einer Gefahr ausblicken.“

„Ich glaube es ist wichtig, dass alle Völker sofort davon erfahren“, beharrte Liana. „Beruft den Rat zusammen“, bat sie erneut.

„Gewährt mir den Rest dieses Tages und eine Nacht lang Zeit, um darüber nachzudenken“, antwortete Radian. „Seid solange Gäste hier im Palast. Ich lasse alles vorbereiten.“

Die Alven mussten sich damit zufriedengeben und zeigten sich einverstanden. Sie verabschiedeten sich zunächst vom Kaiser und dessen Berater und zogen sich zurück. Später bezogen sie große Gemächer im Gästeflügel des kaiserlichen Palastes. Noch spät am Abend saßen Liana und Ligobahn auf dem großen Balkon und blickten auf die vielen Lichter Tharons herab. „Ich fürchte, ich konnte den Kaiser nicht überzeugen“, bemerkte die Alvin zweifelnd.

„Der Kaiser ist es nicht, der an deinen Worten zweifelte. Es war eher sein Berater Dogmard“, antwortete Ligobahn. „Ich habe ihn dabei beobachtet, wie er dich ansah. Sein Blick war voller Zorn auf dich.“

„Ja, seine Freundlichkeit war in der Tat nur aufgesetzt“, nickte Liana. „Ich frage mich nur, weshalb das so ist?“, sinnierte sie.

„Die Menschen wollen schlechte Nachrichten nicht hören“, bemerkte der Alve, nach einer vernünftigen Erklärung suchend.

„Das allein ist es nicht nur.“

„Was meinst du?“

„Vielleicht ... Verrat.“ Liana blickte ihrem Mann fest in die Augen und sann dann darüber nach, was sie damit eigentlich gesagt hatte und was das für Tharon bedeutete.

Bevor Ligobahn antworten konnte, sprang ein vergnügter und in seiner Jugend noch unbekümmerter Alve vom Nachbardach auf das Balkongeländer und spazierte darauf herum, als habe er festesten Boden unter den Füßen. Mit einem weiteren Satz sprang er zu Liana und Ligobahn und landete mit einem breiten Lächeln dicht vor ihnen. „Auf meinem Erkundungsgang durch den Palast habe ich durch Zufall mitgehört, wie zwei Bedienstete sich die neusten Gerüchte vom Hof erzählten. Zu meinem Glück mögen die beiden jungen Frauen Alven offenbar besonders gern“, begann Tiguval zu erzählen.

„Vor allem junge Alven, die ihnen durch ihr Auftreten ein wenig den Kopf verdrehen“, ergänzte Liana lächelnd.

„Wie es auch sei“ fuhr der junge Alve ungeniert fort, „sie haben mir einiges aus dem Palastleben erzählt, was wirklich interessant ist. Denkt euch, der Sohn des Kaisers ist vor einigen Wochen vom Hof verbannt worden – nicht gerade zum Kummer der Bediensteten, wie es heißt.“

„Wo hat man ihn hingeschickt?“, wollte Ligobahn mit großem Interesse wissen.

„Das konnten sie mir leider nicht so genau sagen. Irrendwo in den Nordosten zu einem Lehrmeister, wie sie behaupteten.“

„Das ist wirklich seltsam. Ich frage mich, was dahintersteckt“, murmelte Liana nachdenklich.

„Das ist aber noch nicht alles“, fuhr Tiguval bedeutungsvoll fort. „Der Sohn des Kaisers soll etwas mitgenommen haben, das er nicht haben dürfte: Das Schwert Achtelon.“

„Er hat das Schwert gestohlen?“, riefen Liana und Ligobahn gleichzeitig.

„Ja, so soll es geschehen sein“, nickte der junge Alve.

„Das ist mehr als bedenklich“, sagte die Alvenfürstin mit besorgter Stimme. „Das Schwert der Einheit ist keine Waffe, die man sich einfach so mitnehmen und damit umgehen kann, wie mit einer gewöhnlichen Klinge. Wenn in der kaiserlichen Familie derartige Dinge geschehen, dann lenkt das die Menschen von ihrer eigentlichen Aufgabe ab. Ein Grund mehr, den Rat der Völker einzuberufen.“

„Glaubst du, dass Achtelon in Gefahr gerät?“, fragte Ligobahn.

„Er begehrt es immer noch“, antwortete die Alvin düster. „Wenn Tharon den Rat nicht einberuft, müssen wir selbst handeln. Ich werde meinem Vater Aldanon eine Nachricht übermitteln lassen, die ihn über die Ereignisse hier informiert. Du, Tiguval, wirst sie überbringen, sollte der Kaiser nicht auf uns hören.“

Lianas beide Begleiter waren mit diesem Vorschlag einverstanden und so warteten die drei Alven die für

den nächsten Morgen angedachte Entscheidung Radian Tauris' ab ...

Grübelnd und beim schwachen Schein einer Kerze saß der Kaiser am Schreibtisch seines Privatgemaches. Seine Gedanken kreisten seit Stunden um das, was er gehört hatte. Konnte es tatsächlich sein, dass alte Legenden aus der Vergangenheit wieder zum Leben erwachten? Dass die bösen Geister aus einer längst vergangenen Epoche – sollten sie denn je wirklich existiert haben – nun plötzlich wieder zurückkehrten? Doch was, wenn es wirklich stimmte, was die Alvenfürstin befürchtete? Erhob sich der Feind tatsächlich erneut, dann musste Tharon handeln. Dann musste er, Radian Tauris, gegen diesen Feind ziehen.

Es klopfte fordernd an seiner Tür und seine Gedanken wurden unterbrochen. Er ahnte natürlich, wer so spät noch mit ihm sprechen wollte. Dogmard hatte ihm die Zeit des Nachdenkens, die Radian sich erbeten hatte, nur sehr ungern gewährt. Es war dem kaiserlichen Berater anzusehen gewesen, dass die Worte, die er sagen wollte, förmlich aus ihm raussprudeln würden und seine Geduld schien nun vollkommen aufgebraucht zu sein.

Radian erhob sich und ging zur Tür seines Gemaches, an der es inzwischen erneut und noch energischer klopfte. Nur Dogmard wagte sich solches und in der Tat war es der alte Berater, der ungeduldig hineinstürmte, als der Kaiser ihm öffnete.

„Ich musste Euch noch am heutigen Abend sprechen, es ließ mir keine Ruhe“, sagte er hastig und wanderte

dabei im Gemach auf und ab. „Ich hoffe nur, diese Alvin hat Euch nicht allzu sehr in ihren Bann gezogen mit ihren ... Wahrsagungen.“ Dogmard sprach dieses letzte Wort mit deutlicher Verachtung aus. Selten hatte der Kaiser seinen Berater so aufgebracht erlebt. „Sprechende Bäume und der Wind und die Erde – hat man so etwas schon gehört?“, wetterte er weiter und schüttelte dabei heftig seinen Kopf. „Ihr dürft ihren Forderungen nicht nachkommen, Herr“, sagte er eindringlich und kam nah an das Gesicht des Kaisers heran. „Den Rat einberufen wegen der ungewissen Ahnung einer Alvin, pah. Stellt Euch nur vor welchen Eindruck das macht, wenn es sich als Trugschluss erweist, was es unweigerlich auch ist.“

„Aber wenn es wahr ist, was dann?“, stellte Radian den Ausführungen Dogmards nachdenklich entgegen. „Was ist, wenn sich das Böse tatsächlich wieder erhoben hat und uns bedroht?“

„Ich bitte Euch, Herr. Lest doch die Schriftrollen des neuen Reiches. Er ist vernichtet worden von Eurem Ahnen. Diese Alven sind gefangen in ihrer eigenen Vergangenheit – sie sind Überbleibsel aus einer vergangenen Epoche und suchen deshalb nach Dingen, die nicht mehr sind.“

„Vilian ist dort draußen“, antwortete der Kaiser und offenbarte Dogmard damit seine wahren Ängste.

„So lasst Boten aussenden in alle Winkel des Reiches. Sie sollen Ausschau nach allem halten, was nach der Wiederkehr irgendeiner dunklen Macht oder besser nach etwas, was eine Gefahr für Tharon darstellen könnte. Sie werden übrigens nichts finden und auch

Euer Sohn wird nichts Derartiges erschauen. Vertraut meiner Urteilskraft.“

Radian sah lange in das Gesicht seines Beraters. Dieses auf der einen Seite so entstellte Gesicht mit den furchtbaren Brandnarben, das er nun schon so lange kannte. Wie oft schon hatte dieser Mann ihm weisen Rat gegeben – und niemals in der Erinnerung des Kaisers war er dabei enttäuscht worden, wenn er auf diesen Rat gehört hatte. Mochten es nun angenehme oder unangenehme Ratschläge gewesen sein, sie hatten sich stets als richtig herausgestellt.

Der Kaiser nickte schließlich. „Ihr habt wie immer Recht, mein Freund“, sagte er. „Ich werde gleich morgen die Boten aussenden lassen, die überall im Reich den Befehl zur Wachsamkeit ausgeben sollen. Alle Tausendschaften sind davon zu unterrichten, es gilt das Böse zu verhindern, sollte es tatsächlich zurückkehren wollen. Die Vergangenheit darf sich nicht wiederholen.“

„Das wird sie nicht, ganz sicher nicht“, antwortete Dogmard, verbeugte sich und verließ das kaiserliche Gemach ...

## **Flucht aus dem Siebental**

Eiskälte kroch dem Mann in den ausgemergelten Körper. Seine letzten Lebensreserven schwanden und ein Gefühl der völligen Lösung von allen Ängsten und Sorgen ergriff ihn. Er konnte nicht einmal mehr zittern und sein Atem verlangsamte sich immer mehr.

Torok wusste, dass es nun auch mit seinem zweiten Zellengenossen zu Ende ging. Der Boa hielt den Mann fest, damit er nicht von dem schmalen Stein rutschte, der aus dem kalten Wasser ragte. Die Augen von Olof waren halb geschlossen. Nur ab und zu zitterten die Lider wenn er versuchte, sie noch einmal zu öffnen und Torok anzublicken. Die Hand, die in der des Boas lag, wurde plötzlich kraftlos und der Arm fiel herab. Ein letzter Atemzug kam aus den Lungen, dann war der Mann tot.

Der Boa ließ ihn vorsichtig los, so dass der Körper langsam ins Wasser glitt und versank. Auch diesen Leichnam beschwerte er mit einigen Steinen, die auf dem Grund lagen. Somit schwammen die aufgedunsenen Körper zumindest nicht durch das Verlies – das war alles, was Torok noch für die beiden Männer tun konnte. Auch ihm selbst war inzwischen erbärmlich kalt, doch der Boa besaß eine ähnliche, beinahe unzerstörbare Lebenskraft, wie die Alven. Und er besaß auch noch immer denselben Drang nach Freiheit. Er musste aus diesem Verlies unbedingt wieder herauskommen und begann damit, die Gitter erneut nach Schwachstellen zu untersuchen, die seiner Kraft vielleicht nachgeben würden.

Doch kaum hatte er damit angefangen, näherten sich zwei Wächter und öffneten das Tor. Ohne darauf zu achten, dass die beiden anderen Gefangenen dieses Verlieses nicht zu sehen waren, beugte sich einer der Carcarradoiden hinunter und rief Torok mit rauer Stimme zu: „Komm heraus.“

Der Boa kam dieser Aufforderung vorsichtig nach und kletterte aus der Öffnung heraus. Die beiden Wächter bedrohten ihn mit kurzen Lanzen, deren Spitzen auf seinen Hals gerichtet waren. Durch stummes Kopfnicken gaben sie ihm zu verstehen, dass er voranzugehen habe – und zwar wieder am Ufer des unterirdischen Sees entlang in Richtung der Treppe, über die Torok in die Höhle gelangt war.

Die Frage nach dem Grund dieser so plötzlichen und unerwarteten Wende seiner Situation schoss Torok durch den Kopf. Was wollte man von ihm und vor allem: Wer wollte etwas von ihm? Er blickte sich abschätzend in der Höhle um, während er weiter vorangetrieben wurde. Die Schiffe waren alle ausnahmslos verschwunden und es war außer den beiden Wächtern keines dieser Wesen mehr zu sehen. Offenbar war die Armee gänzlich ausgerückt und nur zu einem kleinen Teil als Wache hier im Berg zurückgeblieben.

Der Boa wog die Möglichkeit ab, dass es wirklich so war und kam dann zu dem Entschluss, diese sich ihm bietende Chance zu nutzen. Er wurde die Treppe hinaufgeführt wobei einer der beiden Wächter wieder vorausging und der andere hinter Torok blieb und ihm folgte. Sie stiegen hinauf und erreichten schließlich die Tür, hinter welcher der schmale Gang und die Wen-

deltreppe nach oben lagen. Als der Boa durch die Türöffnung hindurchging, nutzte er seine Chance, drehte sich blitzschnell um und schlug dem vollkommen überraschten Wächter hinter ihm die Lanze aus den Händen. Ein kräftiger Stoß gegen dessen Brust ließ den Carcarradoiden rückwärts die Treppe hinabstürzen. Gleichzeitig trat Torok instinktiv nach hinten und traf den zweiten Gegner in den Bauch, so dass dieser zurücktaumelte.

Torok sprang katzenleich hinterher, packte auch die zweite Lanze, die er dem Wächter aus den Händen drehte, um sie ihm dann mit voller Wucht unterhalb des Helmes durch den Hals zu stoßen. Dunkles, fast schwarzes Blut schoss hervor und der Gegner sank röchelnd zu Boden. Schnell eilte Torok wieder zurück zur Treppe und sah nach dem ersten Wächter, den er hinabgestoßen hatte. Dieser lag reglos und mit verrenkten Gliedern am Fuß der Stufen.

Der Boa blieb für einen Moment stehen und überlegte, welchen Weg er nun beschreiten sollte. Dem Gang entlang und der Wendeltreppe folgend, würde er unweigerlich wieder in den Saal gelangen, in dem er der tiefsten Finsternis und dem Bösen begegnet war. Selbst der mutige Torok verspürte keine Lust, eine derartige Begegnung ein zweites Mal zu durchleben. Er blickte noch einmal in den Gang hinter sich, schloss die Tür dann und stieg die Treppe wieder hinab. Unten angekommen umrundete er den unterirdischen See bis er an die Anlegestelle der Schiffe gelangte.

Dort sprang er beherzt ins Wasser und schwamm durch das tiefschwarze Nass hinüber zu dem ehe-

maligen Schacht, der aus dem Berg hinausführte. Noch immer bestand eine starke Strömung des Wassers, das aus dem Berg hinausfloss. Der Boa wurde nach einiger Zeit regelrecht in die Öffnung hineingesogen. Es wurde vollkommen dunkel um ihn herum und er versuchte, mit der Strömung mit zu schwimmen ohne sich an einem scharfkantigen Felsen zu verletzen oder eingeklemmt zu werden. Nur seine hellen Augen leuchteten in der Dunkelheit, während er wie ein Korken in der immer schneller werdenden Strömung trieb. Doch endlich war wieder – wenn auch trübes – Tageslicht am Ausgang des Schachtes zu sehen und Torok erhielt die Orientierung zurück. Das Wasser schoss aus dem Ausgang heraus und beruhigte sich erst nach und nach an der Stelle des von ihm geschaffenen Flussbettes, an der die Fluten des Ehbras der Strömung entgegenwirkten.

Torok schwamm an das Ufer und zog sich aus dem Wasser. Für einen Moment blieb er liegen und ruhte sich aus. Der abenteuerliche Ritt durch die Dunkelheit des Schachtes war kräftezehrend gewesen, doch er hatte es geschafft. Er blickte hinauf zum Himmel, der von dunklen Wolken verhangen war und das Tageslicht dämpfte. Nach seinem Gefühl musste es eigentlich früher Nachmittag sein, aber es war dunkel wie während einer weit vorangeschrittenen Abenddämmerung. Noch immer schien der Herd dieser Wolkenmasse der Berg zu sein, auf dessen Westseite sich der Boa nun befand. Er hatte somit den halben Berg zu umrunden, um wieder auf die östliche Seite zu gelangen und Chorenia und Vilian abzuholen. Sie mussten

unbedingt fort von hier und die Zeit drängte, denn seine Flucht würde sicher bald bemerkt werden. Mit Sicherheit sandten diese Wesen dann Verfolger aus, da Torok ja von dem Aufbruch der feindlichen Armee wusste. Die Gefahr war groß, dass die Häscher dann auf seine beiden Gefährten stießen – und das durfte nicht geschehen. Der Boa erhob sich und eilte in östliche Richtung fort von dem Fluss ...

Vilian stand zum Etlichen Mal auf und lief nervös hin und her. Torok war nun schon seit einer Nacht und beinahe einem ganzen Tag verschwunden. Der junge Mann fragte sich, was er nun tun sollte. Weiterhin abwarten, dass der Boa wieder zurückkehrte oder die Initiative ergreifen und selbst nachsehen, wo er blieb? Oder war Torok gar etwas geschehen und er – Vilian – musste ihn nun retten, wie er es auch bei Chorenia im Wald Ehlim getan hatte? Verunsichert zog er sein Schwert heraus, doch die Klinge blieb kalt und ohne das geringste Leuchten. Einerseits war er darüber erleichtert, andererseits empfand Vilian dieses lange untätige Warten fast schon unerträglich.

Er setzte sich wieder neben Chorenia hin, die sich in der ganzen Zeit immer mit etwas zu beschäftigen wusste. Gerade hatte sie einen Haufen Pilze und Wurzeln vor sich liegen, die sie in der Nähe ihres Versteckes gefunden hatte und nun putzte. Das tat sie mit einer Ruhe und Hingabe, dass Vilian regelrecht neidisch darauf wurde. „Wie kannst du nur so lange Zeit so ruhig bleiben?“, fragte er aufgebracht und erhob sich erneut.

„Was bleibt mir denn anderes übrig?“, erwiderte sie.  
„Wir können nichts anderes tun, solange Torok nicht zurückgekehrt ist. Also warten wir, Vilian.“

„Ich bin es leid zu warten. Was ist, wenn ihm etwas geschehen ist? Dieses eigenartige Beben gestern ..., vielleicht war das ein Steinschlag und hat ihn verletzt.“

„Torok kann auf sich aufpassen. Ohne ihn wären wir gar nicht bis hierhergekommen“, sagte Chorenia.

„Nein, in der Tat nicht“, stimmte Vilian im sarkastischen Tonfall zu. Er sparte sich jedoch jede weitere Kritik an dem Boa und lief wieder zwischen ihrer Lagerstätte und dem Rand des hinter dichtem Strauchwerk liegenden Versteckes hin und her.

Plötzlich bemerkte er wieder dieses eigenartige Vibrieren seines Schwertes Achtelon, das er bereits schon einmal verspürt hatte. Er zog es mit angespanntem Gesichtsausdruck aus der Scheide und stellte mit Entsetzen fest, dass es tatsächlich wieder glomm – es drohte also offensichtlich Gefahr. Welcher Art diese Gefahr war, konnte er nicht wissen, aber ein ungutes Gefühl sagte dem jungen Mann, dass es diesmal keine Alraunen waren, vor denen Achtelon warnte. Er eilte zu Chorenia zurück und zeigte ihr das glimmende Schwert, dessen Klinge nun sogar noch heller schimmerte.

„Was bedeutet das?“, fragte die junge Frau besorgt.

„Ich weiß es nicht genau, aber wir sollten uns noch besser verbergen“, antwortete Vilian und blickte sich nach einem passenden Versteck um. Die Sträucher rings um ihren Lagerplatz waren relativ dicht und

eigneten sich sehr gut, um sich darin zu verstecken. Die beiden schafften ihre Sachen also dort hinein und krochen in das dichte Unterholz, von wo aus sie zwischen den Ästen hinausspähen konnten. Plötzlich bemerkten sie eine Bewegung zwischen den Sträuchern weiter vorn. Irgendetwas kam den Weg entlang und durchstöberte dabei die Büsche. Eine Unterhaltung in einer fremdartigen, kehligen und grollenden Sprache war zu hören und dann durchbrach etwas die vordere Buschreihe ihres bisherigen Lagerplatzes. Das Aussehen dieser Gestalt hätte die beiden heimlichen Beobachter in ihrem Versteck beinahe dazu gebracht, laut aufzuschreien. Sowohl Chorenia als auch Vilian mussten sich dazu zwingen, nicht voller Panik fortzulaufen und sich damit zu verraten.

Das Wesen vor ihnen auf dem Platz, an dem sie eben noch selbst gesessen hatten, trug eine lederne Rüstung mit Stachelfortsätzen an den Ellenbogen und einem seltsamen Auswuchs am Rücken. Ein ebenso eigenartig geformter Helm saß auf dem Kopf der Gestalt. Hinter den Sehslitzen waren schwarze, pupillenlose Augen zu erkennen, die den Boden mit ihren Blicken absuchten. Wieder war eine der rauhen Stimmen von weiter hinten zu hören, der die Gestalt auf gleiche Weise antwortete. Offenbar gefiel ihr etwas an dem Platz nicht, denn sie sah sich noch genauer um und schien auch etwas entdeckt zu haben.

Chorenia und Vilian bebten in ihrem Versteck und hofften, dass diese furchteinflößende Gestalt sie nicht entdeckte. Zu ihrem Entsetzen trat im nächsten Moment ein Artgenosse des ersten Wesens hinzu und

blickte auf die Stelle, welche die andere Gestalt ihr am Boden zeigte. Die beiden unterhielten sich in ihrer grollenden Sprache und wurden dabei anscheinend immer hektischer.

„Entdeckt, sie haben uns entdeckt“, schoss es Vilian durch den Kopf und ihm wurde kalt und heiß zugleich. Chorenia und er hatten sich doch bemüht, all ihre Spuren zu beseitigen und sämtliche Sachen mitzunehmen – doch dann sah er es aus dem Versteck heraus: Die Reste der Pilze und Wurzeln, die Chorenia geputzt hatte, lagen noch aus dem Haufen.

Die beiden Wesen zogen ihre breiten Schwerter und fingen an, die Sträucher rings um diese kleine Lichtung systematisch zu durchsuchen. Sie stocherten und hackten mit den Klingen zwischen die dichten Äste und kamen dabei dem Versteck immer näher. Der junge Mann wusste, dass es bereits zu spät war, sich noch weiter zurückzuziehen – sie würden dabei auf jeden Fall bemerkt werden. Fieberhaft suchte er nach einem Ausweg aus ihrer Situation, während Chorenia, die dicht hinter ihm hockte, seinen Arm heftig umklammerte.

Die beiden feindlichen Wesen waren nur noch wenige Schritte entfernt. Fast schien es, als wüteten sie immer heftiger, je länger sie nichts fanden – als würden sie sich in einem Rausch befinden. Sie schlugen dermaßen heftig auf die Büsche ein, dass Äste und Blätter nur so umherflogen. Seltsamerweise musste Vilian bei diesem Anblick an die Gärten in Tharon denken. Wenn die Gärtner die Hecken im Sommer beschnitten, sah es auf dem Boden auch immer so aus. Wie sehr wünschte

der junge Mann sich in diesem Moment in die weiße Stadt zurück. Doch er war nicht in Tharon, sondern an diesem verfluchten, von allem verlassenem Ort und versteckte sich vor zwei Wesen, die einem Albtraum entwichen sein mussten. Was sollte er in dieser Lage nur tun?

Achtelons Wärme an seiner Seite erinnerte Vilian daran, dass er nicht völlig hilflos und ohne Bewaffnung war. Das Schwert verströmte ein irgendwie tröstendes Gefühl und es schien, als ob die Klinge ihm Kraft und Mut verlieh. Doch Mut für was? Das fragte er sich. Konnte er es denn tatsächlich mit diesen zwei hünenhaften Gestalten aufnehmen? Doch auf der anderen Seite fragte er sich auch, welche Alternative er und Chorenia noch hatten. Es blieb ihm keine andere Wahl und Vilian atmete tief ein.

Die beiden Carcarradoiden stockten in ihrer Tätigkeit, denn ihre schwarzen Augen hatten in diesem Moment die Versteckten entdeckt, die dort zusammengekauert im Unterholz hockten. Die Krieger reagierten sofort und holten mit ihren Waffen aus, um die Menschen sofort zu töten. Doch plötzlich blendete sie ein helles Licht, das den trüben und von dichten Wolken verdunkelten Tag auf seltsame und für ihre Augen auf unerträgliche Weise erleuchtete. Eine strahlende Gestalt brach aus dem Gebüsch hervor und stellte sich den beiden Wesen entgegen. Eine helle Aura umgab diese Gestalt und ließ sie größer und unverwundbar erscheinen. Ein goldener Kranz umgab das Haupt und die Waffe in der Hand der Gestalt bündelte die Kraft und Macht ganzer Völker.

Die Carcarradoiden entsetzten sich und wichen von dem Gebüsch zurück. Das helle Strahlen schmerzte stark in ihren Augen und das Bild der Entschlossenheit und der Kraft dieses Gegners brannte sich ihnen regelrecht in ihre Hirne ein. Ihr Fluchtinstinkt war bei diesem Anblick so stark, dass sie ihre eigenen Waffen fortwarfen und mit weiten Sätzen wegrannten.

Diese geheimnisvolle helle Gestalt hatte Chorenia und Vilian also ohne Kampf das Leben gerettet – bis der Kaisersohn merkte, dass er selbst es gewesen war, der diese Gestalt verkörpert hatte. Vollkommen fassungslos und sich erst jetzt seines Handelns bewusst, stand Vilian nun mitten auf dem Lagerplatz und sah an sich herab. Alles an ihm war wieder wie immer. Das Schwert in seiner Hand sah vollkommen normal aus, die Klinge war wieder kalt und ohne jegliche Reaktion.

Chorenia kroch langsam hervor und blickte ihn stauend und kopfschüttelnd an. „Was ..., was war das eben? Wie hast du das gemacht?“, wollte sie wissen.

„Ich weiß es nicht, es ist das Schwert glaube ich“, antwortete der junge Mann stockend.

„Aber du hast eben stärker gestrahlt als ein Alvenkönig, du warst vollkommen verändert und hast damit diese Wesen vertrieben. Du hast das getan, Vilian“, bemerkte Chorenia mit Bewunderung in der Stimme.

Vilian schwieg halb vor Stolz und halb aus Verlegenheit, die er nun verspürte, weil er sich das Geschehen von eben selbst nicht erklären konnte. Achtelton bewirkte scheinbar eine Veränderung bei ihm, die ihm langsam regelrecht unheimlich wurde. Doch was im-

mer es auch war, sie mussten diesen Ort nun so schnell wie möglich verlassen, denn diese Wesen würden wiederkommen und wahrscheinlich noch Verstärkung mitbringen, die sich dann nicht mehr so einfach vertreiben ließ.

Plötzlich raschelte es tatsächlich schon wieder in den Büschen hinter ihnen. Vilian wirbelte herum und zog erneut seine Waffe. Doch es war zum Glück und zur großen Erleichterung der beiden nur Torok, der sich durch das Astwerk arbeitete und seine beiden Gefährten dann in einer Mischung aus Verwunderung und Freude anblickte. Der Boa war froh, sie beide unverehrt hier vorzufinden, aber er wunderte sich auch darüber, denn er hatte die sehr schnell flüchtenden Carcarradoiden gesehen, die eindeutig aus dieser Richtung gekommen waren. Torok war jedoch ebenfalls der Meinung, dass nun keine Zeit für lange Erklärungen war. „Wir müssen sofort von hier fort“, sagte er knapp.

„Das sehen wir ebenso“, antwortete Vilian und Chorenia nickte heftig dazu. Dermaßen einig in ihrer Meinung machten die drei Wanderer sich sofort auf und verließen diesen Ort. Das taten sie allerdings nicht über die Ostseite des Berges, sondern über die unwegsame Westflanke des Zweikopfes – alles andere wäre zu offensichtlich und somit gefährlich gewesen.

Torok ging voran und suchte einen Weg durch das dichte Gestrüpp, das den Berg auf dieser Seite bewuchs. Der Boden war steinig und an manchen Stellen auch sehr steil, so dass sie klettern mussten und sich an Ästen und Wurzeln festhielten. Nachdem sie etwa

die Hälfte des Abstieges hinter sich gebracht hatten, ertönte plötzlich ein gewaltiger, donnernder Wut-schrei, der so klang, als würden tausend Drachen gleichzeitig losbrüllen. Der gesamte Berg erzitterte erneut, jedoch noch weitaus stärker, als es bei dem Ausbruch des Wassers aus dem Schacht der Fall gewesen war. Geröll löste sich und stürzte hinab. Mehrere große Brocken gingen auch in der Nähe der drei Gefährten nieder oder rollten dicht an ihnen vorbei. Sie mussten sich festhalten, um nicht durch die starken Erschütterungen abzurutschen und sich zu verletzen. „Was ist das?“, rief Chorenia voller Furcht, wobei nicht klar wurde, ob sie das Beben oder den langanhaltenden Schrei meinte.

„Er ist offensichtlich wütend über irgendetwas“, antwortete Torok, der deuten konnte, welches Wesen einen derartigen Laut mit einer solchen Wirkung ausgestoßen hatte.

„Wer ist er?“, fragte die junge Frau verwundert nach.

„Egal, wir wollen das gar nicht so genau wissen, nur fort von hier“, mischte Vilian sich ein.

„Wahrhaftig, ihr wollt das in der Tat nicht wirklich wissen“, bestätigte der Boa und schritt nun, da das Beben nachließ, wieder schnell voran.

„Du weißt also mehr, Torok. Was ist geschehen?“, wollte Vilian jetzt jedoch auch wissen.

„Später, wir haben noch einen weiten Weg vor uns, bis wir einigermaßen sicher sind. Dann erst erzähle ich euch alles“, antwortete Torok bestimmend und eilte weiter den Berg hinab.

Nach mehr als einer weiteren Stunde gelangten sie endlich an den Fuß des Berges und hielten dann auf Toroks Geheiß direkt auf den Ehbras zu, dessen Lauf der Boa in südwestliche Richtung folgen wollte. Am Ufer des Flusses gönnten sie sich endlich eine Rast und holten Atem, denn der Abstieg hatte sie viel Kraft gekostet. Nachdem sie sich etwas erholt hatten, kehrte die Neugier zurück.

Vilian setzte sich auf einen Stein am Ufer. Eine Gruppe Weiden verbarg die drei Wanderer vor feindlichen Blicken, die vielleicht vom Berg aus über das Tal geworfen wurden. Der junge Mann wiederholte seine Frage vor vorhin: „Also, was ist dort oben geschehen?“

„Wir müssen Tharon warnen“, antwortete Torok düster. „Etwas sehr Böses lauert in den Bergen und hat eine Armee ausgesandt“, setzte er fort.

„Eine Armee?“, fragten Chorenia und Vilian gleichzeitig.

„Ja, Tausende von feindlichen Wesen sind aus dem Berg herausgekommen und mit tauchenden Schiffen in den Fluss in Richtung Südwesten gefahren – ich habe das alles mit eigenen Augen gesehen, sonst hätte ich es selbst nicht geglaubt“, erzählte der Boa. Er blickte in zwei verwunderte, beinahe ungläubige Gesichter und so musste er die ganze Geschichte seit seinem Aufbruch aus dem Versteck erzählen. Er berichtete auch von der Begegnung mit dem schwarzen Schatten in der Burg, aber den furchtbaren Verdacht, den er hegte, sprach er nicht aus.

Dies tat Vilian stattdessen: „Er ist es ... die Finsternis aus der Vergangenheit kehrt zurück“, sagte er leise

und erhob sich von dem Stein. „Die alten Geschichten, die ich immer nicht hören wollte – und doch musste – sie holen mich nun tatsächlich ein und sind wahr.“ Der Kaisersohn schüttelte den Kopf über diese Erkenntnis.

„Ja, das befürchte ich auch“, bestätigte Torok.

„Und du meinst, er zieht mit seiner Armee nach Tharon?“, wollte Vilian wissen.

„Sie nutzen den Fluss und dessen Lauf fließt ...“

„In den Ihreas – und nach Tharon“, vollendete der junge Mann den Satz des Boa.

„Sie können auch sehr gut schwimmen, das Wasser ist ihr Element“, erklärte Torok.

„Ich weiß, wir haben diese Wesen gesehen. Zwei von ihnen durchsuchten unser Versteck“, antwortete Vilian.

„Sie waren bei euch?“, rief Torok verwundert aus.

„Ja, und Vilian hat sie vertrieben – nur durch seine Erscheinung“, rief Chorenia voller Begeisterung aus und erzählte aufgeregt von dem Erlebnis mit den beiden Carcarradoiden.

„Wieder war es Achtelon, welches dir Kraft verlieh“, sagte Torok und blickte den jungen Mann bewundernd an. „Deine Bestimmung wird nun offensichtlich, Vilian. Und der Grund unserer Reise hierher ebenfalls.“

„Du glaubst, das sei kein Zufall?“

„Nichts geschieht zufällig, wir sollten hier sein.“

„Aber das alles war doch nur ein Wunsch meines Vaters, eigentlich seines Beraters, dieses Dogmards, der das eingefädelt hat“, erwiderte der junge Mann.

„Es geht nicht um das Wie, sondern um das Weshalb“, beharrte Torok. „Wir sind hier, weil wir erfahren sollten, was hier geschieht und wir Tharon warnen können – der Vater des Lichtes wacht über alles.“

„Dennoch wird mir nun einiges klar“, bemerkte Vilian nachdenklich und nickte dann. „Dieser Ränkeschmied“, fügte er hinzu.

„Du fürchtest Verrat?“, fragte der Boa.

„Ja, der Berater meines Vaters wusste, was hier vor sich geht, deshalb sollte ich herkommen und ...“

„Wenn das wirklich so ist, dann hat er eigenmächtig gehandelt, ohne seinen Herrn einzuweihen“, sagte Torok. „Und genau das soll ein Fehler gewesen sein. Es wird Zeit für uns, nach Tharon zurückzukehren. Wir müssen schneller sein, als der Feind.“

„Wie willst du das erreichen?“, wollte Vilian wissen.

„Ich weiß einen Weg, der uns zunächst in südwestliche Richtung führt – zu den Alven. Kommt“, antwortete Torok und die drei Wanderer brachen unverzüglich auf ...

## Die Jäger

Seine Wut war unaussprechlich und löste sich in einem gewaltigen Ausbruch auf, der den ganzen Berg erschütterte. Das Geschöpf, welches ihm die schlechte Nachricht überbracht hatte, lag in Stücke gerissen von seiner Wut vor dem dunklen Thron, auf dem er stets zum Nachdenken saß. Er hatte darüber gegrübelt was es bedeutete, dass das Schwert der Macht endlich, aber unabsichtlich durch den Sohn des Kaisers von Tharon, zu ihm gelangen sollte. Doch dann ereilte ihn die Nachricht von der Flucht des schwarzen Alven, der einzig der Leibwächter des Kaisersohnes gewesen sein konnte. Das bedeutete, dass sich auch das Schwert wieder entfernte.

Doch diesmal wollte er das nicht zulassen – sein Sieg würde auch so erfolgen, aber er sollte möglichst vollkommen sein. Zudem wäre der Sohn des Kaisers von Tharon ein hervorragendes Pfand für die Einnahme der Stadt. Er musste dieses Menschen unbedingt habhaft werden. Dafür benötigte er Jäger. Doch nicht seine eigenen Geschöpfe sollten es sein, denn die fielen zu sehr auf und sollten sich außerhalb des Siebentals noch nicht verraten. Menschen würden diese Jäger sein. Menschen, deren Treue er sich absolut sicher sein konnte. Diese fand er nicht unter den Lebenden – aber unter den Toten.

In seiner ganzen tiefen Schwärze und Finsternis erhob er sich und verließ den ehemaligen Audienzsaal in Richtung Turmhaus. Wie ein mächtiger Sturm, der eine finstere Gewitterwand vor sich hertrieb, eilte er die Wendeltreppe hinab und betrat schließlich die

Höhle, aus der seine Armee aufgebrochen war. Seine persönliche Anwesenheit löste Panik und Entsetzen bei seinen wenigen zurückgebliebenen Geschöpfen aus und sie verbargen sich zitternd. Doch er ignorierte das vollkommen und ging mit schnellen Schritten und der ihn ständig umgebenden Finsternis um den unterirdischen See herum, bis er in die Nähe des Schachtes kam. Dort in der Tiefe des Eintriebes in den Berg, der nun zu einem Flussbett geworden war, lagen noch immer diejenigen, die bei der Explosion verschüttet worden waren. Er breitete seine Arme über dem Wasser aus und rief sie. Er sandte seinen Willen in die dunklen Fluten und fand einige Körper, die seinem Zweck dienen konnten.

Die Toten unter Wasser fingen an zu zucken und bewegten sich. Sie befreiten sich mit der unheimlichen Kraft, die ihnen verliehen wurde von dem Gestein, unter dem sie eingeklemmt oder verschüttet waren. Unwiderstehlich war der Drang, dem Ruf zu folgen und an die Oberfläche zu steigen. Mit ungelungenen Bewegungen kletterten fünf Körper aus dem Wasser und kamen ihrem neuen Herrn entgegen. Bleich und aufgedunsen waren sie, gezeichnet von Fäulnis und vielen tödlichen Verletzungen. Einer der schrecklichen Gestalten fehlte der linke Arm, der bis an die Schulter ausgerissen war. Eine zweite besaß nur noch ein halbes Gesicht, die andere Seite war bis auf die Knochen und einem trüben Auge nicht mehr vorhanden.

Aber all dies ließ sich durch die graue Kleidung verbergen, die er ihnen zuwarf. Ihre Umrisse sahen noch menschlich aus, nur das war wichtig und ausreichend.

„Zieht dies an und verbergt eure Gestalt so gut wie möglich vor den Blicken der Menschen“, befahl er und sie gehorchten. „Sucht den Sohn des Kaisers und sein Schwert, bringt mir beide unversehrt her. Tötet alle, die euch dabei im Weg stehen. Schlaft nicht, esst nicht, ruht nicht, sondern lauft unermüdlich, bis ihr ihn findet. Seid gnadenlos aber klug und vorsichtig. Ich bin euer Auge, euer Ohr und euer Atem. Geht nun in verschiedene Richtungen und sucht – sucht und findet, was ich begehre.“

Ohne eine Antwort drehten sich die fünf Toten um und liefen mit plötzlich sehr gewandten Bewegungen zur Treppe, die aus der Höhle hinausführte. Draußen vor der Burgruine trennten sie sich und machten sich in fünf verschiedene Richtungen auf die Jagd ...

Ihr Weg führte die drei Gefährten diesmal über das Dwanengebirge. Sie mussten die beschwerliche Reise über die Pässe antreten, da das Tor von Urdan-Ghar ihnen verschlossen geblieben war; die Dwanen wussten schließlich nichts von der Rückkehr der drei Wanderer. Wie gerne wäre Torok nun erneut durch die Tunnel und Gänge geschritten, denn sie hätten dadurch ganze Tage ihres Weges eingespart.

Eile tat in diesem Moment vor allem Not. Toroks Ziel war es deshalb, Alven zu treffen, die mit ihren weißen Cerah in einem Tagesflug die weiße Stadt Tharon erreichen konnten. Doch zunächst galt es, die Berge zu überwinden und dann südwestlich von hier auf das Länderdreieck zwischen Wargland, Veromanien und

Skalizien zu stoßen. Der Boa kannte diese Gegend nicht sonderlich gut, verließ sich jedoch auf sein Gespür, das ihn zum Glück nicht im Stich ließ. Er fand stets einen Weg um die hohen Berge herum und führte Chorenia und Vilian auf halbwegs begehbaren Wegen weiter in Richtung Westen.

Am frühen Abend des dritten Tages nach ihrer Flucht aus dem Siebental gelangten sie auf eine Grasalm, auf der eine verlassene Hütte mit noch einigermaßen intaktem Dach stand. Das bis dahin relativ trockene und milde Wetter drohte umzuschlagen, denn die dunklen Wolken, die sie hinter sich gelassen hatten, schienen sie nun wieder einzuholen und Kälte und Regen mitzubringen. Ein kühler und unangenehmer Ostwind kam auf und so waren sie froh, die Nacht einigermaßen geschützt verbringen zu können.

Die Hütte hatte offensichtlich einem Einsiedler gehört, wie man an den Dingen wie Geschirr und Möbeln erkennen konnte, die noch – wenn auch zum größten Teil vermodert und verrostet – vorhanden waren. Die gemauerten Wände waren zumindest dicht und vor die löcherige Holztür lehnten Torok und Vilian eine alte Strohmattatze, so dass der Wind draußen bleiben musste. Die Feuerstelle war zum Glück noch zu benutzen und Brennholz fanden sie ebenfalls genügend, so dass sie es im Gegensatz zu ihren sonstigen Lagerstätten recht gemütlich und bequem hatten.

Die erste Wache nach dem Abendmahl und einer recht ausgedehnten Unterhaltung übernahm Vilian. Während sich Chorenia und Torok Schlafplätze suchten, schürte der junge Mann das Feuer und hörte dem

Regen zu, der auf das alte Ziegeldach prasselte. Er verspürte eine tiefe, innere Ruhe, obwohl ihre Reise nun unter einem vollkommen anderen Zeichen stand und offenbar Gefahr drohte. Aber seine Widerwehr gegen das ursprüngliche Ziel ihrer Gemeinschaft und der eigentliche Grund dafür – beides war nun vergessen. Er versuchte noch nicht einmal, Genugtuung in sich aufkommen zu lassen, dass er im Grunde Recht mit seiner Abneigung gehabt hatte, nach Arnlage zu diesem Meister Wengard zu gehen.

Ein Geräusch ließ ihn aufhorchen. Irgendetwas draußen vor der Tür hatte dieses Geräusch verursacht. Vielleicht hatte der Sturm etwas gegen die Hütte geweht. Doch es wiederholte sich. Es hörte sich an, als würde etwas gegen das Holz kratzen, dann war das Schmatzen von Schritten auf matschigem Boden zu vernehmen.

Wie vom Blitz getroffen erhob Vilian sich und zog sein Schwert. Achtelon glomm zu seinem Erschrecken leicht. Er hielt die Waffe fest in seinen Händen und schlich leise zur Tür. Vorsichtig schob der junge Mann die Strohmattatze zur Seite und lugte durch das löcherige Holz hinaus. Es war nichts zu sehen, zumindest schien niemand direkt vor der Tür zu stehen. Aber Achtelon leuchtete nicht ohne Grund, so viel hatte Vilian gelernt. Er nahm also seinen ganzen Mut zusammen und öffnete die Tür. Doch auch jetzt war noch nichts zu sehen außer des heftigen Regens, der wie ein dichter Vorhang im schwachen Schein des Feuers zu erkennen war.

Vilian wollte die Tür gerade wieder verschließen, als plötzlich eine Gestalt von der Seite her in sein Blickfeld trat. Es war eindeutig keins dieser Wesen aus dem Siebental. Die Gestalt trug keine Rüstung, sondern nur zerlumpte Wollkleider, die nass an ihr herabhingen. Sie war etwas kleiner als der junge Mann, jedoch von der Statur her sehr kräftig. Eine weite Kapuze bedeckte das Gesicht und verbarg es vollkommen.

Der widerliche Geruch, der von der Gestalt ausging und Vilian entgegenwehte, brachte ihn beinahe zum Würgen. Er trat einen Schritt zurück und hielt ihr drohend sein Schwert entgegen. Gänzlich feindselig wollte er sich jedoch nicht zeigen, vielleicht war dies ja der Besitzer der Hütte, dann waren er und seine beiden Gefährten die Eindringlinge und hatten kein Recht, der Gestalt den Eintritt zu verwehren.

„Was ... äh, wünscht Ihr?“, fragte Vilian verunsichert. Statt zu antworten hob die Gestalt den rechten Arm und deutete mit dem Finger auf ihn. Die Hand mit diesem Finger war jedoch teilweise skelettiert und Würmer krochen daran herum. Ein kehliger Laut kam unter der Kapuze hervor und die Gestalt setzte sich in Vilians Richtung in Bewegung.

„Nein“, schrie der junge Mann entsetzt und wich zurück. Was immer er hier auch vor sich hatte, es war kein Mensch. Die Gestalt folgte ihm und kam bedrohlich dicht heran. Vilian stach mit seiner Waffe zu und traf den Brustkorb des Eindringlings. Eine dunkle, wässrige Flüssigkeit trat aus der Wunde aus, doch ansonsten zeigte der Stich keinerlei Wirkung. Der Gegner griff ganz im Gegenteil nun mit einer für Vili-

an unvorhersehbaren Schnelligkeit an, schlug ihm das Schwert aus der Hand und packte den jungen Mann mit einer Kraft, die ihn aus dem Gleichgewicht brachte. Die fast fleischlose Hand schnellte an den Hals Vilians und drückte zu. Er verspürte eine eisige Kälte und erschauerte, während er von der Kraft seines Gegners heruntergedrückt wurde.

Im nächsten Moment sprang ein dunkler Schatten über Vilian herüber und griff den Eindringling an. Der unheimliche Gegner ließ Vilian los und wurde zurückgeworfen. Torok war zur Stelle und setzte ihm nach. Mit einer Drehung versetzte er dem Gegner einen schwungvollen Tritt gegen dessen Kopf, so dass dieser nochmals zurücktaumelte.

Ein gurgelnder Laut kam unter der Kapuze hervor und der Unheimliche wankte für einen Moment, fing sich dann jedoch und stürmte wieder voran. Der Boa deckte ihn mit einer ganzen Reihe von Tritten und Schlägen ein, die den Angreifer ständig zurückwarfen, ihn jedoch in keiner Weise kampfunfähig zu machen schienen. Er griff immer wieder an und schien zunehmend unbeeindruckt von der Kampfkraft Toroks zu sein.

Ein weiterer Tritt des Boa wurde von dem Angreifer abgewehrt. Er hielt Toroks Bein fest und schleuderte ihn dann mit gewaltiger Wucht gegen eine der Wände. Spätestens jetzt wurde deutlich, dass die Kraft dieses Wesens – auch wenn es wie ein Mensch aussah – nicht natürlichen Ursprungs sein konnte.

Vilian hatte sich inzwischen erholt und Achtelton wiedergefunden. Schon raste der Angreifer wieder auf ihn

zu, um ihn erneut zu packen. Der junge Mann wirbelte herum und schlug mit seiner Waffe einen Halbkreis von oben nach unten. Die scharfe Klinge traf den rechten Arm des Gegners und trennte ihn in Höhe des Ellenbogens glatt ab. Doch das führte nicht etwa dazu, dass der Angreifer aufgab, sondern schien dessen Bemühungen noch zu verdoppeln. Mit etlichen Stichen und Hieben versuchte der Kaisersohn, sich dieses scheinbar unbesiegbare Wesen vom Leib zu halten, doch er musste dabei auch immer weiter zurückweichen.

„Der Kopf, Vilian“, rief Torok plötzlich. „Du musst ihm den Kopf abschlagen.“

Schwer atmend und schweißgebadet wehrte der junge Mann sich so gut es ging gegen den weiter unbeeindruckt voranschreitenden Angreifer. Ein erneuter Stich traf wieder dessen Bauch und war so heftig von Vilian geführt, dass die Klinge am Rücken des Gegners wieder austrat. Für einen Moment stutzte dieser und blickte an sich herab, als würde er sich über diesen Treffer wundern.

Vilian nutzte diesen Augenblick, trat seinem Gegner mit aller Kraft gegen die Brust, so dass das Schwert mit einem Ruck wieder aus dem Körper herausgezogen wurde. Der Abstand stimmte in diesem Moment; der junge Mann schwang Achtelon herum und schlug zum Hals des unheimlichen Wesens. Plötzlich traten gleißend helle Strahlen aus der Waffe aus, während die Klinge tatsächlich den Kopf des Angreifers von dessen Hals trennte. Der nun kopflose Rumpf schüttelte sich kurz, sackte dann zusammen und blieb

reglos auf dem Boden liegen. Wieder floss kein Blut aus der Wunde, sondern nur die Lache einer stinkenden, wässrigen Flüssigkeit, die schnell im Boden versickerte.

Der junge Mann fiel auf die Knie und musste sich vor Anstrengung und Übelkeit übergeben. Doch er erholte sich recht schnell und erhob sich dann wieder.

Auch Torok war dabei aufzustehen, schien aber angeschlagen zu sein, was sicher eine ungewohnte Erfahrung für den Boa war. „Gut ... gemacht, Vilian“, sagte er und hielt sich die linke Schulter mit schmerzverzerrtem Gesicht.

„Wo ist Chorenia?“, fragte Vilian erschrocken, nachdem er sich umgesehen hatte und die junge Frau nirgendwo entdecken konnte.

„Ich bin hier“, antwortete sie und kam durch die Türöffnung der Hütte wieder hinein. Als das unheimliche Wesen mit Torok und Vilian gekämpft hatte, war Chorenia in Panik rausgelaufen, um zu fliehen. Doch diese blinde Flucht dauerte nicht lange und sie besann sich trotz ihrer großen Angst und war schließlich zurückgekehrt. Zitternd lief sie auf Vilian zu und umarmte ihn, froh darüber, dass ihm offenbar nichts geschehen war.

Der junge Mann war zunächst vollkommen überrascht über diese Reaktion und wusste nicht so recht, wie er damit umgehen sollte. Doch dann umarmte er sie selbst und hielt sie für einen langen Moment fest. Sein Herz schlug dabei seltsamerweise noch viel heftiger, als bei dem Kampf, aber es war ein weitaus ange-

nehmeres Gefühl und er genoss die Körperwärme der jungen Frau.

Torok unterbrach diese Szene, indem er sich die Gestalt näher ansah, die sie eben noch so sehr in Bedrängnis gebracht hatte. Der abgeschlagene Kopf lag einige Ellen weit vom übrigen Körper entfernt mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden. Der Boa drehte ihn vorsichtig um und atmete scharf und hörbar ein. Es war ein menschlicher Kopf, aber er zeigte deutliche Spuren von Verwesung. Die noch vorhandene Gesichtshaut war aufgeschwemmt und wie Wachs. Die Augen waren trüb und schon lange tot. Auch der restliche Körper war voller Verwesungsspuren und ein widerlicher Geruch ging davon aus. Zudem war er voller Wunden, von denen jedoch keine blutete – dieser Mensch lebte schon lange nicht mehr, davon war der erfahrene Torok überzeugt.

„Was ist das nur gewesen?“, fragte Vilian und sah angewidert auf den Torso.

„Ein lebender Leichnam“, antwortete der Boa düster.

„Er hat ihn geschickt und mit seiner Macht am Leben erhalten, um uns zu jagen“, ergänzte er.

„Aber ... weshalb schickt er einen Toten?“

„Sie sehen aus wie Menschen und fallen in dieser Kleidung nicht auf, das ist der Grund“, erklärte Torok.

„Seine anderen Schöpfungen können sich nicht so einfach überall hinbegeben, ohne aufzufallen. Deshalb nutzt er die Toten, die uns an jeden Ort verfolgen können. Ich fürchte, dass dieser nicht der einzige seiner Art ist.“

„Weshalb lässt er uns verfolgen?“, wollte Vilian wissen. „Nur weil du geflohen bist?“

„Sie sind nicht hinter mir her, Vilian. Sie suchen dich.“

„Sie suchen ...? Dann weiß er, dass es mich gibt und ich unterwegs bin“, sagte der junge Mann leise und verstand erst jetzt.

„Du bist der Sohn des Kaisers“, nickte Torok.

„Das alles wurde ihm mitgeteilt – und ich weiß auch, von wem“, bemerkte Vilian mit zusammengekniffenen Augen.

„So wird es sicher sein“, bestätigte der Boa. „Wir müssen also äußerst vorsichtig sein und die Augen ständig offenhalten. Diese Wesen werden nicht ruhen und keine Rast machen. Wie wir gesehen haben, sind sie zudem sehr schwer zu besiegen. Wir dürfen also keine Spuren mehr hinterlassen und müssen uns verborgen halten, er wird viele Spione haben. Wenn wir morgen auf die Westflanke des Gebirges kommen, machen wir einen Schwenk nach Süden in das Wargland und suchen die Stadt Skyopeña auf. Dort können wir uns neu versorgen und vielleicht etwas ausruhen. Danach machen wir uns gleich auf den Weg zu den Alven nach Tarr.“

Dieser Vorschlag Toroks wurde von Chorenia und Vilian natürlich gutgeheißen und geteilt. Die beiden Männer schafften anschließend den Leichnam aus der Hütte und begruben ihn unter einem Haufen Steine, die hier überall in der Nähe zu finden waren. Danach begaben sie sich wieder hinein und der Boa übernahm für den Rest der Nacht die Wache, damit seine beiden Gefährten sich noch ausruhen konnten.

Torok war insgeheim sehr stolz auf Vilian, der mit dem heutigen Kampf gegen den unheimlichen Gegner bewiesen hatte, dass ein Tauris in ihm steckte. Der junge Mann besaß nach Einschätzung des Boa sogar weitaus mehr gute Eigenschaften seines Stammbaumes, als so mancher seiner Vorgänger. Auch die Wende in der Beziehung zwischen ihm und Chorenia war ein gutes Zeichen. Torok war der bestimmte Moment zwischen den beiden keinesfalls entgangen und er freute sich innerlich sehr über die Veränderungen seines Schützlings. Er warf noch etwas Holz nach und verbrachte eine ruhige restliche Nacht mit seinen Gedanken.

Am Vormittag des nächsten – düsteren – Tages gelangten sie mit dem Abstieg von der Alm auf die Westseite des Dwanengebirges und somit in das Wargland. Hier war die Wolkendecke nicht mehr so dicht und die Sonne kam sogar gelegentlich durch. Die weiten Gras Ebenen Warglands erstreckten sich bis an den rauen Küstenstreifen im Westen. Einige kleine Buchen- oder Birkenwälder unterbrachen die ansonsten flache Ebene und wurden von den drei Wanderern deshalb gern genutzt, weil sie Deckung vor feindlichen Augen boten. Allerdings zeigte sich weit und breit kein Feind. So oft Toroks scharfer Blick auch alle Richtungen absuchte, er konnte nichts erkennen, was auf einen Verfolger hindeutete.

Gegen Mittag gelangten die Gefährten in bewohnte Gebiete, denn die ersten Höfe tauchten auf, an deren Felder und Weiden sie vorbeischritten. Jeder dieser Höfe war gesichert wie eine Festung und von hohen

Mauern umgeben. Manchmal wurden sie von diesen Mauern herab beobachtet. Die Wargländer waren es gewohnt, in einer einsamen und fern jeder schützenden Garnison liegenden Landschaft zu leben. Dies änderte sich erst noch weiter westlich in der Nähe der Stadt Skyopeña, die zu einer der größeren Ortschaften dieses ansonsten sehr dünn besiedelten Landes zählte. Die Stadt lag in einer Schleife des Flusses Akir und besaß einen kleinen Hafen. Direkt davor erstreckte sich ein zentraler Marktplatz, von dem etliche Straßen wie in einem Spinnennetzmuster abzweigten.

Die Stadtmauer zog sich ringförmig vom nordwestlichen Ufer des Flusses bis zum südwestlichen der Schleife und wurde direkt am Wasser durch dicht aneinander stehende Gebäude ersetzt, die sich zwischen den beiden Enden der Mauer dem Lauf des Flusses anpassten und somit einen recht sicheren Schutz vor Angriffen boten.

Allerdings wurde in diesen sicheren Zeiten die Wachsamkeit eher vernachlässigt. Es gab zwar eine relativ zahlreiche und gut bewaffnete Stadtwache, aber die Tore waren nicht besetzt und allerhand Volk schritt ungehindert hindurch.

Auch Chorenia, Vilian und Torok gelangten so ohne Kontrolle in die Stadt und hielten sich einfach immer an die Menge, die offenbar auf der Hauptstraße in Richtung Marktplatz und Hafen strömte. Für wargländische Verhältnisse war der Ort in der Tat sehr belebt. Etliche Ochsenkarren und mühsam gezogene Handwagen hielten den Strom immer wieder auf. Dichtes Stimmengewirr, Rufe, Flüche und Lachen beherrs-

ten die Atmosphäre dieses Zuges. Offenbar war heute Markttag oder Auktion, wie die drei Wanderer treffend vermuteten. Sie waren erschöpft und hungrig und wollten sich für diesen Tag einmal den Luxus eines Gasthauses mit richtigen Betten und gutem Essen gönnen.

Dies fanden sie Toroks Meinung nach am ehesten in der Nähe des zentralen Platzes, also folgten sie der Menge weiter. Das Stadtbild wurde von zumeist eingeschossigen und mit flachen Pultdächern versehenen Häusern und etlichen, gleichaussehenden Straßen beherrscht. Die Gebäude waren schmucklos aber ausnahmslos sehr gepflegt und nach Art der Wargländer schlicht. Manche Straßenzüge ähnelten sich so sehr, dass Vilian sich fragte, wie die Bewohner sich hier ohne Karte nur zurechtfinden.

Am Ende der Straße, auf der sie sich gerade befanden, hatten sich bereits einige Händler niedergelassen. Ein gemauerter Bogen, der mit wildem Wein bewachsen war, diente praktisch als Eingangstor zu dem mehrere Felder großen Marktplatz. Der in seiner Grundfläche ovale Platz wurde durch etliche Reihen mit beschirmten Ständen und Holzbuden unterteilt. Ein unglaubliches Gewimmel und Stimmengewirr herrschten hier. Bauern priesen ihre Produkte lautstark an, Handwerker stellten ihre Waren mit lautem Hämmern und Schleifen her. Irgendwo spielte Musik, eine Gruppe Narren machte ihre Späße inmitten der Menschenmenge und wurde mit reichlich Applaus und Gelächter belohnt.

Während Torok versuchte, einigermaßen zügig durch diese Menge zu gelangen – was sich als sinnloses Unterfangen herausstellte – bestaunten Chorenia und Vilian das bunte Treiben. Nicht einmal der zentrale Markt in Tharon bot eine derartige Fülle und Atmosphäre, wie die beiden fanden. Der Boa lenkte sie dennoch ab und deutete auf die gegenüberliegende Seite des Platzes, der von einem mehrstöckigen Gebäude beherrscht wurde, welches im Gegensatz zu den anderen Häusern dieser Stadt mit reichlich Ornamenten und kunstvollen Schnitzereien verziert war. Offensichtlich war dies das Rathaus, es besaß an seinen Rändern weitläufige Arkaden, die Läden, Werkstätten und wie es aussah auch ein Gasthaus beherbergten. Das war Toroks Ziel, denn der Boa hatte – wie seine Gefährten auch – Sehnsucht nach einer warmen Mahlzeit und einem Bett. Selbst wenn dieses Gasthaus teurer sein sollte, war das kein Problem, denn er war vom Kaiser mit ausreichend Goldmünzen ausgestattet worden, die er bisher noch nicht ausgegeben hatte.

Torok suchte nach einem günstigen Moment, um sich einen Weg durch die Menge zu bahnen und blickte sich immer wieder nach seinen beiden Gefährten um. Gerade tat er dies wieder, um sicher zu sein, dass sie ihm auch folgten, als er plötzlich stutzte. Inmitten der vielen Menschen glaubte er eine Gestalt gesehen zu haben, die ..., doch nein, das konnte nicht sein.

„Torok, sieh dir diese unglaubliche Menge an Früchten an, die sie hier haben“, sagte Vilian kopfschüttelnd, als er und Chorenia endlich wieder herangekommen waren. Der Boa nickte nur abwesend und

suchte die Menge erneut mit seinem scharfen Blick ab. Da war es wieder, nur für einen kurzen Moment sah er das graue Kleid in der bunten Masse.

„Was ist denn, suchst du etwas?“, fragte Vilian ihn.

„Ich bin mir nicht sicher“, antwortete Torok zögernd. Dann sah er ihn jedoch plötzlich sehr genau und ohne Zweifel. Der lange graue Überwurf war ebenso wie jener, den der lebende Tote von gestern Nacht getragen hatte. Die Gestalt, die diesen Umhang trug, blieb in der Menge stehen. Die weite Kapuze verbarg das Gesicht aber Torok spürte, dass er von dort drüben beobachtet wurde. „Dein Schwert, Vilian. Zeigt es eine Reaktion?“, wollte der Boa wissen.

Verblüfft sah Vilian ihn an und zog dann die Waffe ein Stück aus der Scheide. „Achtelon glimmt“, stellte er fassungslos fest.

Torok nickte nur. „Wir müssen schnellstens von hier fort“, sagte er drängend. Die Gestalt in dem grauen Kleid schien Gedanken lesen zu können, denn sie setzte sich im selben Augenblick wieder in Bewegung und hielt direkt auf die drei Gefährten zu.

„Was ist los?“, fragten Chorenia und Vilian gleichzeitig.

„Ein weiterer Toter, er verfolgt uns und kommt direkt auf uns zu“, antwortete der Boa und zog beide mit sich. Sie eilten los und bahnten sich einen Weg durch die dichte Menschenmenge. Auch die graue Gestalt wurde schneller und schlug sich rücksichtslos durch. Es war nun eindeutig, die drei Wanderer wurden erneut verfolgt. Selbst hier am hellen Tag und inmitten vieler Menschen waren sie nicht sicher vor diesen

Wesen, die nur durch eine unheimliche Macht am Leben erhalten wurden.

Chorenia, Vilian und Torok flüchteten in Richtung Rathaus und eilten so schnell es ging zwischen den Reihen der Verkaufsstände hindurch. Ihre Eile wurde von vielen Marktbesuchern mit Kopfschütteln und deutlichem Unmut quittiert. Die Größe und Erscheinung Toroks verschaffte ihnen jedoch stets Platz. Dennoch holte ihr Verfolger stetig auf und kam immer näher.

Torok ließ seine beiden Gefährten an sich vorbei und versuchte es mit einer anderen Taktik. Er brachte mehrere Hindernisse zwischen sich und dem Verfolger und warf dabei einige der Aufbauten in der Hoffnung um, die Verwirrung und das Durcheinander würden die graue Gestalt etwas aufhalten. Tatsächlich entstand durch die umgeworfenen Stände einiges Chaos. Die Händler fluchten und versuchten, die Stände wieder aufzubauen. Etliche Menschen strömten hinzu, um sich anzusehen, was denn dort geschah. Sie bildeten regelrechte Trauben von Neugierigen, die den Verfolger für einen Moment aufhielten. Doch die unheimliche Gestalt bahnte sich wieder ohne Rücksicht ihren Weg durch die Masse.

Einer der geschädigten Händler bemerkte das und wollte den rücksichtslosen Rüpel zur Rede stellen, doch die knöcherne und entsetzliche Fratze, die plötzlich unter der Kapuze hervorstarrte und den Mann anfauchte, ließ ihn erstarren und von seinem Vorhaben ablassen. Entsetzt taumelte der Händler zurück und

stolperte über seine am Boden liegenden Sachen, während die graue Gestalt längst schon wieder weiterlief. Die drei Wanderer hatten inzwischen etwas Vorsprung gewonnen und die Reihen der Marktstände hinter sich gelassen. Sie liefen nun auf der anderen Seite des Platzes am Rathaus und den Arkaden vorbei. Kurzenschlossen steuerte der Boa auf den Eingang eines der Läden zu und stürmte hinein. Chorenia und Vilian folgten ihm und liefen gemeinsam an sie verwundert anblickenden Leuten vorbei zu einer weiteren Tür im hinteren Teil dieses Ladens. Es war ein Backhaus und sie betraten durch diese weitere Tür die Ofenstube, die sie ohne erklärende Worte – dafür aber unter dem lautstarken Protest des Backmeisters – ebenfalls durchquerten.

Wie erhofft gab es hier hinten einen zweiten Ausgang, den der Boa öffnete und zusammen mit seinen beiden Gefährten hinauslief. Die drei Flüchtigen befanden sich nun zwischen dem Rathaus und der Gebäudereihe, die direkt am Fluss als Wehrmauerersatz diente. Rechter Hand war ein Bootshaus sowie mehrere Trockenplätze für Netze und Takelage der etlichen Zweimaster, die hinter den Gebäuden im Hafen lagen. Zentral in dieser Gebäudereihe stand ein großer Seilschuppen mit einer Anlegestelle auf seiner Rückseite, die bei Bedarf durch ein großes, stabiles Tor gesichert werden konnte, zurzeit aber offenstand.

Sie liefen in den großen Schuppen hinein. Die Hoffnung Toroks, den Verfolger durch die Flucht in das Backhaus abgeschüttelt zu haben, erfüllte sich leider nicht. Schon hörten sie den Backmeister erneut laut

schimpfen und nach der Stadtwache rufen. Etwas klirrte laut und weitere, diesmal erschrockene Ausrufe folgten. Der Seilschuppen beherbergte große Mengen an zusammengerollter Takelage und Segeltuch. Ein zweiter Boden war über eine Holzleiter zu erreichen, welche von den drei Gefährten genutzt wurde, um nach oben zu gelangen. Auch hier auf dem Boden lagen dicke Seilpakete, hinter denen sie sich verbargen. Sie versuchten, ihren Atem zu beruhigen und sich so still wie nur möglich zu verhalten. Für eine Weile war es dann vollkommen ruhig, selbst der Lärm aus der Backstube war verstummt.

Hatte der unheimliche Verfolger ihre Spur verloren? Chorenia befürchtete, dass ihr heftiger Herzschlag sie verriet und sie versuchte, sich zu beruhigen. Torok erhob sich vorsichtig hinter dem Seilstapel und wagte einen Blick zum Ausgang des Schuppens. Nichts rührte sich dort, kein Gegner ließ sich sehen. Es schien fast so, als hätten sie ihn abgeschüttelt, doch dann hörten alle drei die leisen Schritte. Ein knarrendes Geräusch war zu vernehmen – jemand bestieg die Leiter und kam hinauf. Ein fauliger Gestank wehte den drei Gefährten plötzlich entgegen, der sogar den Geruch der feuchten Seile überdeckte und Übelkeit bei Chorenia erzeugte.

Vilian zog leise sein Schwert und blickte gebannt zur Leiter herüber, während Torok sich eines der dicken Seile nahm und ebenfalls den Aufstieg beobachtete.

Eine heisere, gurgelnde Stimme erklang plötzlich dicht unterhalb der oberen Stufen: „Ich kann dich spüren, ich weiß, dass du dort oben bist.“

Die Stimme jagte Vilian einen Schauer über den Rücken und er packte seine Waffe noch fester.

„Komm herunter zu mir und gib mir, was mir gehört“, ächzte die Stimme erneut, wobei ein unnatürliches Atemgeräusch jedes Wort begleitete.

„Verschwinde, ich habe nichts, was dir gehört“, entfuhr es Vilian, was er im nächsten Moment schon wieder bereute.

„Oh doch, du besitzt etwas, das mir gehört – schon seit vielen Jahrhunderten“, gurgelte sie Stimme als Erwiderung. Plötzlich schnellte der Besitzer dieser Stimme die Leiter empor und betrat den Boden. Es war tatsächlich ein weiterer lebender Leichnam, ähnlich gekleidet wie der erste und mit furchtbar entstelltem Gesicht, dessen restliche Hautfetzen grünlich schimmerten und mit einem entsetzlichen Eigenleben in Form von Würmern und Maden versehen war. Der Leichnam stellte sich drohend vor dem Leiteransatz auf und blickte in Richtung des Versteckes der Gefährten. In seinen fauligen Händen hielt er zu allem Übel noch eine Waffe. Es war eine langstielige Fischesichel, mit der die Fischer größere Tiere zerteilten, die rasiermesserscharfe Klingen besaßen.

Die unheimliche Gestalt machte einige schnelle Schritte nach vorn und fuchtelte wild mit der Waffe umher. Die drei Gefährten erhoben sich schnell hinter ihrem Versteck und stoben auseinander. Ihr Gegner stieß die Sichel in Richtung Chorenia und wollte sie an der Flucht zur Seite hindern. Vilian parierte den Hieb mit seiner Waffe und trat in den Kampf ein. Beide Klingen trafen mehrfach klirrend aufeinander. Der lebende

Leichnam war dabei trotz seiner furchtbaren körperlichen Verfassung keineswegs langsam oder schwerfällig, sondern äußerst gewandt und gefährlich mit der Waffe.

Vilian war im Umgang mit dem Schwert noch nicht besonders geübt, obwohl die Macht Achtelons ihm ein gewisses Geschick verlieh. Dennoch hatte der junge Mann es nicht leicht, den ohne Rücksicht angreifenden Gegner von sich fernzuhalten. Wie zuvor bei dem anderen lebenden Leichnam versuchte Vilian auch hier, seinem Gegner den Kopf abzuschlagen, was allerdings an der geschickten Kampfweise des Wesens scheiterte.

Schwer atmend und schweißüberströmt kämpfte der junge Mann weiter und hatte dabei nicht einen Augenblick Zeit, sich nach seinen beiden Gefährten umzublicken. Vilian fragte sich verzweifelt, wo der Boa nur blieb. „Torok“, rief er hilfeschend, erhielt jedoch keine Antwort. Wo war sein ehemaliger Leibwächter nur?

Plötzlich gab es ein surrendes Geräusch und der lebende Leichnam wurde mit einem gewaltigen Ruck von den Füßen gerissen und kopfüber in die Höhe gezogen. Ein Fuß des Gegners hing in einer Seilschlinge fest, der Körper zappelte hilflos in der Luft. Torok stand am Rand des Hochbodens und hielt das Seil fest, welches er über einen Querbalken des Dachstuhles geworfen und mit der Schlinge den Gegner eingefangen hatte. Er band das Seil nun scheinbar in aller Ruhe an einem Balken fest.

Der lebende Tote versuchte sich zu befreien und fauchte dabei wild. Eine dunkle, schäumende Flüssigkeit tropfte von ihm herunter und bildete eine Lache auf dem Boden. Seine Waffe hatte der Angreifer bei der so unerwarteten Aktion Toroks verloren.

Der Boa trat nun näher und blickte zu dem gefangenen Wiedergänger hinauf, dessen Kopf nur wenige Spannen über Torok hing. „Wie viele von euch sind noch hinter uns her?“, sprach er das unheimliche Wesen an. Er glaubte zwar nicht ernsthaft daran, eine Antwort zu erhalten, aber ein Versuch war es zumindest wert.

„Verstehst du mich?“, wollte er wissen.

Zu seiner und auch seiner Gefährten Verwunderung hörte der Leichnam plötzlich auf zu zappeln und hing vollkommen ruhig an dem Seil. „Ihr entkommt mir nicht“, zischte das Wesen mit heiserer Stimme. „Ich besitze viele Diener dieser Art. Mögt ihr auch etliche von ihnen vernichten, so kommen doch immer neue und verfolgen euch.“

„Wer bist du?“, fragte Vilian mit zusammengekniffenen Augen.

„Ihr werdet mir nicht entkommen“, wiederholte das Wesen gurgelnd, wobei sich grünlicher Schaum vor seinem Mund bildete. Es war bei diesem Anblick beinahe unmöglich sich vorzustellen, dass dies einst ein Mensch gewesen war. Nun war es nur noch ein Werkzeug in der Hand einer bösen Macht, die im Siebental herrschte.

Torok machte diesem furchtbaren Scheinleben ein Ende, in dem er die Fischesichel aufhob und dem Wesen mit der scharfen Klinge den Kopf abschlug. Der

nun wirklich leblose Körper baumelte für einige Augenblicke an dem Seil hin und her und hing dann still. Die drei Gefährten wollten diesen Ort so schnell wie möglich verlassen und stiegen die Leiter hinab.

Gerade als sie unten angekommen waren, stürmten plötzlich mehrere Leute in das Seilhaus hinein. Der Backmeister, durch dessen Stube Chorenia, Vilian und Torok vorhin gelaufen waren, befand sich darunter. Mehrere Stadtwachen begleiteten ihn und als sie die drei Gefährten entdeckten, deutete der Mann auf sie und rief: „Dort, dort hinten, das sind sie. Diese drei und noch ein vierter, der ihnen folgte.“

„Ihr da, bleibt sofort stehen“, rief einer der Männer der Stadtwache im Befehlston. Torok schätzte blitzschnell die Lage ab. Seine beiden Gefährten und er hatten weder die Zeit für lange Erklärungen, noch wollten sie sich in den Kerker dieser Stadt einsperren lassen. Und in einen Kampf gegen die Wachen, die letztlich nur ihre Aufgabe erfüllten, wollten und konnten die drei Wanderer sich auch nicht einlassen. Es blieb ihnen also keine weitere Möglichkeit, als die erneute Flucht. An der Anlegestelle auf der Rückseite des Seilhauses lagen einige Ruderboote nebeneinander.

Als hätten sie alle drei denselben Gedanken gleichzeitig gehabt, rannten die Gefährten in Richtung der Boote. Chorenia und Vilian sprangen in eines hinein, während Torok noch im Lauf das Tau durchtrennte und das Boot von der Anlegestelle abstieß. Gleichzeitig schlug Vilian Löcher mit seinem Schwert in die beiden anderen Boote. Chorenia und Torok schnappten sich die Paddel des Bootes und durchpflügten das

Wasser wie wild, um so schnell wie nur möglich vom Ufer fortzukommen. Das war auch allerhöchste Zeit, denn die Stadtwachen gelangten an die Anlegestelle und versuchten das Boot mit den Flüchtenden noch zu erreichen.

Einer der Männer sprang vom Steg, verfehlte das Boot aber um wenige Spannen und landete im Wasser. Offenbar war er kein guter Schwimmer, so dass er sofort aufgab und zum Anlegesteg zurückkehrte. Die beiden anderen Boote waren nicht mehr zu benutzen, so dass den Wachen - und dem Backmeister - schließlich nichts anderes mehr übrigblieb, als schimpfend und fluchend im Seilhaus stehen zu bleiben und den drei davoneilenden Gefährten mit drohenden Gebärden nachzublicken.

Chorenia und Torok hatten inzwischen durch ein gutes Zusammenspiel beim Paddeln erreicht, dass sich das Boot zügig auf die Mitte des Flusses bewegte. Sie fuhren aus dem Einflussbereich der Stadt hinaus und folgten dem Lauf des Akir in südwestliche Richtung weiter. Nun mussten sie zwar auf die erhoffte Rast und die weichen Betten des Gasthauses verzichten, hatten aber für einige Zeit ein Fortbewegungsmittel, mit dem sie zügiger vorankamen und ihr Ziel somit schneller erreichten ...

## **Düsternis zieht auf**

Tiefblau war der Himmel über dem Land Tarr, dessen riesiges Waldgebiet sich scheinbar unendlich ausdehnte und regelrechte Baumriesen beherbergte. Wie ein immergrünes Meer wogten die Kronen dieser gewaltigen Bäume im Wind, der mit ihnen zu spielen schien und den Takt für ein immerwährendes Konzert der Natur angab. Ein unbestimmtes Schimmern hing wie ein goldenes Netz über diesem Land, dessen Blätter sich niemals verfärbten oder abgeworfen wurden. Die Sonnenstrahlen durchbrachen dieses Netz in hellen Säulen und zauberten die unterschiedlichsten Muster auf den Waldboden. Vielfältige Farben und Formen spiegelten sich in diesem Licht wider – alles lebte in Tarr.

Der Cerah und sein Reiter flogen pfeilschnell darüber hinweg und suchten ihr Ziel in der Lebensmitte des Waldes – dort, wo die Bäume am ältesten und größten waren und schon den Anbeginn der Welt erlebt hatten. Lorencia, die Stadt der Waldalven des Stammes der Cam Briany erschien in der Ferne und die scharfen Augen des jungen Alven machten die ersten Einzelheiten aus, während er direkt darauf zuflog. Die Stadt lag in den Bäumen und erstreckte sich über viele Ebenen und Plattformen hoch über dem Waldboden. Ein Wall aus natürlich gewachsenen Ästen und Stämmen umringte den oberen Teil der Stadt und schützte sie so vor Angriffen aus der Luft. Entlang der gewaltigen Stämme der Baumriesen führten Treppen in die anderen Ebenen, welche Wohnungen und sogar ganze gemeinschaftlich genutzte Häuser beherbergten.

Die Baumkronen bildeten dabei lichtdurchflutete Dächer, durch die das Sonnenlicht auf Straßen und Plätze im Astwerk der pflanzlichen Riesen schien. Alles in dieser Stadt war natürlich gewachsen und lediglich von den Alven geleitet und gelenkt worden, denn ihre Magie im Umgang mit Tieren und Pflanzen war mächtig aber auch sanft.

Tiguval näherte sich mit seinem Reittier der Stadt und hatte plötzlich noch zwei andere weiße Drachen neben sich, dessen Reiter ihn freundlich grüßten und zu einer bestimmten Ebene in den Baumkronen geleiteten, auf der die Tiere sicher landen konnten. Die drei Reiter stiegen von den Cerah ab, bedankten sich bei ihnen für den Dienst und begrüßten sich dann.

„Sei willkommen, Bruder aus dem geheilten Land“, sagte einer der beiden anderen Alven freundlich zu Tiguval.

„Ich danke euch für das Geleit, Brüder“, antwortete er ebenso. „Groß sind die Bäume der Cam Legary nias gewachsen, seitdem sie eingesät wurden, doch sie sind nichts im Verhältnis derer des Landes Tarr“, bemerkte er bewundernd. Tiguval war noch niemals im Stamm-land seines Volkes gewesen – nur die Lieder und Erzählungen hatte er bisher über die Cam Briany und ihre Stadt Lorencia gehört. Angesichts der Schönheit dieses Ortes klangen sie ihm wieder im Ohr:

*Oh, weit ist das Grün deines Hauptes,  
von der Sonne verwöhnt, du bist ewig mein.  
Oh, tief das Geheimnis deines Herzens,  
das wir in dich gruben, du bist ewig unser.*

*Oh, Labsal für das Auge ist die Schönheit,  
die du offen trägst, du bist ewig ihres.  
Oh, Leben, das du ohne Rast spendest,  
alles ist aus dir, wir sind ewig dein.*

Als würden sie seine Gedanken lesen können, legten die beiden anderen Alven ihm die Hände auf die Schultern und sagten: „Du bist zuhause, Bruder. Komm mit uns und lass dich ein wenig durch Lorencia führen.“

„Ich bin leider nicht zu meinem Vergnügen hier“, antwortete der junge Alve.

„Das wissen wir, Tiguval.“

„Ihr kennt meinen Namen?“, wunderte er sich.

„Du bist der Liebling von Liana, der Tochter Aldanons. Wie sollten wir deinen Namen da nicht kennen. Nur dich konnte sie in deiner Mission herschicken“, antwortete einer der beiden anderen Alven. „Mein Name ist übrigens Vinamar, der Bruder hier heißt Linamar. Lass dich also von uns führen, wir geleiten dich zur rechten Zeit zu Aldanon.“

Tiguval stimmte also zu und betrat gemeinsam mit seinen beiden Begleitern eine sich windende Treppe, die um den Stamm des mächtigen Baumes hinab zu den Wohnebenen führte. Das Sonnenlicht, das durch das ewiggrüne Blätterdach hindurchschien, zauberte goldene Säulen auf die Wege und Brücken, über welche die Alven schritten.

Alles war belebt von den Angehörigen des Volkes der Cam Briany. Tiguval bewunderte noch immer die Größe und schöne Form aller Dinge dieser Stadt. Während seine Heimat nun an die zwei Jahrhunderte alt war, besaß der Kern von Lorencia die Historie ganzer Zeitalter der Alven und stand dennoch in der Blüte

des Lebens. Aus allen Richtungen ertönten Gesang und Musik und die Fröhlichkeit heller, klarer Stimmen schwang in der Luft mit. Dennoch lag auch eine gewisse Melancholie in den Gesichtern dieser Alven, die zu dem Urstamm des Lichtvolkes gehörten.

Nachdem Tiguval von seinen Begleitern eine ganze Zeit lang in der Stadt herumgeführt worden war, betraten sie gemeinsam eine breite, aus vielen starken Ästen gewachsene Treppe, die zu einem ausladenden Platz hinunterführte, in dessen Zentrum ein gewaltiger Stamm emporwuchs. Dieser Stamm besaß eine hohe, gewölbte Aushöhlung, die tief in ihn hineinführte. Ein Thron beherrschte die Mitte dieser Halle in dem Baumstamm. Er war aus rotem Holz geschnitzt, besaß eine hohe Lehne und schien wie aus dem Mark des Baumes herausgewachsen zu sein.

Doch das allein erregte nicht die Aufmerksamkeit Tiguvals. Die Person, die auf diesem Thron inmitten ihres Volkes saß, war weitaus imposanter als alle Pracht dieser Halle. In weißen Kleidern und mit silbernem Haar, einen goldenen Reif um das Haupt tragend, saß Aldanon, Vater der Alven und Gründer eines der einst sieben Stämme des Lichtvolkes wahrhaftig vor ihm. Der junge Alve erkannte die Gesichtszüge und die bernsteinfarbenen Augen sofort – sie waren wie die von Liana – nur noch viel weiser und erfahrener.

Niemals zuvor hatte Tiguval den Stammvater gesehen, noch ihn reden gehört. Nun sprach ihn dieser mit seiner wundervoll tiefen und voll klingenden Stimme direkt an: „Willkommen, Tiguval aus dem Stamm meiner geliebten Tochter. Tritt näher und lass dich betrachten“, sagte er mit einer einladenden Handbewegung.

Der junge Alve trat langsam vor und grüßte Aldanon nach der Sitte seines Volkes, indem er die Hand aufs Herz legte und den Kopf leicht neigte.

„Was führt dich her, Bruder?“, fragte der Alvenfürst. „Ich hörte, ihr hieltet euch in Tharon auf“, ergänzte er und verriet damit, dass er eigentlich schon mehr wusste, als es seine Frage vermuten ließ.

„Deine Tochter schickt mich zu dir, Herr“, antwortete Tiguval. „Wir waren in der Tat in Tharon um den Kaiser davon zu überzeugen, den Völkerrat einzuberufen. Liana befürchtet, dass die Finsternis des Fluches der Druiden wieder zurückkehrt.“

Aldanon nickte ernst und sein klarer Blick verdunkelte sich für einen Moment. „Auch ich spürte diese Anwesenheit des Bösen, das wir vernichtet zu haben glaubten. Wie ist das Gespräch mit dem Kaiser verlaufen? Ruft er den Rat ein?“

„Nein, er will lediglich Boten aussenden, die Ausschau nach möglichen Zeichen der Rückkehr des Bösen halten sollen. So hat es Kaiser Radian beschlossen“, erklärte der junge Alve.

„Er allein?“, bemerkte Aldanon mit skeptischem Unterton.

„Herr, du kennst die Umstände in Tharon sicher weit aus besser als ich. Der Kaiser hat einen Ratgeber, der gegen unsere Bitte sprach.“

„Oh ja, ich kenne die Umstände Tharons“, nickte Aldanon. „Sie sind nicht mehr dieselben, die einst unter Yardoan herrschten. Die Menschen vergessen wieder, das ist ihre größte Gefahr. Doch wir Alven vergessen nicht und müssen deshalb doppelt wachsam sein. Wenn du wieder zurückkehrst in das geheilte Land, Bruder, so bitte meine Tochter darum, dass auch sie

Boten in den Norden und Nordosten aussendet. Wir werden dies ebenfalls von hier tun. Die scharfen Augen der Cerah sollen das ganze Land jenseits der Gebirge absuchen. Warnt alle Völker vor der möglichen Gefahr. Wenn sie schließlich alle in Tharon vorsprechen, muss der Kaiser endlich den Rat einberufen.“

„Ich werde diesen Auftrag schnell in mein Land tragen“, nickte Tiguval. „Doch du sollst zuvor noch etwas wissen, Herr.“

„Sprich.“

„Der Sohn des Kaisers befindet sich in der Verbannung - und er trägt das Schwert Achtelon bei sich, welches er sich heimlich nahm, wie man sich erzählt.“

„Das ist in der Tat eine wichtige Neuigkeit“, sagte Aldanon mit ernster Miene. „Ich weiß nur noch nicht, ob sie als gutes oder als schlechtes Zeichen zu werten ist“, ergänzte er nachdenklich. „Das Schwert der Einheit sollte nicht einfach herumgetragen werden - es gehört zum Erbe von Tharon. Wenn der Feind tatsächlich wiederkehrt, wird er genau danach trachten, denn wenn er die Waffe in seinen Besitz hat, kann niemand ihn mehr aufhalten. Wir müssen also auch Ausschau nach dem Sohn des Kaisers halten. Weiß man, wo er sich aufhält?“

„Er soll einen Lehrmeister im Nordosten im Siebentalgebirge aufsuchen, mehr konnten wir nicht herausfinden“, antwortete Tiguval.

„Sei für heute unser Gast, Bruder“, sagte Aldanon und erhob sich. „Schon morgen brechen wir auf und machen uns auf die Suche. Wir Alven müssen wachsam sein, wenn andere Augen verschlossen bleiben - ich ahne, dass dies leider nötig sein wird.“

## Der Angriff

Der tharonische Reiter folgte dem Lauf des Ihreas nach Norden und gelangte in die dichten Waldgebiete Skaliziens. Der breite Strom wand sich hier in mehreren Schleifen durch die von Zypressen, Kiefern und alten, knorrigen Wasserweiden beherrschte Landschaft. Die bewaldete Ebene wurde gelegentlich von roten Felsformationen unterbrochen, die vor allem am Uferbereich des Flusses wie plötzlich aus dem Boden gewachsen zu sein schienen. Eine Kette dieser Felsen ragte im Nordosten in den Himmel und stellte sich dem Lauf des Ihreas in den Weg, so dass der Fluss einen Bogen um die Formation machte. Zwischen den Felsen und dem Flussbett wuchs ein Weidenwald, dessen Ästen weit in das Wasser hineinragten und ein regelrechtes Dach bildeten.

Der Mann lenkte sein Pferd zwischen die Felsen hindurch und suchte einen Pfad durch den Weidenwald zum Flussufer. Es war bereits später Nachmittag und die Sonne verschwand hinter den Felsen. Die letzten dunkelroten Strahlen spiegelten sich in den Wellen des Flusses und zauberten goldrote Kronen auf die Wellen. Der Platz unter einer der mit breiten Stämmen und weit ausladenden Ästen versehenen Weiden war perfekt für das Nachtlager, wie der Reiter meinte.

Er war tharonischer Soldat, hochgewachsen mit dunklem, schulterlangem Haar. Ein schmaler Kinnbart zierte das Gesicht des etwa dreißig Jahre alten Mannes. Er stieg ab, legte seinen blauen Reitermantel auf den Boden und setzte den mit einem roten Federbusch versehenen Helm ab. Auch sein Rüstzeug, Brustpanzer und

Arm- und Schienbeinschutz aus Leder und Metall konnte er für diesen Tag ablegen. Er war den ganzen Tag geritten und hatte seinem Tier und sich nur wenig Rast gegönnt. Seine Aufgabe war es, als einer der aus Tharon ausgesandten Boten nach feindlichen Aktivitäten Ausschau zu halten. Allerdings hatte man ihm und den anderen Boten weder gesagt, wonach sie genau sehen, noch was sie dann tun sollten.

Cladian – so hieß der tharonische Reiter – konnte sich nicht daran erinnern, jemals einen so ungenauen Befehl von seinem Hauptmann bekommen zu haben. Fast kam es ihm so vor, als wollte man eigentlich gar nicht, dass die Boten irgendetwas entdeckten oder herausfanden. Selbst auf einige Nachfragen hatte der Hauptmann nur ausweichend geantwortet und sie dann schließlich losgeschickt.

Er entfachte mit dem Reisigzünder ein kleines Feuer und nährte es mit trockenem Holz aus den Satteltaschen. Er setzte an den Stamm der alten Weide und blickte auf das Wasser. Er liebte den Ihreas, in dem er schon als kleiner Junge in Tharon gebadet hatte. Vielleicht hatte er diese Strecke entlang des Flusses auch deshalb gewählt. Sein Ziel waren die skalizischen Siedlungen, die noch zwei Tagesritte flussaufwärts lagen. Dort wollte er die tharonische Garnison von Hathea aufsuchen, die Besatzung dort nach irgendwelchen Feinden befragen, die dort höchstwahrscheinlich nicht gesichtet wurden und dann unverrichteter Dinge wieder nach Tharon reiten.

„Nun gut, dann soll es halt so sein. Was kümmern mich unsinnige Aufgaben?“, sagte er zu sich selbst

und briet sich dann sein Trockenfleisch über der Flamme. Die Dämmerung war inzwischen weit fortgeschritten und die hellsten Sterne am heute klaren Himmel leuchteten bereits. Doch ganz so klar war der Himmel dann doch wieder nicht, wie Cladian nach einer Weile feststellte. Aus Richtung Nordosten kam eine regelrecht schwarze Wolkenwand herüber, die nichts Gutes versprach. Offenbar schien sich dort ein Unwetter zusammenzubrauen. Er hoffte nur, dass er davon verschont blieb.

Seine Gedanken wurden von seinem Pferd unterbrochen, das eben noch am Fluss gestanden und Wasser getrunken hatte, jetzt plötzlich laut schnaubend zurückwich, als habe es Angst vor etwas. „Heda, was ist denn los? Hat ein großer Fisch nach dir geschnappt?“, fragte er halb verwundert, halb belustigt. Er stand auf und ging zu dem Tier hin, um es zu beruhigen. Das Pferd schnaubte jedoch weiterhin und zeigte deutlich seine Angst. Cladian nahm es an den Zügeln und band es an einem Baum fest. Dann ging er selbst zum Wasser und sah sich am Ufer um. Er konnte nichts erkennen, was dem Pferd solche Furcht eingeflößt haben mochte. „Alles ist gut“, sagte er im beruhigenden Ton und drehte sich dem Tier dabei zu.

Im selben Moment schoss eine große Gestalt aus dem dunklen Wasser, durchbohrte den tharonischen Boten mit einer langen Lanze und riss ihn mit in die Fluten. Nur ein blutroter Streifen im Wasser, der sich für einige Zeit mit den Schaumkronen mischte, verriet noch das Geschehen, das hier eben stattgefunden hatte. Das Pferd Cladians stand noch immer angebunden am

Baum und war der einzige Zeuge der seltsamen Bugwellen, die kurz darauf den Fluss hinabglitten und der Tausenden noch seltsameren Flossen, die das Wasser durchschnitten ...

Eine der wichtigsten Lebensadern Tharons war das Netz aus Kanälen, welche die Stadt, die auf einer natürlichen Furt errichtet worden war, durchzogen. Die starke Strömung des Ihreas wurde dabei durch sich verengende Schleusen genutzt, um das Wasser auch in höhergelegene Gebiete der Stadt zu leiten. Zu diesem Zweck gab es auf der nordöstlichen Seite eine mit zwei Wehrtürmen und einer sie verbindenden Brücke versehene Schleuse, welche die einströmenden Wassermassen mit einem verstellbaren Tor regeln konnte.

Die Schleuse selbst war ständig besetzt von einem Schleusenmeister, während auf den beiden Türmen Soldaten Wache hielten, die diesen besonders empfindlichen Teil der Stadt und ihre Wehranlagen zu beschützen hatten. Immer zu Beginn der Dämmerung wurden große Wachfeuer in dafür vorgesehenen Metallkörben entzündet, die mit auslegbaren Masten vor die Stadtmauern gehängt wurden und so den Fluss beleuchteten. Je zwei Wachen pro Turm blickten hinaus in die Nacht, während weitere auf der Brücke zwischen den beiden Türmen und über der Schleuse auf und abgingen.

Der Dienst auf dieser Seite Tharons war recht beliebt bei den Angehörigen der Stadtwache, da sich niemand von dieser Flussseite her näherte und zu kontrollieren

war. Ganz anders sah es an der Westseite der Stadt aus, wo an der Straße der Kaiser selbst bis spät in die Nacht hinein noch reges Treiben herrschte und es immer etwas für die Wachen dort zu tun gab.

Die Wachfeuer ließen sich allerdings an diesem Abend nicht so einfach entfachen, denn ein scharfer Wind wollte die Flammen offenbar immer wieder auspusten, bevor sie sich richtig emporheben konnten. Auch die schwarze Wolkenfront, die aus dem Nordosten kam, versprach für diese Nacht einen eher ungemütlichen und von stürmischem Wetter beherrschten Wachdienst.

Mürrisch und den sicher bald aufkommenden Sturm erwartend, standen die Wachleute der Ersten Tausendschaft Tharons auf ihren Plätzen. Erneut wurde eines der Feuer von einer Windböe ausgeblasen und der Ausleger musste wieder eingeholt werden. Fluchend machte sich einer der beiden Männer auf dem linken Turm daran, die Seilwinde zu bedienen und den Feuerkorb heranzuziehen. Dann stieg er auf die Rampe, über die man den Korb erreichen konnte und goss etwas Naphter über die Holzscheite. Er nahm diesmal etwas mehr davon, damit der Stoß nicht gleich wieder ausgeblasen wurde. Dann entzündete er das Feuer mit der Glut aus seinem Reisigzünder.

Die Flammen schossen durch die große Menge der Brennflüssigkeit schnell hoch und er musste zurückweichen. Ein heftiger Schmerz in seiner Brust durchzuckte ihn plötzlich und er fasste sich dorthin. Wankend schritt er zur Reling der Rampe, ihm wurde schwarz vor Augen. Er bekam keine Luft mehr und

seine Sinne schwanden, so dass er nicht einmal mehr bemerkte, wie er Übergewicht bekam und ins Wasser stürzte. Noch bevor er auf der Wasseroberfläche aufschlug, war er bereits tot. Ein Pfeil war ihm von der Seite her ins Herz gedrungen, doch das hatte niemand von seinen Kameraden gesehen.

Natürlich verursachte der Sturz große Aufregung unter den anderen Wachsoldaten, doch sie dachten, das Unglück sei aufgrund einer Unachtsamkeit ihres Kameraden geschehen. Während die Wachen auf der Brücke hinabblickten und den Mann anriefen, ließen die beiden Männer des rechten Turmes ein Rettungsseil in der Hoffnung herab, dass der ins Wasser Gestürzte es ergreifen konnte. Sein Kamerad auf dem linken Turm lief inzwischen hinab, um über eine kleine Ausfallluke unterhalb der Wehrmauer nach draußen zu gelangen und zu Hilfe zu eilen.

Alle mit der Rettung beschäftigten Männer bemerkten den riesigen Schatten nicht, der im selben Moment dicht unter der Wasseroberfläche auftauchte und wie ein gewaltiges Monster aus den Fluten aufstieg. Erst als der große Rumpf direkt vor ihnen aus dem Wasser ragte, erkannten die vor Schreck erstarrten Männer, dass es sich um ein Schiff handelte. Es war pechschwarz und mit einem geschnitzten Drachenkopf versehen, der im Schein der Feuer zu einem unheimlichen Leben erwachte und zu drohen schien. Das Schiff besaß keinerlei Aufbauten, Takelage oder Segel und es war tatsächlich aus der Tiefe erschienen.

Noch furchteinflößender waren jedoch die mit Rüstungen versehenen Gestalten auf dem Deck, die mit

Speeren und Armbrüsten bewaffnet waren, auf die Wachen zielten und schließlich schossen. Beinahe gleichzeitig wurden alle Männer auf den Türmen und der Brücke getroffen und getötet. Kurz darauf wurden weitere Pfeile mit daran befestigten Seilen abgeschossen. Die großen Geschosse verankerten sich in den Mauern und eine große Gruppe der Gestalten kletterte umgehend an den Seilen empor. Oben angekommen hangelten sich die Gestalten auf die Brücke und liefen dann über zwei schmale Stege hinüber zum Stellhaus, in dem sich die großen Winden für die Schleusentore befanden.

Der Schleusenmeister im Stellhaus blickte auf die Stege und sah die dunklen Gestalten auf sich zukommen. Der alte Mann war verwirrt und wusste weder, wer sich dort näherte, noch was er nun tun sollte. Zwischen Neugier und Angst hin und hergerissen, lief er aus dem Stellhaus hinaus und starrte die sich nähernden Gestalten mit offenem Mund an. Zwei Pfeile trafen ihn ohne Vorwarnung in die Brust und er stürzte röchelnd und stöhnend vor Schmerz auf den Holzboden des Steges. Mehrere der Gestalten sprangen achtlos über ihn hinweg und liefen in das Stellhaus hinein. Als die großen Winden betätigt wurden und sich die Schleusentore öffneten, war er bereits tot.

Unaufhaltsam schoben sich die großen Rümpfe durch das Schleusentor hindurch. Ein Schiff nach dem anderen tauchte aus den Fluten des Ihreas auf und fuhr in den Kanal hinein. Soweit es möglich war, drangen die Schiffe – noch immer unbemerkt – in die Hauptader der weißen Stadt ein. Dazwischen schwammen und

tauchten Tausende von Carcarradoiden, die schließlich an etlichen Stellen des Kanals an Land krochen und sich dort weiter voran arbeiteten. Die Häuserreihen entlang der Wasserstraße waren zum größten Teil noch unbeleuchtet – Tharon schlief tief und fest.

Bald schon erreichten die Eindringlinge die ersten Straßen und Gassen dieses Außenbezirkes der Stadt. Sie schlichen weiter voran, während immer mehr ihrer Artgenossen aus den Rümpfen der Tauchschiffe ausstiegen und ihnen folgten. Wie eine schwarze Flut ergoss sich die Menge dieser Wesen über die Stadt – und noch immer wurden sie nicht bemerkt.

Plötzlich war es jedoch mit der Heimlichkeit vorbei, denn in eine der Straßen, die bereits vor dunklen Gestalten wimmelte, bog eine tharonische Nachtpatrouille ein und entdeckte die Angreifer. Für einen Moment stutzten die Männer der Nachtwache, als sie die große Menge der Feinde auf sich zukommen sah, doch dann reagierte der Anführer der Patrouille sehr schnell. „Alarm, Alarm, Feinde in der Stadt, Feinde in der Stadt“, rief er und lief in die andere Richtung los, um so viele Bewohner der Stadt wie nur möglich zu warnen.

Seine Männer folgten ihm und verteilten sich dann umgehend, wobei sie ebenfalls den Warnruf ausstießen. Drei Männer der Patrouille wurden von Pfeilen getroffen, den anderen drei gelang die Flucht durch die Gassen bis in die Mitte der Stadt. Die Warnrufe hatten indes ihre Wirkung nicht verfehlt, denn andere Stadtwachen vernahmen ihn ebenfalls und gaben ihn weiter, wie sie es in ihrer Ausbildung gelernt hatten.

So kam es, dass sich im Ostviertel der Stadt die ersten Widerstände gegen die Eindringlinge bildeten, denn hier war eine Gruppe der Tausendschaft Tharons stationiert und die Soldaten formierten sich nach der ersten Verwunderung und Benommenheit.

Der General der Garnison ließ seine Männer ausrücken und die sternförmig um die Kaserne fortlaufenden Straßen besetzten, während die Menschen aus den Wohnhäusern herauskamen und ängstlich nach Antworten über das Geschehen suchten. Die meisten von ihnen dachten zunächst, es sei ein großes Feuer ausgebrochen, doch nirgendwo war der helle Schein von Flammen zu sehen und es hing auch kein Rauch in der Luft.

Die wirkliche Gefahr erkannten sie in dem Moment, als die Masse der Angreifer voll gerüstet und bewaffnet auch diesen Teil der Stadt überrannte und auf jeden einschlug, der erreicht werden konnte. Der General erkannte sofort die große Überzahl der Feinde und versuchte, seine Leute zum zentralen Platz neben der Kaserne zurückzuholen, um sich hier geordnet den Angreifern entgegenstellen zu können.

Doch das Chaos verstärkte sich immer mehr, denn die Menschen flohen nun angesichts der tatsächlichen Gefahr in wilder Panik vor den finsternen Gestalten, die offenbar ohne Erbarmen jeden und alles niedermachten. Selbst die tharonischen Soldaten konnten sich trotz ihrer Waffen kaum zur Wehr setzen, denn die Angreifer kämpften mit einer Wildheit und ohne Rücksicht auf ihr eigenes Leben, dass es den Männern schwerfiel, gegen diese nur von Instinkten geleiteten

Monstren zu bestehen. Nicht einmal die Hälfte der Garnisonsbesatzung kehrte zu dem Platz zurück. Dort konnten sie sich noch immer nicht richtig formieren, denn die von Panik getriebenen fliehenden Menschen, viele von ihnen schwer verwundet und blutend, liefen schreiend zwischen den Reihen der Soldaten hindurch. Es war kaum möglich, Befehle auszugeben oder gar zu verstehen. Zudem fehlten noch immer Botschaften darüber, was eigentlich genau geschah und von wo der Angriff letztlich herkam. Nur die riesige Zahl der Feinde war gewiss – und die Tatsache, dass sie den sicheren Tod brachten ...

Der persönliche Leibdiener des Kaisers weckte seinen Herrn in dessen Schlafgemach im Westflügel des Palastes. Benommen richtete Radian sich auf.

„Herr, die Stadt wird offenbar angegriffen. Wachen riefen durch die Nacht, dass Feinde innerhalb unserer Mauern wären“, erklärte der Diener dem Kaiser. „Der Rat der Generäle sammelt sich soeben unten und erwartet Euch“, fuhr er fort.

Radian sprang aus dem Bett und eilte auf den Balkon seines Schlafgemaches hinaus. Es war noch immer dunkel, der erste Silberstreif am Horizont war nur sehr schwach zu erkennen, ansonsten verdunkelten dichte Wolken den Himmel. Doch es herrschte keine nächtliche Stille in der Stadt, sondern es klang nach Unheil. Viele Schreie waren aus der Ferne zu hören, Kampflärm ertönte dazwischen und es folgte ein gewaltiger Donnerhall, der von aufloderndem Feuer begleitet wurde und Radian regelrecht zusammensucken ließ.

Dieser Donner wiederholte sich noch mehrmals und wurde sogar noch lauter, genau wie die Schreie, die näher zu kommen schienen.

„Schnell, mein Rüstzeug und mein Schwert“, befahl er seinem Diener und dieser eilte sich, die verlangten Dinge zu holen und dem Kaiser dann beim Ankleiden zu helfen. Sobald er fertig war, begab Radian sich hinab in den Audienzsaal, in dem der Rat der Generäle von Tharon – soweit vorhanden – bereits voller Ungeduld auf den Kaiser wartete. Viele der erfahrensten Soldaten des Reiches befanden sich darunter, doch sie alle schienen in diesem Moment vollkommen ratlos zu sein.

„Ihr Herren, was geschieht dort draußen in der Stadt? Wer greift uns an und weshalb?“, fragte Radian noch bevor er richtig bei den Generälen angekommen war.

„Wir wissen es noch nicht, Herr. Die Feinde kommen offenbar von überall her, sie sind über die gesamte Stadt verteilt“, antwortete einer der Männer.

„Ihre Zahl muss unendlich groß sein, es sind Monstren, die kaum aufzuhalten sind“, sagte ein anderer, der eine Schnittwunde im Gesicht hatte.

„Wie konnten sie denn nur die Mauern Tharons überwinden?“, wollte der Kaiser wissen.

„Ich glaube nicht, dass sie Mauern und Brücken überwinden mussten“, bemerkte Tojanis, der Älteste der Generäle. Er war der ranghöchste Soldat Tharons und für seinen außerordentlichen Scharfsinn und sein Gefühl für Taktik bekannt. „Meiner Meinung nach kommen sie aus dem Wasser. Die Angreifer wurden zuerst im Nordosten der Stadt entdeckt, dort wo der große

Kanal vom Ihreas hineinführt. Sie müssen auf irgendeine Weise die Schleusen eingenommen haben und sind über den Wasserweg eingedrungen.“

„Wenn ihre Zahl wirklich so groß ist, dann brauchen wir die Hilfe der Garnisonen im Umland“, bemerkte Radian. „Schickt sofort Boten aus, die jeweils die Hälfte der Besatzungen anfordern sollen, die anderen Hälften sollen in den Festungen bleiben, falls über Land noch weitere Angriffe erfolgen.“

Die Generäle nickten und wollten sich gerade aufmachen, um die Befehle des Kaisers umzusetzen, als ein verwundeter und sichtlich abgekämpfter Soldat in den Saal hineinstürzte. „Herr, Herr ..., sie kommen ... die Feinde ..., sie dringen in das Zen ... Zentrum der Stadt ein. Niemand kann sie ... aufhalten ... stark ... sie sind zu ... stark“, keuchte der Mann nach Atem ringend und fiel erschöpft vor dem Kaiser auf die Knie.

Radian stützte den Mann und sah sich zu seinen Generälen um. „Beim Vater des Lichtes, was geschieht hier?“, fragte er in einem Anflug ratloser Verzweiflung. Ein schlimmer Verdacht keimte in ihm auf und er dachte an die Warnungen der Alven, die er schließlich nicht beachtet hatte. Doch dieser Zustand Radians währte nur für einen Augenblick. Er war ein Tauris und wenn dies die Stunde der Bewährung war, dann sollte es also so sein. Er erhob sich und zog auch den Boten helfend mit hoch. „Auf, ihr Herren. Ihr habt es gehört, ziehen wir hinaus und zeigen dem Feind – wer immer er auch sein mag – was es heißt, Tharon anzugreifen und herauszufordern.“

Kaiser Radian Tauris zog sein Schwert und eilte mit schnellen Schritten aus dem Audienzsaal hinaus. Die Generäle und ein ganzer Trupp seiner Leibwächter folgten ihm hinaus aus dem Palast.

Der Platz der Völker, auf dem das Palastgebäude neben anderen Häusern stand, war ein beinahe kreisrundes Becken, das mit einer flachen Umrandung aus flachem, hellem Marmor eingerahmt war. Dieser Platz maß mehrere Felder Größe und hatte schon die Versammlungen Tausender Menschen gesehen. Nun war er wieder voller Leute, diesmal jedoch zumeist tharonische Soldaten, die sich hier gesammelt hatten und eine Formation um den zentralen Ort Tharons zu bildeten. Viele Alven und Dwanen gesellten sich dazu und hielten ihre Waffen ebenfalls bereit, um sich den Feinden entgegenzustellen.

Eine zweite große Gruppe von Kriegern stand an den Rändern der zwei breiten, parallel auf den Platz zulauenden Straßen und lenkte den Strom der flüchtenden Bewohner der Stadt. Tausende liefen mit Angst und Entsetzen in den Augen in Richtung Zentrum, um hier Schutz zu suchen. Die Soldaten hatten alle Hände voll zu tun, um das vollständige Chaos abzuwenden und zu verhindern, dass die Menschen sich gegenseitig niedertrampelten. Viele der Leute waren verwundet, andere suchten verzweifelt nach Angehörigen und riefen deren Namen. Es war ein furchtbares Durcheinander und dem Kaiser wurde erst jetzt richtig offenbar, wie groß die Gefahr tatsächlich war, in der die Stadt sich befand. Von hinten waren laute und verzweifelte Schreie zu hören. Die Flüchtenden weiter vorn auf der

Straße gerieten angesichts der Schreie noch mehr in Panik und durchbrachen mit ihrer Masse auch die Schildsperrn der Soldaten. Alle Blicke richteten sich auf das Ende der Straße, doch es war außer der sich vorschiebenden Menge nichts zu erkennen. Obwohl die Zeit des Sonnenaufganges gekommen war, blieb es fast ebenso finster, wie in der Nacht. Die düsteren Wolken am Himmel verdunkelten alles – und sie wollten angesichts des Geschehens auch das Herz des Kaisers verdunkeln. Wie konnte dies hier nur alles passieren – und weshalb ...?

Er stieg endlich auch an Deck des Schiffes und sog die Luft tief in seine großen Nasenlöcher ein. Sie roch nach Krieg und Tod und er konnte nicht genug davon bekommen. Der tierische Teil in ihm besaß die Instinkte und Fähigkeiten des Raubtieres, aus dem seine Rasse gezüchtet worden war. Er roch das Blut der Opfer seiner Armee, die unaufhaltsam in die Stadt vordrang und tötete – tötete, wie der Erhabene es ihnen aufgetragen hatte. Seine Gestalt war furchterregend, er war um etliche Spannen größer als seine Artgenossen. Er riss sein Maul auf und schüttelte den riesigen Kopf, als hätte er eine Beute gepackt, die er mit den Zähnen zerreißen wollte. Er war Individuum, im Gegensatz zu seinen Untergebenen hatte er einen eigenen Willen und konnte planen und selbstständig denken. Noch immer strömten seine Truppen aus den Schiffsrümpfen heraus in die Stadt hinein, doch er hatte auch Abordnungen in die Außenbezirke und die Brücken gesandt, um etwaige Boten der Menschen aufzuhalten,

die um Hilfe suchen sollten. Niemand würde aus dieser todgeweihten Stadt entkommen. Die Vernichtung sollte vollkommen und ohne Überlebende sein. So wollte es der Erhabene und er, sein treuester Diener, würde diese Aufgabe perfekt erledigen.

Einer seiner Untergebenen – ein Botenläufer – näherte sich dem Schiff vom Ufer aus und wartete mit gesenktem Haupt geduldig, bis er seine Meldung machen durfte. Endlich beachtete der Anführer der Armee ihn und der Bote blickte auf. „Wir nähern uns von drei Seiten dem Zentrum der Stadt und stehen nun kurz vor dem Palast ihres Kaisers. Dort wartet noch eine kleine Gruppe Gegner und will uns Widerstand leisten“, sagte er.

„Gebt das Signal zum Angriff und vernichtet alle. Nehmt die Geweihten mit und übergebt sie ihrer Aufgabe“, befahl der Anführer mit rauer Stimme.

„Ja, Herr“, nickte der Bote und entfernte sich wieder. Sein Kriegsherr widmete sich nun wieder seinen Instinkten. Er liebte den Krieg und dessen Geruch, der sich nun sehr bald noch verstärken würde. Tief sog er die Luft wieder ein ...

Der Strom der Flüchtenden brach plötzlich ab und die letzten Angehörigen dieses Zuges eilten an den Soldaten vorbei. Nur vereinzelt liefen noch Menschen die sich leerende Straße hinab und deuteten mit ängstlichen Gesichtern hinter sich. Radian eilte nach vorn und wies Teile der Truppe an, die Menschen zu begleiten und so viele Flüchtlinge wie möglich aus der Stadt

hinauszuführen. Inzwischen regte sich wieder etwas am anderen Ende der Straße. Dumpfe Trommelschläge waren plötzlich zu vernehmen. Heisere Rufe vermischten sich damit und viele dunkle Schatten erschienen dort drüben. Die Tharoner starrten diese gespenstische Szene gebannt an. Es wurde deutlich, dass die Feinde sich zum Großangriff auf das Zentrum der Stadt sammelten. Soweit die Finsternis es erkennen ließ, war die Zahl der Gegner in der Tat sehr groß, sie schienen aus allen Richtungen zu kommen. Noch warteten sie ab und rückten nicht weiter vor, aber der Sturm stand offensichtlich kurz bevor.

Radian blickte sich um und sah in die Gesichter der Soldaten und der Krieger der Alven und Dwanen. Insgesamt waren es vielleicht an die dreitausend Kämpfer, die sich hier gesammelt hatten. Wie lange konnten sie einer derartigen Übermacht an Feinden standhalten? Und wie schnell konnten die Truppen der tharonischen Garnisonen hier ankommen und helfen? Diese Fragen stellte er sich mit Sorge und mit dem Gefühl der Verlassenheit, das in ihm aufstieg und immer stärker wurde.

Plötzlich ertönte ein dumpfes Signal wie von einem Horn, das unter Wasser geblasen wurde. Tausende rauher Kehlen antworteten diesem Signal und eine riesige schwarze Masse an Körpern rollte auf den Platz und die Verteidiger zu. Es war eine regelrechte Sturmflut an Feinden, die brüllend und waffenschwingend näherkamen. Mit einem Damm aus Schilden und Speeren versuchten die Tharoner diese Flut aufzuhalten. In exakten Formationen stellten sich zwei, drei

Reihen der geübten Soldaten auf und stemmten sich gegeneinander, um sich zu stützen und den Schilderwall so stabil wie möglich zu machen. Nervös und angespannt starrten die Männer die sich rasend schnell nähernde Front aus massigen, hünenhaften Körpern an. Aber sie alle hielten noch stand, denn sie wussten, dass sich mit diesem Kampf das Schicksal Tharons entschied. Sie waren das letzte Aufgebot der Stadt – und selbst der Kaiser war mitten unter ihnen und kämpfte mit ihnen zusammen. Das gab den Männern Mut und Halt.

Im nächsten Moment war es soweit: Die Angreifer prallten auf den Schilderwall und ihr Ansturm darauf war gewaltig. Die Tharoner konnten die Front nicht für einen Augenblick halten und die Feinde brachen an vielen Stellen sofort durch. Doch die disziplinierten Soldaten stoben auseinander, ließen den Strom der Angreifer für einen Moment passieren und griffen dann von den Seiten her an. Umgehend war der Platz der Völker von kämpfenden, sich windenden und wild um sich schlagenden Gestalten übersät – das Schlachten begann. Der großen Masse der Feinde, die weiterhin auf den Platz drängten, konnte schon bald von Seiten der Tharoner nichts mehr entgegengebracht werden. Keiner der Männer kämpfte gegen weniger als zwei oder gar drei Gegner gleichzeitig. Und hatte er sie tatsächlich besiegt, kamen gleich drei neue Angreifer hinzu.

Eine Gruppe Dwanen verschaffte sich etwas Platz mit ihrer legendären Kampfkraft und den gefürchteten Rundäxten, die reichlich Ernte unter den Feinden

machten. Doch die Kampfschreie der kleinen mutigen Männer verstummten plötzlich mit einem gewaltigen Donnerhall und einem Feuerball. Beides schien direkt aus ihrer Mitte gekommen zu sein und sie wurden wie Puppen fortgeschleudert oder zerrissen.

Radian und einige der Generäle befanden sich inmitten des Kampfgewimmels und schlugen und hieben wie im Wahn um sich. Der Kaiser wehrte jeden Angriff geschickt ab und ließ seinen Gegnern keine Chance. Er kämpfte hervorragend und wuchs in dieser Stunde über sich hinaus, obwohl er dies zum ersten Mal in Kriegszeiten tat und nicht mit Achtelon schlug, wie er es sich immer ausgemalt hatte. Doch für seine Männer war Radian ein Vorbild und sein ungetrübter Kampfesmut weckte auch in ihnen immer wieder neue Kräfte – für einen Moment sah es gar so aus, als könnten die Tharoner tatsächlich widerstehen.

Doch das Unglück der Dwanen brachte die endgültige Wende im Kampf. Noch mehrmals gab es derartige Explosionen auf dem Platz, die jeweils sehr viele Opfer forderten. Die Angst vor dieser unheimlichen Waffe ließ die Männer verzweifeln. Woher kam dieses Feuer nur?

Ganz in der Nähe des Kaisers und seiner Mitstreiter versuchte eine Gruppe Angreifer direkt zu Radian vorzudringen und kämpfte sich wild durch das Gedränge der Krieger. Einer der Feinde löste sich plötzlich mit wildem Geschrei aus der Gruppe und rannte auf den Kaiser zu. Er war scheinbar unbewaffnet und trug keine Rüstung und auch keinen Helm, nur ein seltsames Bündel, aus dem Rauch aufstieg.

Radian starrte die unverdeckte Fratze des feindlichen Wesens an und blickte dabei in die toten, schwarzen Augen. Für einen Moment war er wie erstarrt und sah nur noch den Carcarradoiden auf sich zukommen. Ein weißgefiederter Pfeil traf den Angreifer mitten in den Kopf – abgeschossen von einem Alvenkrieger, der zufällig in der Nähe stand und die Szene mitbekommen hatte.

Kurz trafen sich die Blicke von Radian und dem Alven und der Kaiser dankte ihm. Einen Augenblick später gab es eine erneute Detonation und der soeben vom Pfeil getroffene Feind wurde buchstäblich zerfetzt. Viele der sich in der Nähe befindlichen Kämpfer – ob Freund oder Feind – wurden ebenfalls mit in den Tod gerissen.

„Beim Vater des Lichtes, sie opfern sich selbst“, rief jemand entsetzt aus der Menge heraus. Im selben Moment ereigneten sich weitere Explosionen mit zahlreichen Opfern. Das war zu viel für die Männer Tharons. Der Widerstand brach zusammen und die Soldaten wichen ängstlich zurück. Der Kaiser bemerkte diese Entwicklung und wollte seine Männer noch einmal zu neuem Mut auffordern, doch es hörte niemand mehr auf ihn. Das Chaos um ihn herum nahm seinen unerbittlichen Lauf. Überall starben Männer, wurden letzte Widerstandsgruppen der Tharoner und ihrer Verbündeten aufgerieben oder flohen die Soldaten einfach, um dann doch gestellt und getötet zu werden. Dazwischen ereigneten sich noch weitere Detonationen und der gesamte Platz war buchstäblich getränkt mit Blut.

Plötzlich war Kaiser Radian von einer Gruppe seiner Leibgarde umgeben. Die besten Schwertkämpfer Tharons befanden sich darunter und sie konnten den wie wilde Bestien angreifenden Feinden für eine Zeit widerstehen. Sie bildeten einen regelrechten Schutzring um ihren Herrn und zogen sich mit diesem Ring in Richtung Palast zurück. „Herr, Herr, Ihr müsst uns folgen“. rief der Anführer der Gardisten Radian zu.

„Nein, ich kann nicht fort von hier“, widersprach der Kaiser kopfschüttelnd und wollte aus dem Ring ausbrechen.

„Herr, die Stadt ist verloren. Folgt uns schnell in den geheimen Tunnel, der zur Anlegestelle Eures Schiffes führt“, beharrte der Soldat und drängte Radian schon fast mit Gewalt weiter.

„Aber ... ich darf nicht ...“, wollte der Bedrängte erwidern, doch das ließ seine Leibgarde nicht mehr zu. Sie packten ihn und zerrten ihn fast über den gesamten Platz bis hin zum Palast, dessen Treppe noch immer von tharonischen Soldaten gehalten wurde. Die Gruppe mit dem Kaiser eilte hinein, lief in das obere Stockwerk des Palastes und schließlich in das kaiserliche Gemach Radians, in dem hinter dem alten Kamin der Zutritt zu einem der geheimen Gänge des Gebäudes lag. Diese Gänge waren einst von einem der Kaiser des alten Reiches angelegt worden, um in Zeiten der Not eine Fluchtmöglichkeit zu haben - Radian hätte niemals gedacht, dass er selbst einmal in eine derartige Lage kommen könnte. Er betätigte einen Hebel in einer der Steinverzierungen des Kamins und dieser begann sich wie von Geisterhand bewegt um seine Mit-

telachse zu drehen und so den Eingang freizumachen. Einer der Gardisten betrat den Gang und entzündete eine Pechfackel, die in einer eisernen Halterung an der Seite steckte. Dann folgten der Kaiser und ein zweiter Soldat. Die übrigen Männer blieben zurück, verschlossen den Zugang wieder und waren bereit, den Palast bis zum Ende zu verteidigen.

Radian und seine beiden Begleiter stiegen eine schmale, mit engen Windungen versehene Treppe hinab, die in einem Gang unterhalb des Palastes fußte. Dieser Gang verlief quer unter der Stadt hindurch und führte zum Fluss und zur Anlegestelle des kaiserlichen Schiffes. Weder der Kaiser noch die beiden Gardisten ahnten, dass sie sich in diesem Moment in jenem Gang befanden, in dem sich rund 200 Jahre zuvor dramatische Dinge zugetragen hatten, als Yard Tauris hier im Kampf mit einem Verräter drei der Metalle der Völker erobert hatte.

Hätten die Männer das Wissen und die Zeit gehabt, dann wären sie an den Mauern sogar auf Spuren aus jenen vergangenen Tagen gestoßen. Doch sie eilten so schnell es nur ging durch den Gang, um den Fluss und das hoffentlich noch dort wartende Schiff des Kaisers zu erreichen. Der Gang wurde zu einer schnurgeraden Röhre, die in südöstliche Richtung führte und schließlich an einer Mauer der Anlegestelle endete. Ein Teil dieser Deichmauer ließ sich von innen öffnen und gab den Ausgang frei. Ein dichter und bereits sehr alter Dornenbusch verbarg diesen Ausgang vor neugierigen Augen, so dass bisher niemand außer der kaiser-

lichen Familie und einige eingeweihte Leibwächter davon wussten.

Einer der beiden Gardisten entriegelte den Schließmechanismus der Geheimtür und öffnete sie einen Spalt. Es war nichts Ungewöhnliches zu sehen. Der Ihreas floss ruhig dahin und das kleine Schiff, das den Kaiser und seine Familie von hier fortbringen sollte, wartete tatsächlich noch an der Anlegestelle knapp unterhalb des geheimen Ausganges. Der Soldat öffnete die Tür gänzlich und trat dicht hinter dem Dornenbusch hinaus. Radian und sein zweiter Begleiter folgten auf das Zeichen des ersten Soldaten. Auf der linken Seite neben dem Busch war eine Leiter befestigt, die hinunter zum Pier führte. Die drei Männer kletterten hinab und betraten die Anlegestelle mit dem Schiff, dessen Besatzung sicher schon auf den Kaiser wartete.

In der Tat schien der kleine Zweimaster für ein schnelles Ablegen bereit zu sein, doch als Radian und seine beiden Begleiter davorstanden, erhoben sich plötzlich mehrere der mit Rüstungen und den seltsam geformten Helmen ausgestatteten Feinde hinter der Reling. Zwei schnelle und leider sehr gut gezielte Bogenschüsse streckten die beiden Leibgardisten des Kaisers nieder.

Der Kaiser blieb erstarrt stehen und wartete darauf, ebenfalls getötet zu werden – doch soweit war es offenbar noch nicht. Der nächste Schock für Radian folgte umgehend, als sein Berater Dogmard auf dem Schiffsdeck erschien und gemeinsam mit zwei der Carcarradoiden den Plankensteg herschritt. Der Blick des Mannes, den er auf Radian warf, war eine

Mischung aus tiefster Verachtung und Hohn darüber, dass der Kaiser nun mit offenen Augen in diese Falle gelaufen war.

Dogmard ging direkt auf den Kaiser zu und umrundete ihn, während er ihn grinsend musterte. „Nun, Herr ...“, Dogmard betonte diese Anrede absichtlich übertrieben. „Wie fühlt sich diese vollkommene Niederlage an?“

„Ihr ..., Ihr seid ...“, stotterte Radian und schüttelte dabei ungläubig seinen Kopf.

„Ein Verräter?“, vollendete Dogmard den Satz. „Nein, Ihr seid es, der das Volk schon lange verraten hat. Schließlich seid Ihr geflohen und überlasst es seinem Schicksal, nicht wahr? Ihr seid schwach, könnt nichts allein entscheiden und wart immer auf meinen Rat angewiesen. Tharon ist ein Hort der Schwäche, des Geschwätzes und der hohlen Erinnerung an längst vergangene glorreiche Tage geworden. Nun bricht endlich eine neue Zeit an, eine Zeit der Stärke und der Herrschaft über alle Völker. Doch dafür muss alles Schwache zerstört werden – die Stadt wird geschliffen.“

„Niederträchtiger“, krächzte der Kaiser vor Zorn über diesen Verrat des Menschen, dem er am meisten vertraut hatte. Unbändige Wut stieg in Radian auf. Er, der doch immer so sehr mit Bedacht gehandelt hatte, verlor nun seine Beherrschung. Wenn dies hier wirklich das Ende von allem, was ihm vertraut und heilig gewesen war sein sollte, dann musste zumindest auch der Verräter sterben. So dachte Radian und zog sein

Schwert, um Dogmard damit niederzustrecken. Doch die Carcarradoiden waren einen Liedschlag schneller. Während einer von ihnen Radians ausholenden Schwerthieb mit der eigenen Waffe abwehrte, stach der andere ohne zu zögern zu und durchbohrte den Kaiser mit seiner langen und breiten Klinge. Radian sank stöhnend zu Boden und blieb in einer sich rasch ausbreitenden Blutlache liegen. Er lebte noch und hatte seine Augen weit aufgerissen, doch die Wunde in seinem Bauch war tödlich; niemand würde sie mehr heilen können.

„Seid ihr des Wahnes?“, rief Dogmard aufgeregt. „Der Kaiser hätte eine wichtige Geisel sein können. Was seid ihr so unüberlegt?“

„Der Befehl heißt: Schützt den Nützlichen, also schützen wir“, antwortete einer der beiden Carcarradoiden mit gleichgültiger Stimme.

„So? Na gut, es wird ohnehin nicht mehr viel zu verhandeln geben“, besann sich der ehemalige Berater des Kaisers und knetete sein Kinn nachdenklich. Dann beugte er sich zu Radian hinunter, der noch immer bei Bewusstsein war und offenbar etwas sagen wollte. Dogmard kam näher an den Mund des Kaisers heran und horchte.

„Mein ..., mein Sohn ..., mein Sohn wird mich ... rächen ... rächen“, hauchte Radian mit ersterbender Stimme.

„Euer Sohn?“, fragte Dogmard und schüttelte dabei scheinbar bedauernd seinen Kopf. „Der wird inzwischen längst tot sein. Und ist er es nicht, so befindet er sich in der Gefangenschaft des Erhabenen - und

glaubt mir, dann wird er sich wünschen, niemals geboren worden zu sein.“

Mit diesen Worten im Ohr und fern jeder Hoffnung starb Radian Tauris, der letzte Kaiser von Tharon, während seine Stadt mit ihm unterging und die Finsternis an diesem Ort zunahm ...

## **Flucht**

Überall nur Zerstörung und Tod, das war alles, was an Eindrücken auf die Flüchtenden einstürzte. Die ganze Stadt schien in Flammen zu stehen und der beißende Rauch brannte in den Lungen. Von überall her waren entsetzliche Schreie zu vernehmen, die Straßen waren übersät mit den Leichen von erschlagenen und verbrannten Bewohnern Tharons. Lucianis und der Rest seiner Männer – vielleicht ein gutes Dutzend einer ehemaligen Hundertschaft – versuchten einen Weg durch das Chaos zu finden und die Menschen, die man ihnen anvertraut hatte, irgendwie aus der Stadt zu retten.

Etwa vierzig Flüchtlinge, viele davon Alte und Schwache oder Kinder, deren Eltern getötet worden waren, folgten dem kleinen Haufen Soldaten, die dem Unglück auf dem Platz der Völker entkommen waren. Sie alle schlichen so leise wie nur möglich durch die Gassen und nutzten jede sich bietende Möglichkeit, um nicht von den Feinden entdeckt zu werden. Der Kaiser selbst hatte den Befehl dazu gegeben, die Menschen zu begleiten und vor dem Ansturm der wütenden Bestien zu bewahren. Der junge Anführer dieser Gruppe von Soldaten wollte diese Aufgabe so gut wie nur möglich meistern, obwohl er lieber weitergekämpft hätte. Es war so viel schwerer, Verantwortung für hilflose Menschen zu übernehmen, als gemeinsam mit seinen Kameraden in der Schlacht dem Feind entgegenzutreten. Bis in die Außenbezirke des Ostviertels hatten sie sich inzwischen vorgearbeitet, immer auf der Hut und jeden Schritt genau abwägend, bevor sie mit der ganzen

Gruppe von Menschen weiterliefen. Wieder hielten sie an einer Abzweigung und verbargen sich hinter dem Mauerwerk der Häuserreihe, die quer zu der Gasse stand, durch die sie hindurchmussten. Ihr Ziel war es, auf die Südostseite der Stadtmauer zu gelangen und endlich eine Brücke zu finden, über die sie die Stadt verlassen konnten.

Lucianis hockte an der Ecke des letzten Hauses und lugte vorsichtig in die Gasse hinein. Auch hier hatten die Angreifer bereits gewütet und dichter Qualm wehte dem Soldaten entgegen. Sein mit vielen Sommersprossen übersätes Gesicht war vom Kampf gezeichnet und das rotblonde Haar hing ihm schweißnass und in Strähnen vor den Augen, so dass er es dauernd wegwischen musste. Eine lange Schmarre auf seiner Stirn zog sich von der rechten Augenbraue bis hoch zum Scheitelansatz und er fuhr vorsichtig mit den Fingern über die brennende Wunde. Für einen Moment erinnerte er sich an den Kampf, der ihm diese Wunde beigebracht hatte. Hätte er seinen Kopf dabei nicht instinktiv zurückgezogen, dann wäre ihm sicher die Schädeldecke abgeschlagen worden. Doch dank seiner guten Reflexe lebte er noch und sein Gegner hatte schließlich den Stahl des tharonischen Schwertes zu spüren bekommen.

Doch nun saß Lucianis an dieser Häuserecke und versuchte sich zu verbergen. Sein Kamerad und bester Freund Tarian saß dicht hinter ihm. Tarian war ein regelrechter Hüne mit pechschwarzem Haar und einem kurzgestutzten Vollbart, der ihn älter aussehen ließ, als er in Wahrheit war. Aber vielleicht war es auch nur

der Kampf, der auch ihn gezeichnet hatte. Beide Männer waren von Jugend an Freunde, gemeinsam waren sie in den Dienst der tharonischen Armee eingetreten, hatten Seite an Seite um ihre Stadt gekämpft und mussten nun einen Weg durch die Ruinen finden. Niemand war mehr bei ihnen, der sagte, wie sie das machen sollten – sie waren auf sich alleingestellt und mussten sich in dieser Stunde bewähren.

„Wie sieht es aus, ist der Weg frei?“, fragte Tarian leise.

„Ich weiß es nicht, man kann nichts erkennen“, antwortete der Gefragte unsicher. Noch immer wehten dichte Rauchschwaden umher und man konnte kein Viertel Feld weit sehen. Die Feinde hatten ganze Arbeit geleistet. Fast alle Häuser waren zerstört. Manche von ihnen waren regelrecht fortgerissen worden von der unheimlichen Kraft der Waffen dieser Wesen. Sie hatten zunächst die Außenringe der Stadt eingenommen und waren dann ins Zentrum vorgedrungen. Auf diese Weise war die Zerstörung der Stadt vollkommen gewesen und sie hatten dadurch verhindert, dass sich die Verteidiger sammeln und geordnet Widerstand leisten konnten. Die Plötzlichkeit und Heftigkeit dieses Angriffes waren noch immer unfassbar für die Menschen – das große, mächtige Tharon war in einer einzigen Nacht gefallen. Wer sollte diesen Feind nun noch aufhalten?

Lucianis blickte hinter sich und sah die Menschengruppe an, die dicht aneinandergedrängt den Schutz der wenigen Soldaten suchte. Er sah in verzweifelte, weinende und von Entsetzen gezeichnete Gesichter.

Seine Kameraden und er waren die letzte Hoffnung, welche diesen Menschen noch blieb. Der junge Soldat wusste, dass er nun eine Entscheidung treffen musste. Er erhob sich, blickte noch einmal um die Ecke und nahm dann all seinen Mut zusammen. Langsam trat er hinter der Hauswand hervor und winkte die anderen Leute hinter sich heran.

Die Gruppe erhob sich ebenfalls und folgte ihrem Anführer stumm und möglichst ohne Geräusche. So leise es nur ging, schlichen sie die Straße hinab. Selbst die Kinder verursachten kaum einen Laut, denn auch sie spürten, dass es hier um ihr Leben ging. Sie mussten an zerstörten Häusern, an Trümmern und auch an verkohlten Leichen vorbeigehen, die überall auf der Straße herumlagen. Der allgegenwärtige Rauch behinderte die Sicht und brannte in den Atemwegen, doch niemand wagte es zu husten.

Man konnte kaum weiter als wenige Schritte sehen und so bemerkten sie den Trupp Feinde auch erst, als es bereits zu spät war. Wie aus dem Nichts tauchte die Gruppe der Carcarradoiden vor ihnen auf. Die hünenhaften Wesen zögerten nicht einen Moment und stürmten mit heiserem Gebrüll auf die Menschen los. Entsetzt wichen die Bedrohten zurück und stürzten dabei aufgrund der schlechten Sicht und voller Panik übereinander. Sie schrien und versuchten sich aus dem Durcheinander zu befreien, denn sie wussten, dass diese Wesen keine Gnade kannten und sie alle töten würden.

Doch kurz bevor die Angreifer sie erreichten, fiel der erste von ihnen plötzlich wie ein gefälltter Baum um.

Sirrende Geräusche waren zu vernehmen und weitere Carcarradoiden stürzten röchelnd zu Boden. Irgendetwas flog durch den dichten Rauch heran, traf die Wesen eins nach dem anderen und tötete sie.

Für einen kurzen Augenblick war es wieder totenstill, bis erneut eine Gestalt vor Lucianis und seinen Männern auftauchte, die sie ansprach: „Schnell, sie sind überall in der Nähe. Ihr müsst mit mir kommen.“ Es war ein Alvenkrieger, der vor ihnen stand. Einige Augenblicke später tauchten weitere Alven auf, die wie schwebend von oben herabzukommen schienen. Sie benutzten dafür ihre beinahe unsichtbaren, dünnen Seile, mit denen sie sich von den noch intakten und vorhandenen Dächern herabließen. „Folgt uns hinauf, dort oben sind wir sicher vor den Feinden“, forderte der erste Alve sie wieder auf.

„Das geht leider nicht, wir haben Alte und Verwundete dabei“, antwortete Lucianis bedauernd.

„So werden wir euch von oben Geleit geben und bis zur Brücke hinüber zum Ostufer des Ihreas leiten. Achtet nur auf unsere Rufe und vertraut uns“, sagte der Alve.

Die Menschen dankten ihren Helfern in der Not und blickten ihnen sehnsüchtig nach, als sie sich scheinbar mühelos wieder hinauf auf die Dächer begaben. Doch von nun an begleiteten die Alven die Gruppe Menschen, und das gab ihnen ein wenig Sicherheit. Stets ließ sich einer der Krieger des Lichtvolkes am Rand eines der Dächer sehen und zeigte ihnen an, wohin sie sich gefahrlos begeben konnten. Dort wo es keine zusammenhängenden Gebäudeteile mehr gab, nutzten

die Alven ihre Seile, über die sie leichtfüßig herüberschritten, als hätten sie festen Boden unter sich. Gelegentlich hörten die Menschen raue Schreie vor ihnen, doch kein Feind begegnete ihnen fortan mehr. Lediglich einige Leichen von getöteten Carcarradoiden, in denen Pfeile steckten, sahen sie auf ihrem Weg durch die Trümmer und Ruinen.

Nach nur einer halben Stunde erreichte die Gruppe der Flüchtlinge unbehelligt die östliche Stadtmauer und die äußere Ringstraße, die zu den Brücken von Tharon führte. Der Wall selbst schien zumindest hier unbeschädigt zu sein, während die Gebäude jedoch zerstört waren und teilweise noch brannten. Oben auf dem Rand der Stadtmauer waren die Alven plötzlich wieder zu sehen, die sich in geduckter Haltung hinter den Wehrzinnen entlang schlichen und ihren Schützlingen unten auf der Straße Zeichen gaben, dass sie warten sollten.

Das Osttor und die dazugehörige Brücke lagen in unmittelbarer Nähe, schienen aber von Feinden besetzt zu sein. Die Alven erhoben sich über dem Tor und schossen Pfeile in Richtung Brücke ab. Offenbar regte sich dort Widerstand, denn es wurde nun auf sie zurückgeschossen und die aufgeregten Stimmen der Feinde erhoben sich. Plötzlich erschienen einige der Carcarradoiden am Tor, entdeckten die Menschen und stürmten auf sie zu.

Lucianis und seine Männer sammelten sich umgehend und eilten den Feinden kampfesmutig entgegen. Die Wut in den Augen der Tharoner sprühte ihren Gegnern förmlich entgegen und ihre Kampfschreie waren

so heftig wie die Schwerthiebe, mit denen sie die feindlichen Wesen niedermachten, als hätten sie leblose Puppen vor sich. Die übrigen Feinde auf der Brücke wurden ausnahmslos von den Alven auf der Wehrmauer erschossen und so führte dieser Überraschungsangriff auf die Besatzer dazu, dass der Weg für die Flüchtenden frei wurde. So schnell es der Zustand der Alten und Verwunderten zuließ, eilten die Menschen über die Brücke auf das Ostufer des Flusses zu, wo sie sich am Rande der Straße sammelten. Erst als Lucianis und seine Männer alle Menschen herübergebracht hatten, wollten die Alven ihnen folgen und stiegen von der Wehrmauer herab.

Plötzlich bemerkten sie jedoch ein kleines Schiff, das sich ihnen auf dem Fluss näherte und das direkt auf die Brücke zuhielt. Das tiefblaue Segel am vorderen Mast zeigte einen sich in die Luft erhebenden Greifvogel mit einem Kranz in seinen Klauen. Dies war das Zeichen des Kaisers von Tharon und somit seine Barkasse, mit welcher er und seine Familie im Notfall aus der Stadt fliehen sollten. Hatte Radian Tauris es also tatsächlich geschafft und noch rechtzeitig das Schiff erreichen können?

Die Menschen am Ufer, die das Schiff ebenfalls entdeckt und erkannt hatten, schöpften Hoffnung. Wenn der Kaiser sich noch retten konnte, dann hatten es vielleicht auch andere Menschen noch geschafft, dann war doch noch nicht alles verloren. Doch diese Hoffnung währte nur einen Moment, denn die Ereignisse überschlugen sich im nächsten Augenblick ...

Yagosaath wartete ab, bis auch der letzte aus der Gruppe Menschen die andere Seite der Brücke erreicht und sie verlassen hatte. Erst jetzt machte er sich zusammen mit seinen Brüdern auf und verließ die Wehrmauer über dem Tor. Die Alven wollten sicher sein, dass kein Feind den Flüchtlingen folgte, deshalb hatten sie noch ausgeharrt. Natürlich drängte die Zeit, denn es würde sicher nicht lange dauern, bis die Feinde bemerkten, was sich hier am Ostufer abgespielt hatte. Aus diesem Grund eilten die leichtfüßigen Krieger nun auch schnell hinab und betraten ebenfalls die Brücke. Im selben Augenblick tauchte das Schiff hinter der Biegung der östlichen Wehrmauer auf und kam mit relativ schneller Fahrt auf die Brücke zu, um darunter hindurchzugleiten und dann weiter flussabwärts zu fahren.

Auch die Alven schöpften angesichts des kaiserlichen Wappens auf dem Segel für einen Augenblick Hoffnung, doch ihre scharfen Augen erkannten schnell, dass die Besatzung dieses Schiffes nicht aus Menschen bestand. Sofort duckten Yagosaath und seine Brüder sich hinter dem Brückengeländer und hofften, dass man sie vom Schiff aus noch nicht entdeckt hatte. Auch die Menschen am Ufer verbargen sich, als sie das Geschehen beobachteten. Wenn sich der Kaiser dort tatsächlich an Bord befand, dann war er Gefangener der Feinde, die sich an Deck aufhielten und das Schiff steuerten. Dies war jedoch auch eine Möglichkeit, ihn zu befreien. Ohne Worte blickten die Alvenkrieger sich an und verstanden sich auf Anhieb. Yagosaath spürte, dass sie alle den gleichen Gedanken hegten:

Das Schiff musste eingenommen werden. Nichts deutete darauf hin, dass man sie auf der Brücke entdeckt hatte und so warteten die Alven den passenden Moment ab, an dem das Schiff unter ihnen hindurchfuhr. An Bord waren etwa 20 der feindlichen Wesen zu sehen, es mochten sich noch einige unter Deck aufhalten, so dass die Krieger der Alven damit rechneten, dass auf jeden von ihnen zwei Gegner kommen würden. Auf das Zeichen von Yagosaath erhoben sie sich und schwangen sich gemeinsam auf das Brückengeländer. Dort standen sie nebeneinander und schossen mit ihren schlanken Bögen auf die Feinde an Deck des Schiffes, das sich kurz vor der Brücke befand.

Die Carcarradoiden waren vollkommen überrascht und wurden zum größten Teil von den Pfeilen der Alven getroffen. Diese sprangen im nächsten Moment von der Brücke herab an Deck und kämpften auch die übrigen Gegner nieder. Durch den Kampflärm aufmerksam geworden, kamen in der Tat noch einige der Wesen aus dem Inneren des Schiffes nach oben. Doch trotz ihrer guten Bewaffnung und der hünenhaften Statur hatten sie den gewandten Alven nichts entgegenzusetzen und unterlagen ebenfalls bald.

Der Kampf dauerte insgesamt nur wenige Augenblicke und das Schiff hatte sich noch nicht weit von der Brücke entfernt, als es sich bereits in der Hand der Lichtkrieger befand. Die Menschen am östlichen Ufer des Ihreas beobachteten diese Szene staunend und jubelten, als die Alven ihnen zuwinkten. Inzwischen betraten einige von ihnen das Unterdeck und durchsuchten es nach etwaigen weiteren Feinden.

Während der Anker geworfen wurde, schlichen Yago-  
saath und seine Brüder durch den Fracht- und Mann-  
schaftsraum, von dem aus zwei Türen zu den Kabinen  
im Heck des Schiffes abzweigten. Vorsichtig und leise  
postierten sich die Alven vor diesen Türen und öffne-  
ten sie dann gleichzeitig mit vorgehaltenen Waffen.  
Die von ihnen gesehen rechte Kabine war leer, in der  
linken fanden sie zu ihrer Überraschung einen Men-  
schen vor, der auf einer Pritsche unterhalb eines gro-  
ßen bunten Fensters lag und die Alven mit ängstli-  
chem Gesichtsausdruck anstarrte. Die Krieger erkann-  
ten den Mann an seiner mit schweren Brandnarben  
verunstalteten rechten Gesichtshälfte: Es war Dog-  
mard, der Berater des Kaisers.

Der alte Mann erhob sich vorsichtig und ging dann, als  
er die Alven erkannte, scheinbar erleichtert auf sie zu.  
„Sind diese Monstren besiegt? Habt ihr das Schiff ein-  
genommen, ihr Herren Alven?“, fragte er aufgeregt.

„Ja, das haben wir. Dies ist das Schiff des Kaisers, nicht  
wahr?“, wollte Yagosaath wissen.

„Ja ..., das war es einmal“, antwortete Dogmard und  
senkte den Kopf.

„Wo ist der Kaiser?“, fragte der Alve.

„Tot. Radian Tauris ist tot und damit die gesamte Fa-  
milie Tauris. Ich musste mit ansehen, wie sie ihn an  
der Anlegestelle niedermachten. Es war schrecklich“,  
erzählte der alte Mann scheinbar niedergeschlagen  
und den Tränen nah. Die Alven hörten betroffen sei-  
nem weiteren Bericht zu, in dem Dogmard die Ge-  
schehnisse so ausschmückte, dass kein Verdacht auf  
seinen Verrat aufkommen konnte und er sich als ein

Opfer, das zufällig überlebte, darstellte. „Vielleicht dachten diese Wesen gar, dass ich der Kaiser sei und ließen mich deshalb am Leben“, beendete er seine Geschichte.

„Ihr habt auf jeden Fall großes Glück gehabt und solltet dem Vater des Lichtes danken, dass Ihr noch am Leben seid. Die ganze Stadt wurde zerstört und fast all ihre Bewohner getötet. Drüben am Ufer warten noch einige Soldaten mit Überlebenden, die wir aus der Stadt leiteten“, erklärte Yagosaath.

„Es haben Menschen überlebt?“, fragte Dogmard überrascht. „Was habt ihr nun vor?“

„Nun, wir könnten dieses Schiff nutzen, um rasch von hier fortzukommen und die Küste in Richtung Südosten zu befahren, bis wir nach Artis gelangen, um von dort aus die anderen Völker zu warnen“, schlug der Alve vor. Er ahnte ja nicht, welche Wirkung dies auf den ehemaligen Berater des Kaisers hatte.

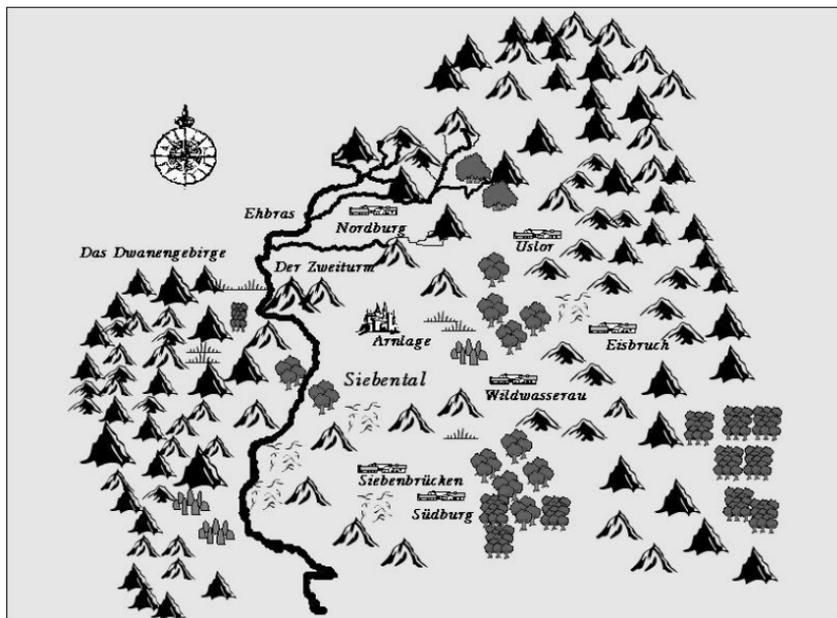
Dogmard nickte nur, sagte jedoch nichts. Innerlich war er wütend und enttäuscht über die Tatsache, dass diese Alven so unerwartet das Schiff gekapert und seine eigenen Pläne durcheinandergebracht hatten. Ursprünglich wollte er sich mit dem Schiff des Kaisers, das er nun als sein Eigentum betrachtete, nach Tharon-Osra begeben. Der Hafenort an der Mündung des Ihreas war inzwischen von der Armee des Erhabenen besetzt aber nicht zerstört worden. Man benötigte ihn noch für weitere Expansionen und er, Dogmard, sollte der Stadthalter dieses dann wichtigen Ortes werden. Seine eigenen, geheimen Pläne führten darüber hinaus

noch viel weiter, doch diese Gedanken begrub er tief in sich.

Im Moment wurde sein Vorhaben jedoch zunächst vereitelt von diesem kleinen Haufen von einfältigen und ewig unerträglich moralischen Halbgeistern aus längst vergangenen Zeiten, die einfach nicht wahrhaben wollten, dass ihre Epoche schon längst abgelaufen war. Doch Dogmard machte gute Miene zum aus seiner Sicht bösen Spiel und überlegte bereits, wie er diese Plage wieder loswerden konnte – sein Plan reifte, während die Menschen vom Ufer an Bord geholt wurden und sich das Schiff wieder in Richtung Mündung des Flusses aufmachte ...

-Ende des siebten Teils-

# Das Siebental





*Björn Harmening, Jahrgang 1966, lebt und arbeitet in der Industriestadt Salzgitter. Zusammen mit seiner Familie bewohnt er ein altes Fachwerkhaus im alten Kern der Stadt.*

*Neben seiner beruflichen Tätigkeit bei einem niedersächsischen Automobilhersteller, bei dem er derzeit als Mitglied des Betriebsrates die Interessen seiner Kolleginnen und Kollegen vertritt, hat er sich dem Sport – vor allem dem koreanischen Kampfsport, dem Laufen und dem Krafttraining verschrieben.*

*Mit dem Schreiben hat er bereits vor über 20 Jahren begonnen. Die drei Teile mit dem ursprünglichen Titel „Der Kaiser von Tharon“ waren dabei sein Erstlingswerk. Das inzwischen auf neun Bände angewachsene Fantasy-Epos erscheint nun erstmals insgesamt im Taschenbuchformat und ergänzt so die erfolgreiche E-Book-Serie der Tharon-Saga. Daneben gibt es von ihm noch Titel aus anderen Genres, die ebenfalls als Taschenbücher und in elektronischer Form erhältlich sind.*

*Viele seiner politischen Texte sind auf seiner privaten Homepage ([www.ascia-ir-silva-ebooks.homepage.t-online.de](http://www.ascia-ir-silva-ebooks.homepage.t-online.de)) erhältlich. Darin äußert er sich vor allem zu sozialen Themen, aber er schreibt auch Gedichte und Kurzgeschichten, die kostenlos als PDF zum Download bereitstehen.*